Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Seite
Das Geheimniß des Geigers. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)	5
Wer ist schuldig? Aus den Erinnerungen eines alten Kriminalbeamten. Von A. Oskar Klaußmann	105
Der Vorläufer Stephenson's. Ein Bild aus der Geschichte der Technik. Von H. v. Spielberg	184
Waidmännische Zauberkünste. Kulturhistorische Skizze von A. Berthold	196
Ein Kapitel vom Staube. Beitrag zur Gesundheitspflege. Von Ewald Paul	209
Römische Kaiserreisen. Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Von E. Straeter	220
Ein Einsiedler. Zoologische Skizze von J. Heimwahl	235
Mannigfaltiges:	
Des Königs von Westphalen letzter Abend in Paris	245
Der „Teufel im Glase"	247
Die heiligen Hunde	248
Ein erkaufter Wunsch	249
Ueber die Fabrikation von Jöngköpings Tändsticker 2c.	250
„Der dumme Stein!"	252
Konfiszirte Bücher	253
Der Hufeisentribut	254
„Womit bedauert Ihr ihn?"	255
Die Bienen in den Tropen	256
Eine gewährte Bitte	256

Das Geheimniß des Geigers.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Es war um die Mittagsstunde, als der Kandidat Johannes Werner die zahlreichen Stufen der alten Wendeltreppe zu Balthasar Stiller's Wohnung emporstieg. Er hatte kaum jemals so viel Zeit dazu gebraucht, als gerade heute, und es war sonst nicht seine Art gewesen, so lange zaudernd vor der Thür zu stehen, ehe er die Glocke zog.

„Ist Herr Stiller zu sprechen?" fragte er die alte Aufwärterin, welche ihm öffnete; aber er erhielt eine verneinende Antwort.

„Der Herr hat sich im Atelier eingeschlossen und streng verboten, ihn zu stören, wenn es nicht etwas sehr Wichtiges sei. Ich glaube, er muß sich beeilen, das Bild fertig zu bringen, das er verkauft hat."

Werner zauderte.

„Etwas Wichtiges habe ich freilich nicht, wenigstens nicht für ihn. Und die übrige Familie? Ist sie ausgegangen?"

„Fräulein Elfriede ist allein zu Haus. Wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten, Herr Kandidat?"

Er folgte der Aufforderung, wenn auch mit einer merklichen Beklommenheit, die sonst nicht zu seinem Wesen gehörte. Die Aufwärterin hatte es für überflüssig gehalten, ihn anzumelden, und so kam es, daß Elfriede durch seinen Eintritt völlig überrascht wurde.

„Sie, Herr Werner — um diese Stunde?" fragte sie, rasch von ihrem Arbeitstischchen aufstehend, und das Leuchten in ihren schönen Augen, wie das lebhaftere Roth, welches ihre Wangen färbte, waren recht verrätherische Zeugen, daß ihr sein Kommen keineswegs gleichgiltig sei. Doch auch durch die freundliche Begrüßung war Werner's Verwirrung und Niedergeschlagenheit nicht verscheucht worden, und er fuhr sich ein paarmal mit dem Taschentuch über die Stirn, wie Jemand, der erschöpft ist von einer großen körperlichen Anstrengung.

„Es ist gewiß sehr ungeschickt, daß ich Sie störe," erwiederte er, „aber da ich wahrscheinlich schon morgen genöthigt sein werde, abzureisen, so wollte ich nicht unterlassen —"

Es zitterte wie verhaltene Wehmuth in seinen Worten, und auch Elfriede sah sehr bestürzt aus.

„Wie? Sie werden abreisen?" fragte sie, da er stockte. „Mein Gott, was ist denn so plötzlich geschehen?"

„Es ist ja im Grunde nichts Unerfreuliches. Dem

altersschwachen Pastor von Frauensee soll ein Hilfsgeistlicher an die Seite gegeben werden, welcher später sein Nachfolger sein soll. Und das Konsistorium hat mich dazu berufen."

Elfriede konnte zwar nicht verhindern, daß es auf dem Grunde ihrer Augen feucht erglänzte; aber es hatte doch den Klang der vollsten Aufrichtigkeit, als sie dem Kandidaten ihren Glückwunsch aussprach.

„Auch der Vater wird sich von Herzen freuen," fügte sie hinzu, „obgleich es uns Allen sehr schwer sein wird, nun einen lieben Freund zu entbehren."

Der Kandidat senkte das Haupt und schaute angelegentlich vor sich nieder.

„Der Verlust trifft wohl nur mich," sagte er leise. „Das Glück, welches ich im Verkehr mit den Ihrigen und mit Ihnen, Fräulein Elfriede, genossen habe, werde ich nimmer wiederfinden. Mir ist, als müßte ich das Beste hier zurücklassen, das ich besitze."

Sie wußte nichts zu seinem Troste zu sagen, denn die Empfindung, welche ihn beherrschte, durchbebte ja auch ihr eigenes Herz. Es gab ein längeres Schweigen zwischen ihnen; dann fuhr Werner, wie aus einem Traume emporfahrend, fort: „Der jetzt amtirende Prediger tritt gleich nach meiner Ankunft in Frauensee eine Erholungsreise an. Ich werde das Pfarrhaus ganz allein bewohnen, und ich fürchte, es wird recht einsam sein in meinem neuen Heim."

Elfriede beugte sich tiefer auf ihre Näharbeit herab.

„Vielleicht nicht auf lange, Herr Werner. Haben Sie sich

erst den eigenen Herd erbaut, dürfen Sie auch die Gattin heimführen, welche das Feuer auf demselben entzündet."

Ihre Worte sollten scherzhaft klingen, aber es war ein Beben in ihrer Stimme, das ihnen gegen den Willen der Sprechenden einen ganz anderen Ausdruck gab. Ueber das Antlitz des Kandidaten glitt es wie ein Schimmer freudiger Hoffnung.

„Darf ich das, Fräulein Elfriede?" fragte er zögernd. „Ist die Hoffnung nicht allzu vermessen, daß sich ein edles Mädchen entschließen könnte, die einsame Stille eines armen Walddorfes mit mir zu theilen? Was ich ihr zu bieten vermöchte, ist gar gering. Es können vielleicht noch Jahre vergehen, bevor ich in das Amt des eigentlichen Seelsorgers aufrücke, und auch dann habe ich nur spärliche Einkünfte zu erwarten. Eine Frau, welche ihr Schicksal unlöslich mit dem meinigen verbände, würde kein glänzendes Loos gezogen haben."

„Aber sie könnte trotzdem glücklich sein. Ich meine doch, daß wahre Liebe auch das bescheidenste Häuschen in eine Stätte des Glückes zu verwandeln vermag."

Nie hatte dem Kandidaten ihre Stimme so süß geklungen, nie hatte eine so wonnige Empfindung seine Brust erfüllt. Er blickte nicht mehr schüchtern vor sich nieder, sondern die ernsten Augen, von denen eine so milde, wohlthuende Wärme ausging, ruhten unverwandt auf ihren reinen Zügen.

„Und wenn ich nun all' meinen Muth zusammennähme, zu fragen, ob Sie es sein wollen, Elfriede, welche diese beglückende Wandlung bewirkt, ob Sie dereinst als die

theure Gefährtin meines Lebens mit mir einziehen wollen in das prunklose Heim?"

Er war dicht vor sie hingetreten und hatte ihre Hand ergriffen, die sie ihm ohne Widerstreben überließ. Aber diese kleine weiche Hand war plötzlich sehr kühl geworden, und Werner fühlte, wie sie leise erzitterte unter seinem innigen Druck.

„Warum antworten Sie mir nicht?" fuhr er nach kurzem Harren sanft drängend fort. „Ist es möglich, daß ich Sie dennoch mißverstanden habe?"

Der Kampf, welchen Elfriede mit ihrem eigenen Herzen zu bestehen gehabt, war überwunden. Ohne Zagen und Befangenheit sah sie dem Freunde in das treue Gesicht.

„Nein," sagte sie, „Sie haben mich recht verstanden. Ich bin gewiß, daß die Frau, welche sich Ihrer Führung anvertraut, das reinste Glück gefunden hat. Aber nicht mir ist es beschieden, dies Glück zu empfangen."

„Nicht Ihnen, Fräulein Elfriede?"

Seine Lippen zuckten, und eine namenlose Bestürzung prägte sich in seinen Zügen aus.

„Zürnen Sie mir nicht," fuhr sie herzlich fort. „Aber ich darf gegen Sie nicht minder offen sein, als Sie es jederzeit gegen uns gewesen sind. Mein Wirkungskreis ist in diesen vier Wänden. Hier habe ich die Aufgabe meines Lebens gefunden und hier habe ich auch all' mein Glück zu suchen. Ich darf meinen Vater nicht verlassen, und ich muß an der Seite der Schwester bleiben, so lange sie nicht einen besseren und stärkeren Schutz gefunden hat, als es der meinige ist."

„Und darum — darum weisen Sie meine Werbung zurück?“

Elfriede neigte bejahend das Köpfchen.

„Ich habe eine Pflicht auf mich genommen, und ich muß standhaft bleiben, um sie auch weiterhin gern und freudig zu erfüllen. Sie waren bis zu dieser Stunde mein bester, mein einziger Freund. Wollen Sie mich nun veranlassen, Johannes, mir selber untreu zu werden? Nein, lassen Sie uns so von einander gehen, wie wir bisher zusammen gelebt. Und wenn ich Ihres stützenden Armes jemals bedürfen sollte, so wird mich wahrlich kein thörichtes Bedenken abhalten, den Beistand des Freundes zu erbitten.“

Sie hielt seine Rechte in beiden Händen und blickte mit herzgewinnender Innigkeit zu ihm auf. Der Kandidat hatte ebenso wenig wie sie selbst bemerkt, daß sich von draußen her Jemand der Thür des Zimmers näherte. Der Teppich im Nebengemache hatte den Schall der Schritte gedämpft, und sie wurden der unwillkommenen Störung erst gewahr, als sich die Thür bereits geöffnet hatte. Balthasar Stiller stand auf der Schwelle, und neben ihm Kurt v. Hardenegg. Das arglose Gemüth des Malers fand in dem traulichen Beisammensein der Ueberraschten augenscheinlich durchaus nichts Befremdendes, denn er begrüßte den Kandidaten in der gewohnten, geräuschvollen Weise. Der Premierlieutenant aber kniff die Lippen zusammen, und glitt mit einem so kalten, hochmüthigen Blick über Werner hinweg, als wäre an der Stelle, da er stand, nur leere Luft.

Was er bis dahin noch immer als Unmöglichkeit belächelt, jetzt hatte er es mit seinen eigenen Augen gesehen,

und die Abweisung, welche er selber mit seinen Bemühungen um Elfriedens Gunst erfahren, erschien ihm um so beschämender, nun, da er wußte, daß er sie auf die Rechnung eines so unbedeutenden Menschen zu setzen habe, wie es dieser hagere Theologe war. Und dazu kam, daß er die Tochter des Malers nie so schön und begehrenswerth gesehen hatte, als in diesem Augenblick, wo der Abglanz einer tiefen seelischen Bewegung auf ihrem Antlitz lag. Jene unsinnige Eifersucht, die sich bei seinem heißblütigen Temperament leicht bis zur wildesten Leidenschaft steigerte, wühlte von Neuem in seinem Inneren, und in seinem Gehirn war für nichts Anderes Raum, als für den einzigen Gedanken, wie er diesen unbequemen Nebenbuhler aus Elfriedens Nähe entfernen könne, nicht nur für heute, sondern für immer.

Unter einem sehr wenig stichhaltigen Vorwande lehnte er es ab, sich mit Balthasar Stiller in das Atelier zu begeben, und als er sehen mußte, daß der Kandidat nicht sogleich Miene machte, sich zu empfehlen, folgte er der ersten besten Eingebung, die ihm für seinen nächstliegenden Zweck angemessen schien.

„Es war meine Absicht, Sie für den Rest des Tages den Ihrigen zu entführen,“ wandte er sich an den Historienmaler. „Ich habe Ihre Gastfreundschaft nun schon so oft genossen, daß Sie sich nicht weigern dürfen, auch einmal die meinige anzunehmen. Wir werden in meinem Hotel speisen und nachher die Damen — vorausgesetzt, daß wir ihre Erlaubniß dazu erhalten — zu einer Spazierfahrt abholen.“

Balthasar Stiller streichelte seinen grauen Bart, wie er zu thun pflegte, wenn ihm etwas Angenehmes widerfuhr.

„Ihr Vorschlag ist gar nicht so übel. Was meinst Du dazu, Elfriede?"

„Es ist selbstverständlich Deine Sache, Dich darüber zu entscheiden, lieber Vater. Auf die Spazierfahrt werden wir freilich verzichten müssen, da ich den Besuch einer Freundin erwarte."

Hardenegg war auf diese Ablehnung fast vorbereitet gewesen, und doch verletzte sie ihn auf's Neue. Aber es war ihm ja vor Allem darum zu thun, den Kandidaten zu entfernen, der unmöglich zurückbleiben konnte, wenn der Maler und sein Gast die Wohnung verließen. Deshalb antwortete er Elfriede nur mit einer stummen Verbeugung und forderte Stiller auf, ihn sogleich zu begleiten. Schon nach wenigen Minuten erschien der Alte in seinem besten Anzuge und mit strahlender Miene.

„Warum sollte ich nicht trotz meiner grauen Haare noch einmal anfangen, leichtsinnig zu werden?" meinte er lachend. „Wie wäre es denn, Mann Gottes, wenn Sie den Dritten im Bunde machten? Sie sehen ganz so aus, als könnte Ihnen eine kleine Aufheiterung nur von Nutzen sein."

Werner lehnte ab; doch er war genöthigt, sich zugleich mit den Anderen zu verabschieden, obwohl er ein heißes Verlangen fühlte, Elfriede noch einmal, wenn auch nur für wenige Minuten, allein zu sprechen. Wohl glaubte er bei der Trennung einen innigeren Druck ihrer Hand zu empfinden; aber er wußte ja, daß er in diesem stummen

Zeichen der Zuneigung ebenso wenig eine Aufforderung zu hoffen sehen dürfe, als in dem langen, beredten Blick der schönen, feucht glänzenden Augen. Dem aufmerksamen Mißtrauen Hardenegg's war auch diese letzte wortlose Zwiesprache Beider nicht entgangen, und er hatte in Wahrheit Mühe, während des kurzen Weges, den er in der Gesellschaft des Kandidaten noch zurücklegte, die äußeren Formen gesellschaftlicher Höflichkeit gegen diesen zu bewahren.

Sobald er aber mit dem Maler allein war, schien er in der besten Laune. Trotz seiner bei dem Künstlerfest an den Tag gelegten Abneigung gegen das Tafeln an öffentlichen Orten, hatte sich Balthasar Stiller auf die Frage des Premierlieutenants ohne Bedenken dafür entschieden, das Mittagessen an der stark besetzten Tafel des Hotels einzunehmen, und seine beinahe überlaute Gesprächigkeit hätte fast den Verdacht erwecken können, daß es ihm darum zu thun sei, die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich zu ziehen und ein wenig mit seiner vornehmen Gesellschaft zu prahlen. Auch sprach er den von Hardenegg bestellten edlen Weinen recht wacker zu, und es war nicht zu verkennen, daß die Geister derselben bald eine gewisse Herrschaft über ihn gewannen. Eben wurde der Nachtisch aufgetragen, als sich der Portier des Hotels dem Premierlieutenant näherte.

„Herr Brüning ist draußen," meldete er, „er läßt fragen, ob der Herr Baron auf wenige Minuten zu sprechen wäre."

Hardenegg war unangenehm berührt. Der Bildhauer

war in den letzten Tagen zweimal im Hotel gewesen, ohne ihn anzutreffen, und Kurt hatte das unbehagliche Bewußtsein, sich einer Unhöflichkeit schuldig gemacht zu haben. Er beurlaubte sich bei Stiller und ging hinaus. Schon die ernste Miene des Freundes weissagte ihm nicht viel Erbauliches.

„Ich durfte doch nicht versäumen, Dir Lebewohl zu sagen, Hardenegg, denn ich muß wohl annehmen, daß Deine Abreise unmittelbar bevorsteht."

„Das klingt beinahe, als ob Du dieselbe wünschest. Ich denke vielmehr noch auf eine unbestimmte Zeit hier zu bleiben."

„Vergieb, wenn mich diese Aenderung Deiner Bestimmungen überrascht. Es wird Leute geben, welche darin eine Bestätigung für die sonderbaren Gerüchte finden, von denen seit mehreren Tagen die Wände der Künstlerkneipen widerhallen."

Dem Premierlieutenant stieg das vom Wein erhitzte Blut rasch zum Kopfe.

„Ich wüßte nicht, wie man in Künstlerkneipen dazu kommen sollte, sich mit meiner Person zu beschäftigen," sagte er scharf.

„Nun, man spricht eben von dem, was offenkundig ist. Oder hast Du etwa geglaubt, man werde es für etwas ganz Natürliches halten, daß Du dem armen Stiller für eine fabelhafte Summe eines seiner unmöglichen Bilder abgekauft hast?"

„Das weiß man? Und es wird davon gesprochen?"

„Du hast Deinen grauhaarigen Schützling schlecht

gekannt, wenn Du meintest, er werde den Triumph, auf den er während eines ganzen Menschenlebens vergeblich gewartet, nun bescheiden vor aller Welt verbergen. Ich bin überzeugt, daß er zu keinem anderen Zweck in den Straßen herumläuft, als um jedem Bekannten die große Neuigkeit aufzutischen. Gestern erst sah ich ihn im eifrigen Gespräch mit dem Redakteur der ‚Morgenpost‘, und ich halte jede beliebige Wette, daß man Dich morgen in den Spalten dieses Blattes als einen neuerstandenen Mäcenas feiern wird."

„Wie kleinstädtisch! Ist es denn in diesem Nest etwas so Ungeheuerliches, wenn Jemand ein Bild kauft, das ihm gefällt?"

„Keineswegs! Das Ungeheuerliche ist eben nur, daß Dir ein Bild Balthasar Stiller's gefallen konnte. Aber die guten Leute, welche sich damit beschäftigen, haben auch des Räthsels Lösung bereits gefunden. Mit verständnißinnigem Lächeln haben sie sich daran erinnert, daß der Maler eine schöne Tochter hat."

„Was heißt das?" fuhr Hardenegg auf. „Wer kann es wagen, meine Handlungsweise zu verdächtigen?"

„Zu verdächtigen? Welch' ein unangenehmes Wort! Man ist im Gegentheil davon entzückt, denn es gibt keinen Einzigen, welcher der wackeren Familie das Glück einer solchen Verbindung nicht von Herzen gönnte."

Das Gesicht des Freiherrn hatte sich bis über die Stirn hinauf geröthet.

„Brüning, ist das Spott?" fragte er, den Bildhauer mit flammendem Blick fixirend.

Jener aber klopfte sehr ruhig die Asche von seiner Cigarre und erwiederte gelassen: „Nicht im Mindesten. Ich rede im vollen Ernst. Wodurch wäre ich denn auch berechtigt, zu glauben, daß mein Freund einer Schlechtigkeit fähig sei?"

Hardenegg's Hand ballte sich zur Faust; eine heftige Entgegnung wollte sich mit leidenschaftlichem Ungestüm auf seine Lippen drängen. Da aber sah er das von Wein und Glückseligkeit hochgefärbte Antlitz des Historienmalers in der Saalthür auftauchen, und es war, als hätte den Freiherrn bei seinem Anblick ein rascher, trotziger Gedanke durchzuckt.

„In der That, es ist sehr klug, meine Handlungsweise mit einiger Vorsicht zu beurtheilen," sagte er mit gedämpfter Stimme zu dem Bildhauer. „Das erspart dem Einen oder dem Anderen eine Beschämung. Du wirst mir gestatten, morgen auf diese Unterhaltung zurückzukommen."

Er verabschiedete sich mit einer kurzen Verbeugung und ging Balthasar Stiller entgegen. Laut genug, daß Brüning es noch vernehmen mußte, rief er dem Maler zu: „Sie werden Ihre Cigarre auf meinem Zimmer rauchen, mein lieber Freund. Es könnte sein, daß wir noch Wichtiges mit einander zu reden haben."

Kopfschüttelnd schaute ihnen der Bildhauer nach, wie sie Arm in Arm die Stufen der Marmortreppe erstiegen.

Fünftes Kapitel.

Der heutige Tag war wirklich ein Festtag für Balthasar Stiller, und in seiner kindlich offenherzigen Art machte er daraus dem Freiherrn gegenüber durchaus kein

Geheimniß. Mit wohligstem Behagen lehnte er sich in die weichen Polster des Sopha's zurück, und indem er den duftigen Rauch seiner Cigarre in kunstvollen Ringen von sich blies, sah er mit wahrem Entzücken der geschickten Hantirung Hardenegg's zu, welcher eben zum ersten Mal die Champagnergläser füllte.

„Wahrhaftig, Ihr reichen Leute habt keine Ahnung davon, zu wie beneidenswerthen Geschöpfen Euch die Laune des Schicksals gemacht hat," sagte er. „Ich möchte wetten, daß ein Diner, wie wir es eben gehabt haben, und eine Flasche von diesem Wein Ihnen als die gewöhnlichsten Dinge von der Welt erscheinen, daß Ihre Gedanken in diesem Augenblicke kaum einen höheren Flug nehmen, als zu einer anderen Stunde des Tages. Damit will ich Ihnen ja nicht gerade einen Vorwurf machen; aber es ist doch ein recht wehmüthiges Ding, wenn Einem gleich dem alten Moses die Gefilde des gelobten Landes nur einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit von Weitem gezeigt werden, damit man nachher vom Berge herabsteige und sich in der Wüste begraben lasse. Dieser göttliche Trank hat mir für ein paar Stunden meine ganze Jugend und all' meine Begeisterung wiedergegeben. Hätte ich jetzt einen Stift und eine Leinwand, so würde ich Sie mit den Eingebungen meines Genius in bewunderndes Staunen versetzen. Aber das Strohfeuer flackert leider nicht länger, als die Geister des Weines in meinem Blute ihr Wesen treiben. Wenn ich in meine armselige Dachwohnung zurückgeklettert sein werde, ist Alles verflogen, und ich mag dann zusehen, wie ich mich mit meinem Katzenjammer zurechtfinde. Als

Erinnerung an das genossene Vergnügen bleibt mir höchstens die tröstliche Gewißheit, daß ich wahrscheinlich ein sehr berühmter Mann geworden wäre, wenn ich in Ihrem Alter hätte Ihre Lebensweise führen können."

Hardenegg hatte inzwischen zweimal sein Glas geleert, und seine sonst so feste Hand zitterte leicht, als er es zum dritten Male füllte.

„Und wäre es bei Ihrer Rüstigkeit und Schaffenskraft wirklich zu spät, nachzuholen, was damals eine Laune der Glücksgöttin versagte?"

„Nehmen wir immerhin an, daß es zu spät sei. Darin liegt auch eine Art von Trost."

„Nein, verehrter Freund, Sie haben mich noch nicht ganz verstanden! Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich wenigstens einem Theil Ihrer so berechtigten Wünsche die Erfüllung verschaffen könnte."

„Pah! Wollen Sie sich über mich lustig machen? Wären Sie etwa geneigt, Ihr Vermögen mit mir zu theilen?"

Der Premierlieutenant hatte abermals ausgetrunken und nun setzte er sein Glas auf den Tisch, daß es klirrte. Er stand auf und schob seinen Sessel zurück.

„Unter einer einzigen Voraussetzung — ja!"

Der Historienmaler schüttelte seine Löwenmähne und starrte zu dem hochgewachsenen Aristokraten empor mit der Miene eines Menschen, der nicht recht weiß, ob er sich belustigt oder erzürnt zeigen soll.

„Das müßte eine sonderbare Voraussetzung sein," knurrte er, ohne den Kelch, den er eben vom Tisch ge-

nommen, zum Munde zu führen. „Des Spasses halber könnten Sie sie schon hören lassen!"

„Nicht des Spasses halber, sondern im vollsten, heiligsten Ernst. Wenn Ihre Tochter Elfriede einwilligt, meine Gattin zu werden, so steht ihr und den Ihrigen Alles zur Verfügung, was ich mein eigen nenne. Die Voraussetzung ist nicht all' zu fürchterlich, wie Sie sehen."

Balthasar Stiller's Champagnerglas war zu Boden gefallen, und seine zitternde Linke zerdrückte die halb gerauchte Cigarre, ohne daß er gefühlt hätte, wie er sich an ihrem Feuer verbrannte. Mit bebenden Knieen richtete er sich aus seiner sitzenden Stellung auf.

„Ich bin ein alter Mann, Herr v. Hardenegg, und ich kann nicht mehr recht beurtheilen, wie weit ich im Augenblick unter der Herrschaft dieses Teufelsweines stehe. Es ist möglich, daß ich vorhin närrisches Zeug geschwatzt habe; aber gibt Ihnen das ein Recht, Ihren Spott mit mir zu treiben?"

„Was soll ich thun, um Ihnen zu beweisen, daß ich ernsthaft rede? Vielleicht hätte ich Ort und Stunde für meinen Antrag glücklicher wählen können; aber ich weiß ja, daß Sie nicht der Mann sind, welcher an der Verletzung einer bloßen Förmlichkeit Anstoß nimmt. Ich werbe also in aller Form um die Hand Ihrer Tochter Elfriede, und ich erwarte Ihre Antwort."

So gewaltig im ersten Augenblick die Ueberraschung des Malers gewesen war, mit so erstaunlicher Schnelligkeit wußte er sich doch in die Lage zu finden. Seine Lebenskenntniß und Lebenserfahrung war diejenige eines

Kindes, und eine Ueberlegung von wenigen Sekunden reichte hin, ihm das Unerhörte und Unmögliche als die natürlichste Sache von der Welt erscheinen zu lassen. Was kümmerte es ihn, daß nach der landläufigen Auffassung eine schier unübersteigliche Kluft zwischen der gesellschaftlichen Stellung des Freiherrn und seiner eigenen lag? War es nicht genug, daß der Aristokrat die Liebenswürdigkeit hatte, dieselbe gänzlich zu übersehen? Mit der Rührung eines glücklichen Vaters eilte er auf Hardenegg zu und schloß ihn in seine Arme. Er hatte keine Fragen und keine Bedenklichkeiten. Seiner rechtschaffenen Ueberzeugung nach hatte er einem solchen Antrage gegenüber nichts Anderes zu thun, als mit freudigem Herzen seinen Segen zu geben.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief er unter wirklichem Schluchzen. „Welch’ eine Ueberraschung! Welch’ eine Freude!“

Die überströmende Zärtlichkeit des Historienmalers wirkte etwas ernüchternd auf Kurt und setzte ihn in Verlegenheit. Nicht ohne Mühe entzog er sich seiner Umarmung und drückte ihn sanft auf einen Sessel nieder.

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr väterliches Wohlwollen, mein lieber Herr Stiller,“ sagte er, „aber ich bin leider nicht ganz sicher, bei Fräulein Elfriede eine ebenso freundliche Aufnahme zu finden.“

„Warum zweifeln Sie daran? Warum sollte sie sich bedenken, die kümmerliche Gegenwart mit einer glänzenden Zukunft zu vertauschen?“

Hardenegg mußte unwillkürlich lächeln. Dieser kind-

liche Alte, den das Blinken des verheißenen Reichthums völlig berauscht hatte, bot ein beinahe rührendes Schauspiel.

„Ich glaube doch wohl annehmen zu dürfen," sagte er fein, „daß nicht die Veränderung in den äußeren Lebensverhältnissen das Ausschlaggebende für die Entscheidung Ihrer Tochter sein wird. Nur wenn mir ihr Herz gehört, kann ich darauf hoffen, sie zu besitzen."

„Natürlich — natürlich, nur dann! Aber warum in aller Welt sollte Ihnen denn ihr Herz nicht gehören? Sind Sie nicht in unser Haus gekommen wie der Prinz aus dem Märchen?"

Der Freiherr hatte die Absicht gehabt, das Gespräch auf den Kandidaten zu bringen, aber das fatale Wort wollte ihm nicht recht über die Lippen, und überdies konnte er sich bei der gegenwärtigen Stimmung des Historienmalers wohl im Voraus sagen, wie dessen Antwort lauten würde. Wenn zwischen Werner und Elfriede wirklich innigere Herzensbeziehungen bestanden, so hatte dieser arglose Alte davon offenbar auch nicht die leiseste Ahnung.

Eine geraume Weile noch machte sich Balthasar Stiller's Glückseligkeit in allerlei Ausrufungen und Versicherungen Luft; dann aber griff er nach seinem Hute.

„Wie? Sie wollen schon aufbrechen?" fragte Hardenegg.

„Sie dürfen mir darum nicht böse sein, lieber Sohn," erwiederte der Maler, welcher hartnäckig bei der vertraulichen Anrede blieb, „aber jedesmal, wenn mir was

Außerordentliches widerfährt, Freudiges oder Trauriges, wird mir's im Zimmer so enge, als wenn mich die Decke und die Wände erdrücken wollten. Ich muß hinaus in's Freie, und ich muß für ein Stündchen allein sein. Der Wein und die Freude führen mit einander einen wahren Hexentanz in meinem armen Schädel auf."

„Und die Entscheidung — die Antwort Ihrer Tochter, wann werde ich dieselbe erhalten?"

„Sie wünschen also, daß Elfriede aus meinem Munde ihr Glück erfahre?"

„Bei der Kürze unserer Bekanntschaft scheint es mir so das Angemessenste zu sein."

„Gewiß — gewiß! Ich wäre auch unfehlbar daran erstickt, wenn Sie mich zum Schweigen verurtheilt hätten! Kommen Sie also morgen Mittag, sich die Antwort selber zu holen. Wir werden Ihnen einen festlichen Empfang bereiten."

„Möge sich Ihre Zuversicht als eine berechtigte erweisen, verehrter Freund. Wir würden auf Schloß Buchwald heitere Tage mit einander verleben."

„Wie — auch ich? Sie wollten mich mitnehmen?"

„Natürlich! Ich denke nicht daran, Ihre glückliche Familie auseinander zu reißen. In meinem Herrenhause ist Raum für uns Alle."

„Ich — in einem Schlosse! Es ist wahrhaftig zum Todtlachen!"

Und ehe er auf den neuen Ueberfall vorbereitet war, sah Hardenegg die graue Löwenmähne abermals dicht vor seinen Augen und fühlte sich wie von einer eisernen

Klammer umschlungen. Die stürmischen Liebesbeweise seines künftigen Schwiegervaters schienen ihm in der That etwas plebejisch, und er bemühte sich nicht, ihn noch länger zurückzuhalten.

„Auf morgen also, lieber Sohn!" Das waren die letzten Worte, welche er noch von unten herauf hallen hörte; dann schloß er hoch aufathmend die Thür seines Zimmers und ging zum Fenster, um beide Flügel desselben aufzureißen. In seinen Schläfen hämmerte es, und er fühlte einen dumpfen Druck auf der Stirn. Was er in dieser Stunde gethan, war unzweifelhaft die bedeutsamste und folgenschwerste Handlung seines ganzen Lebens. Ihre Tragweite abzuwägen war unmöglich; aber es überlief ihn wie ein Erschauern, wenn er nur an die nächsten, unausbleiblichen Folgen dieses Antrages dachte. Vernunft und ruhige Ueberlegung hatten wahrlich keinen Antheil an demselben gehabt; er war im Grunde nichts Anderes als die Eingebung eines von Wein und Leidenschaft erhitzten Blutes, als ein tollkühner Sprung mit geschlossenen Augen, der sich leicht genug als ein Sprung in's Verderben erweisen konnte.

Wie verhängnißvoll hatte auch Alles zusammengewirkt, ihn in dem entscheidenden Augenblicke seiner klaren Besinnung zu berauben. Die Enthüllungen Kostomarow's, die ihn ganz unerwartet mit der Gewißheit vollster Freiheit und Unabhängigkeit erfüllt, das vertrauliche Beisammensein Elfriedens und Werner's, das die eifersüchtige Gluth in seinem Herzen zur lodernden Flamme angefacht, und endlich die spöttischen Herausforderungen Brüning's,

denen er so wenig zu seiner Rechtfertigung hatte entgegensetzen können! Das war ein Ineinandergreifen von Einwirkungen gewesen, welches einen Mann von Hardenegg's Temperament wohl zu einer Uebereilung hinreißen konnte. Und daß seine Werbung um die Tochter des Historienmalers eine Uebereilung gewesen sei, darüber war der Freiherr schon während seines Gespräches mit Balthasar Stiller nicht mehr im Zweifel geblieben. Aber er bereute trotzdem nicht, was er gethan hatte. Sein männliches Selbstbewußtsein lehnte sich trotzig auf gegen das Bangen vor der Zukunft, welches ihn jetzt beschleichen wollte.

Was hatte er denn so Großes zu fürchten? Den Kampf mit dem Widerstande seiner stolzen Mutter? Es war vorauszusehen, daß dieser Kampf sehr heiß und hartnäckig werden würde; aber einer vollendeten Thatsache mußte sich wohl oder übel auch die Freifrau v. Hardenegg unterwerfen. Und von allem Anderen, das seine Verbindung mit dem armen bürgerlichen Mädchen im Gefolge haben konnte, war schließlich nur die unausbleibliche Nothwendigkeit seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst darnach angethan, ihn ernstlich zu beunruhigen. Er war mit Leib und Seele Soldat, und er vermochte sich heute noch nicht recht vorzustellen, wie er das glanzvolle militärische Leben mit dem etwas einförmigen Dasein des Landwirthes werde vertauschen können. Schließlich aber waren ja Hunderte von Großgrundbesitzern gleich ihm dazu gezwungen, und der Besitz des schönsten und lieblichsten Mädchens, das ihm je auf seinem Lebenswege begegnet, war am Ende wohl ein Opfer wie dieses werth.

Und selbst wenn schon jetzt die bitterste Reue sein Herz zerrissen hätte, würde er nicht daran gedacht haben, nach der Möglichkeit eines Rücktrittes zu suchen. Er hatte sein Wort eingesetzt, das Wort eines Edelmannes, und daran war nicht mehr zu drehen und zu deuteln.

„Auf morgen also!" sagte er halblaut vor sich hin. „Der Alte war seiner Sache sehr gewiß; aber ich wollte doch, daß diese vierundzwanzig Stunden schon vorüber wären!"

Sechstes Kapitel.

Wohl eine Stunde lang lief Balthasar Stiller mit aufgerissenem Rock und weit zurückgeschobenem Hute in den Straßen herum, bis er sich ruhig genug glaubte, um den Seinigen die große Neuigkeit mit der gehörigen Würde und Feierlichkeit verkünden zu können. Es dämmerte eben, als er in die wohlbekannte schmale Gasse einbog; aber es war doch noch hell genug, daß er die hohe, schlanke Gestalt erkennen konnte, welche auf der anderen Seite im Schatten der Häuser auf und nieder zu wandeln schien.

„Heda, Kandidate!" schrie er über die Straße hinweg. „Sind Sie mondsüchtig geworden? Oder haben Sie da eine heimliche Liebe, der Sie Fensterpromenaden machen?"

Werner erschrak, wie wenn er bei der Ausübung eines Unrechts ertappt worden wäre; aber er beeilte sich doch, dem Ruf des alten Malers Folge zu leisten.

„Ich wollte noch ein wenig Luft schöpfen," sagte er verlegen, „und dann — dann hoffte ich auch, Ihnen vielleicht zu begegnen. Es war mir ja heute Mittag wegen

Ihres Besuches unmöglich, mich von Ihnen zu verabschieden."

Balthasar Stiller hörte ihm nur mit halbem Ohre zu. „So? Sie wollen sich verabschieden?" fragte er gleichgiltig. „Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns?"

Johannes Werner seufzte.

„O, es ist nicht das. Aber ich habe eine Berufung als Hilfsprediger nach Frauensee erhalten, und ich muß schon morgen dahin abreisen."

„Nun, so kann man Ihnen ja Glück wünschen! Wird freilich nicht sehr glänzend sein, diese Stelle, aber ein einzelner junger Mensch bringt sich leicht durch die Welt. Vielleicht lassen Sie gelegentlich einmal etwas von sich hören. — Uebrigens, Freundchen, sehen Sie mir gar nichts an?"

„Nein, Herr Stiller, ich wüßte in der That nicht —"

„Wie sollten Sie's auch errathen! Das ist nichts so Gewöhnliches, wie es Einem alle Tage begegnen kann. Eigentlich darf ich's noch gar nicht ausplaudern; aber Sie sind ja immer unser Freund gewesen, und namentlich der Freund meiner Elfriede — nicht wahr?"

„Niemand auf der Welt kann sie so hoch verehren als ich, Herr Stiller."

Der Maler schüttelte ihm die Hand.

„Das ist hübsch von Ihnen! Da wäre es ja eine Sünde, Ihnen die freudige Nachricht vorzuenthalten. Meine Elfriede ist verlobt."

„Verlobt?"

Der Historienmaler war viel zu aufgeregt, um in dem

seltsam veränderten, gebrochenen Klang dieses einzigen Wortes etwas Auffälliges zu finden.

„Jawohl, sie ist verlobt!" bekräftigte er mit besonderem Nachdruck. „Aber das wäre an und für sich noch nichts Außerordentliches, das hätte sie alle Tage haben können. Die Hauptsache ist, mit wem sie verlobt ist. Und nun merken Sie auf, Mann Gottes: Elfriedens künftiger Gemahl ist der Premierlieutenant Freiherr Kurt v. Hardenegg auf Buchwald. Ein langathmiger Name, gelt? Aber gar nicht so übel!"

„Nein, wahrhaftig — gar nicht so übel."

Werner wiederholte es mechanisch und tonlos. Er wußte offenbar selbst nicht, was er sprach.

„Uebrigens kennen Sie ja den Bräutigam," plauderte Stiller weiter. „Ein schöner Mann! Ich glaube nicht, daß in der ganzen Stadt Einer aufzutreiben ist, der sich darin mit ihm messen könnte. Und reich — ungeheuer reich! — Aber Sie reden ja gar nicht? Wenn mein Geschwätz Sie langweilt, so bitte ich um Entschuldigung."

„Verzeihen Sie, daß ich nicht sogleich — meinen — meinen innigsten Glückwünschen Ausdruck gab. Und Fräulein Elfriede? Sie ist sehr glücklich — nicht wahr?"

„Natürlich ist sie das! Das heißt, in diesem Augenblick weiß sie es noch gar nicht. Wenn der Vater einmal allein seinem Vergnügen nachgeht, muß er den Kindern auch etwas mitbringen, und ich werde meine große Ueberraschung aus der Tasche ziehen wie eine Düte mit Näschereien."

Er rieb sich lachend die Hände; der Kandidat aber,

der plötzlich blutroth geworden war, sagte mit dem Aufgebot seines ganzen Muthes: „Wenn Ihre Tochter es noch nicht weiß, Herr Stiller, so ist vielleicht die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie — daß sie — gar nicht damit einverstanden ist.“

Der Historienmaler starrte ihn an, wie wenn er plötzlich Spuren von Geistesstörung an ihm wahrgenommen hätte.

„Nicht damit einverstanden? Wie in aller Welt kommen Sie auf eine so verrückte Idee? Sie sollte nicht damit einverstanden sein, eine reiche und vornehme Dame zu werden? Sie sollte sich bedenken, ihren alten Vater endlich von diesem aufreibenden Kampfe um's Dasein zu befreien, der ihm schon den besten Theil seines künstlerischen Vermögens gekostet hat? Wissen Sie denn auch, daß wir Alle miteinander nach dem Gute meines Schwiegersohnes übersiedeln, daß ich mein Atelier fortan im Schlosse Buchwald aufschlagen werde? O, es wird künftig Manches anders sein, guter Freund! Die Welt wird von Balthasar Stiller hören — sie wird von ihm hören, verlassen Sie sich darauf! Oder glauben Sie noch immer, daß meine Tochter nicht einverstanden sein werde — wie?“

Die Röthe der freudigen Hoffnung war längst wieder aus den schmalen Wangen des Kandidaten gewichen.

„Nein, ich glaube es nicht mehr,“ sagte er leise. „Und der Himmel gebe, daß die Zukunft Ihrer Tochter eine glückliche sei!“

„Na, das ist doch ein vernünftiges Wort! Uebrigens können Sie mich ja hinauf begleiten. Es wird Ihnen Vergnügen machen, die Freude der Mädchen zu sehen.“

Der junge Mann wehrte hastig ab.

„Nicht jetzt, Herr Stiller, nicht jetzt! Ich werde Fräulein Elfriede meinen Glückwunsch schriftlich senden, wenn es mir vor meiner Abreise nicht mehr möglich sein sollte, Sie zu besuchen."

„Wie Sie wollen. Ich darf mich jedenfalls nicht länger aufhalten. Gute Nacht!"

Er schüttelte dem Kandidaten die Hand, und während er schneller als sonst die steile Treppe erstieg, brummte er vor sich hin: „Ich glaube fast, dieser Mann Gottes ist nicht ganz frei von Neid. Als ein aufrichtiger Freund hätte er seine Theilnahme für unser Glück doch um Einiges lebhafter äußern können."

Und das Mißvergnügen des Historienmalers würde ein noch größeres gewesen sein, wenn er gesehen hätte, mit wie todestrauriger Miene Johannes Werner zurückkehrte in sein einsames Stübchen.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Schwestern saßen im Wohnzimmer, als Stiller eintrat. Elfriede war mit einer Handarbeit beschäftigt, und Margarethe las mit ihrer hellen klangvollen Stimme aus einem Buche vor. Als sie des Vaters ansichtig wurde, wollte sie nach alter Gewohnheit auf ihn zueilen und ihn umarmen. Der Maler aber wehrte sie mit ausgestrecktem Arm von sich ab und sagte, sich theatralisch in die Brust werfend, mit feierlicher Betonung: „Fräulein Elfriede Stiller, ich stehe vor Ihnen als Freiwerber im Namen des Freiherrn Kurt v. Hardenegg, der Ihnen sein Herz und seine Habe demüthig zu Füßen legt!"

Die beiden Mädchen sahen sich in wortlosem Staunen an. Noch niemals hatte der Vater bei seiner Heimkehr auch nur die geringsten Spuren eines Rausches gezeigt, und sie wußten darum im ersten Augenblick nicht, wie sie sich dem unerhörten Vorkommniß gegenüber verhalten sollten. Elfriede, die sehr roth geworden war, stand auf, um den Maler zum Sopha zu führen. Er aber nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie in überströmender Zärtlichkeit.

„Mein Kind, mein geliebtes Kind!" rief er, mit Thränen der Rührung kämpfend. „Ich habe es ja gewußt, daß alles Glück uns nur von Dir kommen könne!"

„Aber mein Gott, Vater, ist es denn wirklich wahr?" fragte Margarethe, die vor Schrecken und Erstaunen noch immer regungslos auf der nämlichen Stelle stand. „Du willst Dir nur einen Scherz mit uns machen, aber ich finde das gar nicht hübsch."

„Nein, meine Kinder, kein Scherz, sondern heiligster Ernst! Wir werden triumphirend einziehen in das Schloß seiner Väter, und Elfriede — unsere Elfriede wird als Burgherrin darin thronen."

Und ohne erst seinen wallenden Künstlermantel abzulegen, erzählte er mit all' den Ausschmückungen und Uebertreibungen, die ihm nun einmal zur zweiten Natur geworden waren, was sich am Nachmittag dieses bedeutsamen Tages zwischen ihm und dem Freiherrn zugetragen. Mit den glühendsten Farben, über welche seine lebhafte Phantasie verfügte, malte er das herrliche Zukunftsbild aus, das sich mit greifbarer Lebendigkeit vor seiner kinder-

gläubigen Seele darstellte, und es war nur natürlich, daß Margarethe aus vollem Herzen in seinen Jubel einstimmte, sobald sie die Gewißheit gewonnen hatte, daß es nicht blos die übersprudelnde Weinlaune war, welche aus dem Munde des Vaters sprach. Und Beide waren so hingerissen von ihrer Freude, daß es ihnen Minuten lang gar nicht einfiel, sich um Elfriede zu kümmern.

Diese hatte sich längst aus der zärtlichen Umarmung des Alten losgemacht und war an den Tisch zurückgeflüchtet. Ihr Gesicht war ganz farblos geworden, und ihre Züge hatten eine statuenhafte Starrheit angenommen. Sie sagte kein Wort und schaute unverwandt in das kleine gelbliche Flämmchen der Lampe, wie wenn Alles, was da gesprochen wurde, sie selbst nicht berühre. Erst, als sich Balthasar Stiller endlich erinnerte, daß es doch wohl in der Ordnung sei, auch die zumeist Betheiligte einmal zum Wort kommen zu lassen, war sie gezwungen, ihm Rede zu stehen.

„Nun, meine goldhaarige Hausfee," rief er, an ihre Seite tretend, „ist Dir dies Alles nicht einmal ein ‚Schönen Dank!' oder einen Kuß für Deinen alten närrischen Vater werth?"

Da wandte sie sich ihm langsam und mit schwerer Ueberwindung zu. In ihren Augen glänzten Thränen und ihre feinen Lippen zuckten.

„Nenne mich nicht Deine Hausfee, Vater," sagte sie leise, „denn ich fürchte nur zu sehr, daß Du mich bald genug eine schlechte und undankbare Tochter schelten wirst."

„Eine undankbare Tochter — Dich? Ja, was fällt Dir denn ein? Was soll denn das heißen?"

Er stützte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte, denn ihre räthselhaften Worte hatten ihn so gewaltig erschreckt, daß seine Kniee zitterten. Elfriede sah die jähe Verwandlung in seinem Gesicht, sie las das Entsetzen auf dem Grunde seiner Augen, und ihr sank der Muth, ihn so jäh aus all' seinen Himmeln in eine Wirklichkeit zurückzuschleudern, die ihm jetzt in seinem maßlosen Freudentaumel fast unbegreiflich und unerträglich erscheinen mußte. Laut aufschluchzend warf sie sich an seine Brust, ihr schmerzerfülltes Antlitz vor seinem forschenden Blick verbergend, während Balthasar Stiller mit zitternder Hand ihr goldglänzendes Haar liebevoll streichelte.

„Elfriede! Meine liebe Elfriede!" murmelte er, sie zärtlich an sich drückend. „Wie könntest Du mir jemals eine schlechte Tochter werden?"

Die unausgesprochene Angst vor etwas Schrecklichem, vor einer furchtbaren Enttäuschung bebte in seinen Worten, und der Ausdruck dieser Angst war ebenso kindlich rührend, wie es vorhin die Aeußerungen seiner Freude gewesen waren. Es wäre eine tödtliche Grausamkeit gewesen, seinen wonnigen Glückstraum gerade jetzt zu zerstören, und Elfriede, die ihren Vater mit hingebender Zärtlichkeit liebte, war nicht fähig, diese Grausamkeit zu begehen.

Als sie endlich ihr thränenüberströmtes Gesicht von seiner Schulter erhob, hatte sie die Herrschaft über sich selbst wenigstens insoweit wieder gewonnen, daß sie im Stande war, die schwersten seiner Besorgnisse durch ein

kleines Lächeln zu verscheuchen. Es war gut, daß Balthasar Stiller nicht ahnen konnte, wie viel dies Lächeln sie kostete.

„Ich bin aufgeregt und überrascht, lieber Vater," sagte sie, die Thränenspuren von ihren Wangen tilgend, „Du darfst mir darum nicht böse sein, wenn ich mich ein wenig thöricht benehme. Laß mir Zeit, mich in dies Alles zu finden; morgen — morgen wollen wir darüber sprechen. Für jetzt brauche ich Einsamkeit und Ruhe."

Der Maler widersprach nicht und drang nicht in sie, sich deutlicher zu erklären. Die Aufnahme, die seine vermeintliche Freudenbotschaft gefunden, hatte seinen Erwartungen so wenig entsprochen, daß er sich in tiefster Seele gekränkt und verletzt fühlte. Aber er wagte nicht, diesen Empfindungen Ausdruck zu geben, denn es war ihm, als müßte er damit das Schreckliche heraufbeschwören, vor dem er in so namenloser Furcht erzitterte. Er geleitete Elfriede bis an die Thür des Schlafzimmers, welches sie mit ihrer Schwester theilte, und dort schloß er sie noch einmal lange und innig in seine Arme.

„Schlummere süß, mein Kind," sagte er, „und sei gewiß, daß mir nichts Anderes am Herzen liegt, als Dein Glück!"

Seine Stimme brach, und er ging mit unsicheren Schritten zu einem Stuhl, als sich die Thür hinter seiner Tochter geschlossen hatte. Margarethe, die alledem mit weit geöffneten, verwunderten Augen zugesehen, kam zu ihm und legte ihren Arm um seine Schulter.

„Was ist das, Vater?" fragte sie. „Warum war

Elfriede so niedergeschlagen? Ist es denn nicht etwas sehr Frohes und Glückliches, das Du uns da mitgebracht hast?"

Der Historienmaler strich sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn er die bangen, düsteren Gedanken wegwischen könnte.

„Ja, ja, so meinte ich auch," erwiederte er mit einem Seufzer. „Aber vielleicht sind wir Beide in einem Irrthum gewesen, mein Kind, vielleicht — doch was hilft es, davon zu reden! Zünde mir die Atelierlampe an, ich will versuchen, noch ein wenig zu arbeiten."

Margarethe gehorchte, denn sie hörte es dem Ausdruck seiner Worte an, daß ihm alle Lust zum Plaudern geschwunden war. Mit schweren Schritten ging der Historienmaler in sein Allerheiligstes und schob hinter sich den Riegel vor die Thür. Aber er arbeitete nicht. Wehmüthig betrachtete er eine Weile das fast vollendete Bild, und ohne daß er selbst sich dessen bewußt wurde, kam es laut von seinen Lippen: „Ja, ja, ich will nichts als ihr Glück! Sie soll nicht elend werden um meinetwillen. Aber, mein Gott, mein Gott, warum hast Du mir all' diese Herrlichkeit gezeigt, wenn sie nichts anderes sein sollte, als eine Vision?"

Und er streckte sich auf das harte Ledersopha nieder, um in der tiefen nächtlichen Stille, die ihn umgab, einsam und ungestört den Träumen nachzuhängen, welche ihn vorhin so über alle Maßen glücklich gemacht, und welche nun in leeres Nichts zerfließen sollten gleich den Wahngebilden des armen Einsiedlers auf seinem Gemälde. —

Margarethe war trotz ihrer Aufregung und U

noch eine Weile im Wohnzimmer allein geblieben. Als der Vater aber gar nicht wieder kam, wurde ihr diese Einsamkeit unerträglich, und sie öffnete behutsam, um den Schlummer der Schwester nicht zu stören, die Thür des Schlafgemaches. Zu ihrem Erstaunen mußte sie wahrnehmen, daß Elfriede das Lager noch gar nicht aufgesucht hatte. Sie saß, das Kinn in die Hand gestützt, am Fenster und schaute unverwandt empor zu dem sternenbesäeten Abendhimmel. Als Margarethe leise an sie herantrat und die weichen Arme liebkosend um ihren Nacken legte, fuhr sie leicht zusammen, aber sie wies ihre Schwester nicht unfreundlich zurück.

„Elfriede, meine liebe, einzige Elfriede, was ist es, das Dich so traurig macht? Kannst Du mir's denn nicht sagen, damit ich Dir helfen kann, Deinen Kummer zu tragen?"

Margarethe war neben dem Stuhl der Schwester in die Kniee gesunken, und Elfriede küßte voll zärtlicher Rührung ihre reine Stirne.

„Ich danke Dir von Herzen," sagte sie weich, „aber die Sorge, die mich bedrückt, taugt nicht für Deine junge Seele, und ich fürchte, Du würdest mich nur zum kleinsten Theil verstehen. Dringe darum nicht in mich; morgen," und sie seufzte tief auf, „morgen werde ich Alles überwunden haben."

Margarethe schmiegte das lockige Haupt an den Busen der Schwester. Lange hielten sie sich schweigend umschlungen, dann fragte Elfriede mit zitternder Stimme: „Sage mir nur Eines: würdest Du mir verzeihen können,

wenn ich Eure schönen Hoffnungen zerstörte? Würdest Du mir zürnen, wenn ich den Antrag des Freiherrn v. Hardenegg ausschlüge?"

Es verging eine kleine Weile, ehe Margarethe antwortete. Sie hatte nicht gelernt zu lügen, und am wenigsten wäre sie der Schwester gegenüber dazu im Stande gewesen.

„Zürnen?" sagte sie endlich leise. „Nein, Elfriede, zürnen würde ich Dir gewiß nicht, denn ich weiß ja, daß Du klüger und besser bist, als wir Alle, und daß Du nur das Rechte thun kannst. Aber traurig würde es mich wohl machen — gewiß, sehr traurig, um des Vaters willen und ein wenig auch meinetwegen. Was er da von unserer Zukunft sagte, wenn Du die Frau des vornehmen Offiziers geworden wärest, war doch gar zu herrlich! — Aber was ist das, Elfriede? Habe ich Dir wehe gethan? Ich glaube gar, Du weinst?"

Ein warmer Tropfen war auf die Wange Margarethens niedergefallen, und nun bemühte sie sich, durch stürmische Liebkosungen den schmerzlichen Eindruck ihrer aufrichtigen Worte zu tilgen. Elfriede ließ sie freundlich gewähren; dann aber drängte sie die Schwester sanft zurück.

„Geh' nun zur Ruhe, Margarethe," mahnte sie sanft. „Wir werden morgen vielleicht Beide unserer ganzen Kraft und Festigkeit bedürfen."

Bald nachher war es auch in dem kleinen Schlafgemache ganz still geworden; aber nur die bleichen Sterne, welche durch die Vorhänge lugten, hätten verrathen kön-

nen, ob sich Elfriedens schöne Augen zu ruhigem Schlummer geschlossen hatten.

Siebentes Kapitel.

Ein trüber, melancholischer Regentag wob seine feuchten Schleier über die alte Stadt. Die kleinen Vögel, die in den Zweigen der breitästigen Kastanie vor dem Fenster der Schwestern ihr Wesen trieben, hatten den anbrechenden Morgen nicht wie sonst mit fröhlichem Gezwitscher begrüßt. Sie duckten sich still mit gesträubtem Gefieder unter das schimmernde Laubwerk, und nur aus den munteren hellen Aeuglein blinkte es wie ein Ausdruck der hoffnungsvollen Zuversicht: „Die Sonne ist nicht gestorben; sie wird am Ende doch den Sieg behalten."

Elfriede hatte schon in früher Stunde ihr Lager verlassen. Geräuschlos kleidete sie sich an, und ohne daß Margarethe darüber erwacht wäre, schlüpfte sie aus dem Zimmer. Die seelischen Stürme der letzten Stunden waren nicht spurlos über sie dahingegangen. Hatte sie doch seit dem Tode ihrer Mutter keine Nacht verlebt, die sich der letzten an Traurigkeit hätte vergleichen können. Ihre Wangen schienen schmaler geworden, und ihre Augen waren leicht umschattet. Aber in ihre Haltung und in ihre Bewegungen war die frühere ruhige Sicherheit zurückgekehrt. Sie war in all' diesen herben Kämpfen endlich zu einem befreienden Entschluß gelangt, und so ungewöhnlich er auch sein mochte, sie wollte doch nicht zögern, ihn zur Ausführung zu bringen.

In der Wohnung regte sich noch nichts, und nach den

Gewohnheiten des Vaters und des Bruders hatte sie nicht so bald eine Störung zu befürchten. So setzte sie sich an den kleinen altmodischen Schreibtisch und begann einen Brief, dessen Empfänger der Kandidat Johannes Werner sein sollte. Er war es, von dem sie Erlösung erwartete aus dem schmerzlichen Zwiespalt, in welchen sie durch die unerwartete Neuigkeit des Historienmalers versetzt worden war. Der Schritt, zu dem sie sich nach heißem Ringen entschlossen hatte, würde ihr selbst noch vor vierundzwanzig Stunden als ein unerhörter und fast unmöglicher erschienen sein; jetzt aber sah sie in ihm den letzten und einzigen Ausweg zur Rettung. Sie hatte sich ernst geprüft, und sie war immer wieder zu dem Ergebniß gekommen, daß sie nicht stark genug sei, das Opfer zu bringen, welches Vater und Schwester von ihr erwarteten. Sie hätte gern und freudig auf jedes Glück des Lebens verzichten, hätte ihren letzten Blutstropfen hingeben können für die Befriedigung und das Wohlergehen der Ihrigen; aber sie erschrak vor der Furchtbarkeit des Gedankens, sich einem ungeliebten Manne zu eigen zu geben und ihr ganzes künftiges Dasein zu einer einzigen großen Lüge zu gestalten. Sie fühlte, daß sie einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei, und sie konnte sich selber darum keinen Vorwurf machen; aber sie fühlte auch, daß der Vater ihre Beweggründe niemals begreifen, daß er sie im Grunde seines Herzens immer für undankbar und lieblos halten würde. Sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß ihn dieser vermeintliche Mangel an Liebe viel unglücklicher machen würde, als selbst der Verzicht auf die er-

träumten Herrlichkeiten, und vor dieser traurigen Möglichkeit wenigstens glaubte sie sich und ihn bewahren zu können. Sie wollte ihm mit der Erklärung entgegentreten, daß sie dem Freiherrn v. Hardenegg nicht angehören dürfe, weil sie bereits durch ihre Liebe wie durch ihr Gelöbniß an Johannes Werner gefesselt sei, und wenn sie auch nicht zweifelte, daß diese Enttäuschung für ihn vorerst eine tief betrübende sein würde, so hegte sie doch zugleich die Gewißheit, daß er unter solchen Umständen ihre Beweggründe achten und sich früher oder später mit der veränderten Gestaltung der Dinge aussöhnen würde.

Und Werner? Von der Tiefe und Wahrhaftigkeit seiner Liebe war sie in innerster Seele überzeugt, und mit welcher Wärme und Innigkeit sie diese Liebe erwiederte, das hatten gerade die aufreibenden Herzenskämpfe dieser Nacht sie nur zu schmerzlich gelehrt. Nicht die Hoffnung auf eine baldige Vereinigung war es, welche sie jetzt bestimmte, es ihm zu gestehen. Sie wiegte sich nicht in so trügerische Träume. Hatte ihr doch Johannes selbst gesagt, daß noch Jahre vergehen würden, ehe er das häusliche Feuer auf dem eigenen Herde anzünden könne, und war doch auch sie fest entschlossen, den Vater nicht zu verlassen, so lange immer er ihrer bedürfen mochte. Ihr Hoffen — das wußte sie — würde immer in eine weite, unbestimmte Ferne gerichtet bleiben, und gar leicht konnte es geschehen, daß ihm niemals eine Erfüllung beschieden war; für solchen Verzicht aber durfte sie sich Kraft genug zutrauen, mit dem Gedanken, ihn zu leisten, war sie ja längst vertraut.

Und so legte sie in diesem Briefe ihre reine Seele offen und unverhüllt vor Johannes Werner dar. Sie verschwieg ihm nichts, und sie ließ ihn nicht im Unklaren über die Beweggründe, welche sie jetzt bestimmten, seine Werbung anzunehmen. Während sie schrieb, kehrte die Farbe in ihre Wangen zurück, und ihr war, als löse sich langsam eine schwere, zermalmende Last von ihrem Herzen los.

Schon war das Schreiben nahezu vollendet, als draußen die Glocke gezogen wurde. Gleich darnach erschien die Aufwärterin in der Thür und überreichte Elfriede einen Brief, der, wie sie sagte, soeben für sie abgegeben worden sei. Er trug die Züge einer schönen und kraftvollen männlichen Handschrift.

„Von Werner!" sagte Elfriede, und es leuchtete freudig in ihren Mienen auf. Rasch entfernte sie die Umhüllung und las:

„Meine theure Elfriede!

Zürnen Sie nicht, wenn ich mich einer Anrede bediene, die zu gebrauchen mir vielleicht nicht zukommt. Aber Sie wissen es ja ohnedies, wie theuer Sie mir sind, und Sie haben mir nicht das Recht entzogen, mich als Ihren Freund zu betrachten. Der Freund nur, der aufrichtige, wahrhaftige Freund ist es, der in diesen Zeilen zu Ihnen sprechen will. Ihm werden Sie noch einmal freundlich Gehör schenken vor der langen Trennung, die nach irdischen Begriffen wohl eine Trennung ist für immer. Daß ich mich mit thörichten Hoffnungen getragen und daß ich selbstvergessen genug war, diesen Hoffnungen Ausdruck zu

geben, Ihr gütiges Herz hat es mir längst vergeben. Ja, ich wage sogar, es offen zu gestehen, daß ich mich bis zum gestrigen Abend auch durch Ihre abweisenden Worte noch ermuthigt glaubte, nach der Verwirklichung eines Glückes zu streben, das Sie meiner treuen und innigen Liebe unter anderen Umständen vielleicht nicht verweigert haben würden. Nun aber ist die trotzige Auflehnung meiner Eigenliebe gebrochen; in einer Stunde ernster Einkehr habe ich das rechte Verständniß gefunden für die schönen und edlen Beweggründe Ihres Thuns wie für die heiligen Gebote der Pflicht, welche ich selber zu erfüllen habe. Das Gesetz der Kindesliebe gilt Ihnen höher, als der Anspruch auf irdische Freuden; und ich müßte ein schlechter Verwalter des mir anvertrauten Amtes sein, wenn ich nicht aus vollster, tiefinnerster Ueberzeugung bekennen sollte, daß es der rechte Weg ist, auf den Sie Ihr reines Empfinden gewiesen. Aus der selbstlosen Erfüllung jener Gebote wird Ihnen dereinst eine köstlichere Glückseligkeit ersprießen, als alle Wonne der Liebe zwischen Mann und Weib sie zu gewähren vermag, und Derjenige kann weder Ihre Zuneigung noch Ihre Achtung verdienen, der es versuchen wollte, Sie irre und wankend zu machen auf Ihrem Pfade. Daß dieser Pfad lange Zeit ein steiler und dornenvoller sein wird, wissen Sie selber gut genug. Aber Sie sind stark und muthig; Sie werden die Mühsal überwinden, wie Sie die Anfechtung überwunden haben, und meine Gebete wie meine heißen Segenswünsche werden Sie allezeit geleiten.

Ihr Vater machte mir gestern Abend Mittheilung von

der freundlichen Wandlung, welche sein Geschick durch Ihre Vermählung mit einem reichen und in der Gesellschaft hoch angesehenen Manne erfahren würde. Noch war er Ihrer Zustimmung nicht gewiß, aber der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihm diese Zustimmung versagt bleiben könne, schien ihm völlig unfaßlich zu sein. Und jetzt, wo ich Ihre gestrige Antwort im rechten Lichte sehe, zweifle auch ich nicht länger daran, daß Sie um der Ihrigen willen eingewilligt haben werden. Auf der Grundlage der Achtung und der Dankbarkeit werden Sie Ihrem künftigen Gatten jenen Tempel zufriedenen Glückes aufbauen helfen, nach welchem er sich sehnt, und wenn der Segen eines Freundes dazu beitragen kann, diesen Tempel zu schmücken, so nehmen Sie den meinigen freundlichen Sinnes entgegen.

Ich hätte wohl noch Zeit gefunden, Ihnen dies Alles von Angesicht zu Angesicht zu sagen; aber wir armen Menschen sind trotz unserer guten Vorsätze oft schwächer, als wir's der Welt und unseren Freunden offenbaren möchten. Mag es darum mit diesem schriftlichen Abschied sein Bewenden haben. Es gibt ja die Gewähr, daß kein häßlicher Mißton, kein Nachklang überwundener Thorheit unsere Trennung störe, und daß wir uns dereinst, wenn die Fügung des Himmels uns ein Wiedersehen vergönnt, offen und mit reinem Gewissen in die Augen sehen können.

Den verehrten Ihrigen meine Grüße und Ihnen Allen ein herzliches Lebewohl. Gedenken Sie in stillen Stunden freundlich

Ihres

Johannes Werner."

Langsam faltete Elfriede das Blatt zusammen. Ihr Antlitz hatte wieder jene marmorne Starrheit angenommen, wie am gestrigen Abend, als das Unerwartete über sie gekommen war. Nun war ihr Schicksal und ihre Zukunft entschieden. Es war für sie keine zweifelnde Ungewißheit mehr über ihr künftiges Thun. Sie zündete ein Licht an und verbrannte den Brief, welchen sie selber geschrieben, an der Flamme desselben zu Asche. Das Schreiben Werner's aber barg sie auf ihrem Busen.

Noch war der leichte Brandgeruch nicht aus dem Zimmer verflogen, als die zum Atelier führende Thür aufsprang, und Balthasar Stiller auf der Schwelle erschien. Er sah übel aus, denn er war schließlich auf seinem harten Ruhelager eingeschlafen und hatte inmitten seines Heiligthums eine unruhige, von häßlichen, beängstigenden Träumen erfüllte Nacht zugebracht. Wie ihn Elfriede so vor sich stehen sah in dem unordentlichen, zerdrückten Feiertagsanzuge von gestern, mit wirrem Haar und mit blassem, bekümmertem Gesicht, da wollte sie sich selber zürnen, daß sie so nahe daran gewesen war, ihn noch tiefer zu betrüben, und ihrem zuckenden Herzen zum Trotz umarmte sie ihn mit fröhlichem, ermuthigendem Gruße.

„Guten Morgen, Vater. Ich glaube gar, Du hast Dich nicht einmal in's Bett gelegt, und das vielleicht um meinetwillen. Ich habe mich häßlich benommen gestern Abend, und Du bist mir recht böse, nicht wahr?"

Der alte Maler lächelte und strich seinen grauen Bart.

„Wie leicht könntest Du mich versöhnen, Kind, und wie gern wollte ich diese abscheuliche Nacht verschmerzen, wenn —"

„Wenn ich Dir sagte, daß ich thöricht war, mich zu bedenken, und daß ich dankbar annehme, was Du über meine Zukunft beschlossen hast? Ist es das, mein Herzensväterchen?"

„Nun ja, Du Wettermädel, was sollte es denn sonst sein? Aber ist das nun auch wirklich Dein Ernst?"

Sie legte ihr bleiches Gesicht an seine Schulter, so daß er außer Stande war, ihr in's Auge zu sehen, und kaum vernehmlich flüsterte sie: „Ja, Vater, es ist mein fester Wille!"

Nun gab es mit einem Male viel Leben und Fröhlichkeit in der bescheidenen Wohnung, wenn schon es Balthasar Stiller allein war, von dem all' die geräuschvolle Heiterkeit ausging. Margarethe vermochte nach der letzten Unterredung mit ihrer Schwester nicht recht mehr in dieselbe einzustimmen, aber sie hatte auch nicht den Muth, die stille, blasse Elfriede von Neuem um ihr Vertrauen zu bitten. Ewald, welcher den verwundeten Arm noch immer in der Schlinge trug, sprach kein Wort, als er am Frühstückstische aus den geschwätzigen Reden des Vaters die große Neuigkeit erfahren. Er preßte die Lippen zusammen und seine dunklen Augen richteten sich vorwurfsvoll und fragend auf Elfriede. Gegen neun Uhr nahm er wie gewöhnlich seine Bücher, um sich in's Gymnasium zu begeben; aber draußen auf dem Gange zögerte er absichtlich, und als die Schwester, wie er es erwartet hatte, heraustrat, näherte er sich ihr mit der hastig geflüsterten Frage: „Ist es wahr, Elfriede? Hast Du im Ernst die Absicht, diesen — diesen Offizier zu heirathen?"

„Du hast es gehört, Ewald! Es ist des Vaters Wunsch und wird Euch Allen zum Besten dienen.“

„Aber Du bist ihm doch nicht gut — Du kannst ihm nicht gut sein. Er ist hochmüthig und schlecht. Wenn er jetzt auch freundlich und schön thut, er sieht im Grunde doch nur mit Verachtung auf uns herab.“

„Wie kommst Du zu diesen Vermuthungen? Du bist zu jung, um über so ernste Dinge ein Urtheil zu haben.“

„Es ist also Dein fester Entschluß?“

„Gewiß! Und Du wirst gut thun, Ewald, Dich mit der unabänderlichen Thatsache auszusöhnen.“

„Ich? Niemals — niemals! Ehe ich den Dragoneroffizier mit der Miene eines herablassenden Wohlthäters an unserem Tische sitzen sehe, eher gehe ich in die weite Welt.“

Die Dazwischenkunft Balthasar Stiller's hinderte Elfriede, dem Knaben zu antworten. Ewald verließ die väterliche Wohnung, aber er schlug nicht den Weg ein, welcher nach dem Schulgebäude führte. Unbekümmert um das gegebene Versprechen und darum, daß man ihn vom Fenster aus sehr wohl bemerken konnte, ging er quer über die Straße und verschwand in dem Eingang zu Kostomarow's Hause. Sein Herz klopfte und auf seinen Wangen brannten fieberrothe Flecken, als er vor der Thür des Alten stand. Die wohlbekannten weichen Töne der geliebten Violine drangen zu ihm heraus, und er wartete lautlos eine geraume Weile, um den Spielenden nicht zu stören. Aber Kostomarow's Phantasien nahmen kein Ende, so daß sich Ewald endlich nach wiederholtem schüchternen An-

klopfen entschloß, vorsichtig auf die Klinke zu drücken. Hätte die glühende Begeisterung für die Musik in der Brust des Jünglings nicht längst jegliche Scheu vor der seltsamen Persönlichkeit des Greises zerstört, so wäre der Anblick, welcher ihm hier zu Theil wurde, sicherlich ganz darnach angethan gewesen, in ihm eine Empfindung des Unbehagens, wenn nicht des Grauens hervorzurufen. Phantastisch und unheimlich wie Kostomarow's Erscheinung war auch seine Umgebung. Man hätte das Gemach für ein Bibliothekzimmer halten müssen, wenn nicht durch die armselige eiserne Feldbettstelle und durch das Waschtischchen in einem Winkel verrathen worden wäre, daß diese kahlen vier Wände das gesammte Reich des Alten umschlossen. Da gab es weder Sessel noch Spiegel, weder Teppiche noch Bilder oder anderen Zierrath, an dem sich das Auge des Bewohners hätte erfreuen können. Nichts als hohe, dicht gefüllte Büchergestelle überall, und auf dem Fußboden wie auf den wenigen Stühlen Bücher, Papiere und Noten in schier unentwirrbarem Durcheinander. Die Gardinen vor dem Fenster waren dicht zusammengezogen, und bei dem trüben Regenwetter draußen herrschte infolge dessen hier drinnen nur ein graues, frostiges Dämmerlicht.

Und der Beherrscher dieser sonderbaren kleinen Welt glich in seinem langen dunklen, kaftanähnlichen Gewande, mit seinem struppigen weißen Haar und dem weit auf die Brust herabfallenden Barte ganz einem jener alten Magier, auf deren Geheiß Teufel erschienen und Menschen in leblose Gegenstände verwandelt wurden. Obwohl er bei dem Eintritt des Knaben den Kopf ein wenig gegen die Thür hin

gewendet hatte, spielte er doch noch eine Weile fort, wie wenn er sich an dem aufmerksamen Entzücken in Ewald's Mienen weiden wolle.

Und es war in der That ein seltenes Vergnügen, ihm zu lauschen. In der ganzen Stadt und weit über deren Mauern hinaus gab es sicherlich keinen Meister gleich ihm, und kein Instrument, das mit dem seinigen hätte verglichen werden dürfen. Ewald wußte, daß jene kleine unansehnliche Violine eine echte Stradivari war, und er konnte sie nicht anders als mit Blicken bewundernder Ehrfurcht betrachten. Doch auch Kostomarow behandelte sein Kleinod mit einer Sorgfalt, die in seltsamem Gegensatz stand zu der Nachlässigkeit und Unordnung unter seinen übrigen Besitzthümern. Als er sein Spiel beendet hatte, wischte er sie mit einem seidenen Tuche vorsichtig ab und legte sie in einen kostbaren, mit kunstvollen Zierrathen reich geschmückten Kasten. Dann erst begrüßte er seinen schweigend neben der Thür stehenden Besucher.

„Was bringst Du mir?" fragte er ziemlich rauh. „Hattest Du nicht versprochen, meine Behausung zu meiden?"

„Ja, Herr Kostomarow! Aber ich kann das Versprechen nicht halten. Es ist etwas Außerordentliches bei uns geschehen."

„Etwas Außerordentliches — so? Hat Deinen Vater der Schlag getroffen? Oder ist Deine Schwester Elfriede mit einem Liebhaber durchgegangen?"

„Nein! Aber sie hat sich verlobt."

„Das nennst Du etwas Außerordentliches, Du Narr? Es scheint mir vielmehr das Allergewöhnlichste von der

Welt. Und wer ist der Glückliche? Der magere Kandidat, von dem Du eine so große Meinung hast?"

„O, wenn er es wäre, würde ich mich gewiß nicht beklagen. Aber sie hat sich von dem Reichthum des Anderen bestimmen lassen; sie wird die Frau des Freiherrn v. Hardenegg werden."

Kostomarow öffnete die Augen weit vor Erstaunen.

„Wie? Er hat ihr einen Antrag gemacht — einen wirklichen Heirathsantrag?"

„Ja, und er will die Gnade haben, uns Alle mitzunehmen auf sein Schloß; Buchwald heißt es, wie ich glaube."

Der Alte lachte. Diesmal war es ein wirkliches lautes Gelächter.

„Wahrhaftig? Nun, das ist doch über alle Maßen lustig! Warum, zum Henker, machst Du denn ein so trübseliges Gesicht?"

Ewald zeigte sich gekränkt. Er war zum ersten Male mit seinem Gönner unzufrieden.

„Es ist mir gar nicht zum Lachen, Herr Kostomarow! Ich kann nicht von den Wohlthaten eines Menschen leben, der mir vom Grund meines Herzens verhaßt ist. Ich will nicht von ihm abhängig sein — nein, lieber werde ich betteln gehen!"

Der Alte antwortete ihm nicht sogleich. Er begann im Zimmer umherzuhinken und stieß dabei sehr rücksichtslos all' die Bücher und Noten bei Seite, welche ihm im Wege lagen. Ein paarmal murmelte er halblaute, unverständliche Worte vor sich hin, dann blieb er plötzlich

vor Ewald stehen und sah ihn mit seinen blitzenden Augen an, als wenn er sie bis in den Grund seiner Seele bohren wollte.

„Hat Deine Schwester freiwillig ihre Einwilligung gegeben, oder ist sie dazu gezwungen worden?"

„Wer hätte sie zwingen sollen? Der Vater? Er hat keinen Willen neben dem ihrigen, und er liebt sie viel zu sehr, als daß er ihr absichtlich wehe thun sollte."

„Nun wohl, so mag sie das Schicksal haben, das sie sich bereitet hat. Ich werde ihn nicht hindern, sie zu seinem Weibe zu machen — nein, ich werde es nicht!"

„Was vermöchten Sie auch dazu zu thun, Herr Kostomarow?"

„Frage nicht nach Dingen, die Dich nicht kümmern! Was willst Du nun beginnen?"

„Ich weiß es nicht. Aber an dem Tage, an welchem diese Hochzeit stattfindet, gehe ich in die weite Welt."

„Gut, gut! Du hast Recht! Dein Ruhm muß rein sein von allen Flecken. Nicht gestohlenem Gelde darfst Du ihn verdanken. Aber wenn Du Muth genug hast, am Hochzeitstage zu entfliehen, warum nicht schon früher — warum nicht noch heute?"

„Herr Kostomarow, wenn ich Sie recht verstehe —"

„Ja, Du verstehst mich recht. Ich habe eine Reise zu machen, die ich noch heute antreten muß. Wohin sie geht, weiß ich noch nicht, und ich bezweifle, daß ich jemals hierher zurückkehren werde. Ich bin bereit, Dich mit mir zu nehmen und für Deine musikalische Ausbildung wie für Deinen Lebensunterhalt so lange Sorge zu tragen, bis Du ihn Dir selber erwerben kannst."

„O, Herr Kostomarow, wie glücklich —"

„Halt! Spare Deine Betheuerungen, bis Du mich gehört hast! Ich thue dies Alles nicht aus abgeschmackter Gutmüthigkeit, sondern weil ich mir's in den Kopf gesetzt habe, einen Künstler, einen großen Künstler aus Dir zu machen. Der Einsatz ist für meine Verhältnisse nicht unbedeutend, darum will ich auch nicht um den Gewinn betrogen sein. Ich stelle Dir meine Bedingungen, und die lauten in aller Kürze: Unbedingter Gehorsam, unerschütterliche Rechtschaffenheit und unermüdlicher Fleiß! Außerdem wirst Du mir Alles, was ich für Dich aufwende, bei Heller und Pfennig erstatten, sobald Du durch Deine Einnahmen dazu im Stande bist. Das ist's, was ich Dir über diese Sache zu sagen habe. Antworte mir nicht! Eine unüberlegte Antwort ist schlimmer als keine. Und hier handelt sich's für Dich um andere Dinge, als um eine Vergnügungsreise oder ein kleines Abenteuer. Geh' jetzt nach Hause oder in Deine Schule! Heute Mittag um drei Uhr wirst Du mir das Ergebniß Deines Nachdenkens mittheilen. Geh'! Ich will vorher kein Wort mehr davon hören."

Er machte eine gebieterische Handbewegung und hinkte an eines seiner Bücherregale heran. Ewald wagte nicht, gegen seinen Willen zu handeln, obwohl er mit voller Bestimmtheit wußte, daß seine Antwort um drei Uhr nicht anders lauten würde, als im gegenwärtigen Augenblick.

„Ich werde kommen, Herr Kostomarow," sagte er nur. Dann verließ er das Haus und ging wie ein Träumender die Straße hinab. —

Am Nachmittag ertönte auf der alten, ächzenden Stiege in Balthasar Stiller's Hause ein sporenklirrender Schritt und das Rasseln eines Schleppsäbels. Kurt v. Hardenegg ging dieses Weges zum ersten Mal in seiner vollen Uniform, und der Historienmaler, welcher ihn an der Thür begrüßte, sah voll Stolz und Bewunderung zu dem schönen, vornehmen Manne empor, mit dem er binnen Kurzem durch so nahe verwandtschaftliche Bande verknüpft sein sollte.

„Sie haben sich erwarten lassen, lieber Sohn," sagte er, „aber das thut nichts. Die Hauptsache ist doch, daß Sie gekommen sind!"

„Und wie ich hoffe, nicht unwillkommen, Herr Stiller."

Der Maler lächelte verlegen.

„Wie wäre das möglich! Wollen Sie nur die Güte haben, hier einzutreten. Ich werde Elfriede sogleich benachrichtigen."

Er fand die Tochter in ernstem Nachdenken am Fenster ihres Schlafzimmers, und wieder beschlich ihn ein leises Bangen, als er den herben, fast schmerzlichen Ausdruck ihres schönen Antlitzes sah. Halblaut rief er ihren Namen, und eine schwere Last wälzte sich von seinem Herzen, da sie bei seinem Anblick wieder freundlich lächelte und ihm auf die Mittheilung, daß der Freiherr gekommen sei, ohne Zögern in das Wohnzimmer folgte.

„Ihr ruft mich wohl, Kinder, wenn Ihr Sehnsucht nach meiner Gesellschaft empfindet!"

Mit diesen etwas gezwungen klingenden Scherzworten zog sich Balthasar Stiller zurück. Es war ihm doch

nicht ganz behaglich bei dieser Verlobungsscene, und er suchte sich selber nicht ganz erfolgreich glauben zu machen, daß es nur die Ungeschicklichkeit des Alters in allen Liebesangelegenheiten sei, welche ihm eine gewisse Beklemmung verursache.

Und doch ging es bei der Werbung da drinnen weder sentimental noch stürmisch her. Hardenegg hatte rasch einige Schritte auf Elfriede zu gemacht, und mit der Gewandtheit eines Weltmannes, dem selbst in solchen Augenblicken jede Befangenheit fremd ist, sagte er: „Nach dem Empfang, welchen Ihr Herr Vater mir zu Theil werden ließ, darf ich hoffen, daß er Sie, mein verehrtes Fräulein, von dem Inhalt unseres gestrigen Gespräches unterrichtet hat, und daß Sie sich meinen sehnlichsten Herzenswünschen gegenüber nicht ablehnend verhalten. Aber Sie dürfen mit Recht erwarten, daß ich noch einmal wiederhole —"

Elfriede machte eine kleine abwehrende Bewegung, welche ihn veranlaßte, inne zu halten.

„Es bedarf dessen nicht, Herr v Hardenegg. Ich bin von der Aufrichtigkeit Ihrer freundlichen Gesinnung für mich überzeugt und danke Ihnen von Herzen für die Ehre, welche Sie mir erweisen. Aber ich weiß kaum, ob ich recht daran thun, dieselbe anzunehmen. Zwischen dem Platz, welchen Sie in der Welt einnehmen und dem meinigen bestehen so große Unterschiede —"

Jetzt war es Kurt, der sie verhinderte, auszureden.

„Diese vermeintlichen Unterschiede können nicht in Betracht kommen, wo es sich um die wahre und innige Liebe

zweier Herzen handelt. Seien Sie gewiß, liebe Elfriede, daß ich Sie als meine Gattin vor Allem schützen und bewahren werde, was Sie in dem von Ihnen angedeuteten Sinne kränken oder verletzen könnte."

„Und Sie selbst, Herr v. Hardenegg? Unsere Bekanntschaft ist eine sehr kurze gewesen. Sind Sie so sicher, daß Ihnen nicht früher oder später dieser Schritt als eine Uebereilung erscheinen, daß Ihnen nicht die Reue kommen wird über das, was Sie jetzt gethan?"

„Sie müßten ein sehr geringes Vertrauen in mich setzen, wenn Sie das im Ernst für möglich halten könnten. Nein, so wahr und heiß meine Liebe für Sie in dieser Stunde ist, so treu und stark wird sie sich allezeit erweisen! Schon der Gedanke, daß mir das Glück, Sie zu besitzen, jemals eine Quelle des Mißvergnügens sein könnte, kommt fast einer Beleidigung gleich. Warum auch sollen wir uns die Seligkeit des gegenwärtigen Augenblicks durch Zweifel und Sorgen solcher Art beeinträchtigen? Lassen Sie mich die Bestätigung meines Glückes aus Ihrem eigenen Munde vernehmen; sagen Sie mir mit einem einzigen köstlichen Wort, daß Sie mein sein wollen, und ertränken Sie alles zagende Mißtrauen in dem Ocean unserer Liebe!"

Seine Beredtsamkeit hatte für Elfriedens feines Empfinden etwas Phrasenhaftes und beinahe Widerwärtiges. Aber sie hatte das Zimmer ja mit einem vorgefaßten, festen Entschlusse betreten, und sie war stark genug, auf diesem Entschluß zu beharren. Als Hardenegg ganz nahe zu ihr herantrat, und als er, sie sanft an sich ziehend,

mit heißem Athem flüsterte: „Ein einziges Wort nur, Geliebte: willst Du mir angehören, mir allein?“ da konnte sie ihm mit einem deutlichen Ja antworten, ohne daß auch nur ein leises Beben der Stimme den Zustand ihres Herzens verrathen hätte. Mit geschlossenen Augen duldete sie seine Umarmung wie den glühenden Kuß, welchen er auf ihre Lippen drückte.

Dann machte sie sich von ihm los und sagte: „Wir wollen meinen Vater rufen. Ich glaube nicht, daß wir einen Grund haben, ihn noch länger aus unserer Nähe zu verbannen.“

Sie hielt es für überflüssig, seine Zustimmung abzuwarten und öffnete die Thür. Balthasar Stiller blickte rasch von Einem zum Anderen, und als er zu sehen glaubte, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen waren, kehrte seine gute Laune in erhöhtem Maße zurück. Hardenegg zeigte sich heiter und gesprächig; seine Miene war ganz diejenige eines glücklichen Bräutigams, und er setzte den Vertraulichkeiten des Historienmalers jene liebenswürdige Zurückhaltung entgegen, welche eine nicht geringe Kunst und lediglich das Ergebniß einer vornehmen Erziehung ist. Während er scheinbar auf den vertraulichen Ton des Alten einging, wußte er doch zwischen sich und ihm eine unsichtbare Schranke aufrecht zu erhalten, deren Vorhandensein außer ihm selbst vielleicht Niemand wahrnahm, als die schweigsam zuhörende Elfriede. Margarethe war zu jung und zu lebenslustig, um lange unter dem Bann des trüben Eindrucks vom gestrigen Abend zu bleiben. Die Schilderungen, welche Hardenegg von Schloß

Buchwald und seiner romantischen Umgebung entwarf, setzten sie in helles Entzücken, und bald hatte sie für den Verkehr mit ihrem künftigen Schwager einen allerliebsten neckischen Ton gefunden, welcher beide Theile höchlichst ergötzte und welcher auch für die Zukunft ein sehr angenehmes, freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen zu gewährleisten schien.

Die lange Abwesenheit Ewald's wurde anfänglich kaum bemerkt. Nur Elfriede blickte immer häufiger und mit wachsender Unruhe auf die Thür. Schon war der Abend hereingebrochen, ohne daß ihr Bruder zurückgekehrt wäre, und die letzten Worte, mit denen er sich am Morgen von ihr verabschiedet, gaben ihr unter solchen Umständen Anlaß zu ernster Sorge.

Endlich begab sie sich in seine Kammer, in der Hoffnung, ihn dort zu finden. Aber sie erschrak auf das Heftigste beim Anblick der Unordnung, welche da drinnen herrschte. Ewald mußte heimgekommen sein und sich wieder entfernt haben, ohne daß er von irgend Jemand bemerkt worden war. Seine Bücher, seine Wäsche und seine Kleidungsstücke waren wirr durcheinander geworfen, wie wenn er unter ihnen in großer Hast eine rasche Auswahl getroffen hätte, und das junge Mädchen erkannte auf den ersten Blick, daß verschiedene kleine Gegenstände, welche ihm besonders lieb gewesen waren, nicht mehr auf ihren Plätzen lagen. Als sie an Ewald's Arbeitstisch trat, sah sie dort einen Brief, dessen Umschlag die von seiner Hand geschriebene Adresse des Vaters trug. Nun konnte sie nicht mehr zweifeln, daß ihre Befürchtungen

vollkommen gegründete gewesen waren, und daß der leidenschaftliche junge Mensch seinen unsinnigen Vorsatz nur zu rasch zur Ausführung gebracht hatte. Hier durfte jedenfalls kein Augenblick mehr verloren werden und selbst die Rücksicht auf die Anwesenheit des Gastes mußte vor der Sorge um das Schicksal des Bruders schweigen.

Elfriede rief den Historienmaler aus dem Wohnzimmer ab, und nachdem sie ihm in wenigen Worten ihre Wahrnehmungen und ihre Besorgnisse mitgetheilt, übergab sie ihm den von Ewald zurückgelassenen Brief. Dem Alten war die Zornesröthe sogleich bis in die Stirn hinaufgestiegen, und mit lauter Stimme las er den Inhalt des kurzen Schreibens:

„Lieber Vater und liebe Schwestern!

Ich kann es nicht ertragen, von den Wohlthaten eines fremden, hochmüthigen Menschen zu leben, und ich kann nicht länger bei Euch bleiben, wenn ich gezwungen sein soll, mit dem Freiherrn v. Hardenegg, den ich hasse, wie mit einem Freunde zu verkehren. Ich gehe mit Herrn Kostomarow in die Welt hinaus, und wenn diese Zeilen in Eure Hände gelangen, habe ich die Stadt wahrscheinlich bereits verlassen. Er will mich zum Musiker ausbilden lassen und damit den sehnlichsten meiner Wünsche erfüllen. Unter seiner Obhut werde ich gut aufgehoben sein, denn er ist nicht, wie Ihr meint, ein schlechter Mensch, sondern uneigennützig und edel.

Wenn es Dir möglich ist, lieber Vater, so vergib mir, was ich heute thue. Es ist gewiß ein schweres Unrecht, aber Gott weiß es, daß ich nicht anders kann. Vielleicht

wirst Du später einmal erkennen, daß ich mit meiner Abneigung gegen den Offizier Recht gehabt und wirst dann die erbetene väterliche Verzeihung nicht versagen

Deinem Dich treu liebenden Sohne

Ewald."

„Ist der Junge verrückt geworden?" polterte der Maler, und ehe Elfriede ihn daran verhindern konnte, stürmte er in das Wohnzimmer zurück.

„Habe ich's nicht gesagt, daß der verwünschte hinkende Teufel da drüben ihn eines Tages hinter sich her locken würde in's Verderben?" rief er ingrimmig. „Nun haben wir die Bescheerung, und ich bin um eines meiner Kinder ärmer geworden."

Hardenegg horchte hoch auf.

„Ihr Sohn hat doch nicht etwa mit diesem Kostomarow das Weite gesucht?" fragte er hastig.

„Ja, freilich hat er das! Und der Satan hole den schändlichen Verführer!"

Der Offizier hatte sich bereits erhoben.

„Seit wann vermissen Sie Ihren Sohn?"

„Noch vor wenig Stunden muß er in seiner Kammer diesen wahnwitzigen Brief geschrieben haben."

„Gut! So können sie auch im schlimmsten Falle keinen wesentlichen Vorsprung haben. Ich bitte mich zu beurlauben, und ich gebe Ihnen das feste Versprechen, daß ich Ihren Sohn zurückbringen werde."

Balthasar Stiller vertrat ihm mit einer ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit den Weg.

„Halt, mein lieber Hardenegg — keinen Schritt, wenn

ich bitten darf! Der ehrvergessene Junge kommt nicht mehr über die Schwelle meines Hauses. So wie ich dies elende Papier zerreiße, reiße ich ihn für immer aus meinem Herzen!"

Er schleuderte die Fetzen des Abschiedsbriefes zu Boden und setzte seinen Fuß darauf. Er mußte wirklich in innerster Seele getroffen sein, wenn seine gewohnte Gutmüthigkeit ihn so ganz verlassen konnte. Elfriede legte beschwichtigend ihre Hand auf seine Schulter, und auch Hardenegg redete ihm eindringlich zu.

„Sie sind im Begriff, eine Uebereilung zu begehen, Herr Stiller," sagte er ernst. „Wie auch immer Sie die jugendliche Thorheit Ihres Sohnes zu bestrafen gedenken, vor den Gefahren, mit denen ihn die Gesellschaft dieses Kostomarow bedroht, muß er jedenfalls bewahrt werden. Es ist unumgänglich nothwendig, ihn von demselben zu befreien."

Doch Balthasar Stiller schüttelte mit unbeugsamer Hartnäckigkeit seine graue Löwenmähne.

„Nein, nein und abermals nein! Versucht nicht, mich umzustimmen, denn es würde doch Alles vergeblich sein! Er hat mich und all' meine fürsorgliche Liebe verrathen um eines wildfremden Narren willen; nun mag er auch zusehen, wie er mit diesem Narren fertig wird."

„Aber der Russe ist viel Schlimmeres als ein Narr; er ist ein Verbrecher!"

Der Historienmaler fuhr unwillkürlich zusammen; aber die Falten auf seiner Stirne wurden nur noch finsterer.

„Woher wissen Sie das? Haben Sie denn seine nähere Bekanntschaft gemacht?"

Hardenegg zögerte. Vielleicht hätte sich ja irgend ein Märchen ersinnen lassen, das den Besuch Kostomarow's in seinem Hotel erklärte, aber es war doch wohl gerathener, allen unbequemen Fragen von vornherein aus dem Wege zu gehen.

„Nein," sagte er. „Ich hörte nur, daß allerlei unheimliche Gerüchte über seine Vergangenheit im Umlauf seien, und Sie selbst, verehrter Herr Stiller, hatten ja aus dem abschreckenden Aeußeren des Menschen auf etwas Aehnliches geschlossen."

„Gleichviel! So mag er auch aus meinem Ewald einen Verbrecher machen, wenn er es fertig bringt. War dem ungerathenen Buben meine Erziehung zu strenge, so mag ihn das Leben selbst erziehen. Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit ihm und keinen Antheil an dem, was aus ihm werden kann. Es ist so gut, als hätte ich nie einen Sohn gehabt."

Und dabei blieb er allen Bitten und Vorstellungen gegenüber mit unerschütterlichem Trotz. Als sich Hardenegg dessenungeachtet anschicken wollte, auf seine eigene Hand die Spur des Flüchtigen zu ermitteln, verbat er sich fast unhöflich diese Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten.

„Es würde ihm wenig helfen, wenn Sie ihn heimbrächten," sagte er. „In meinem Hause ist kein Platz für ihn, und ich wüßte nicht, was unter solchen Umständen hier noch aus ihm werden sollte. Uebrigens hat

kein Mensch auf der Welt so wenig Veranlassung, dem Jungen eine Wohlthat zu erweisen, als Sie, lieber Sohn. Gerade um Sie hat er es am allerwenigsten verdient."

Nur der bittende Blick Elfriedens konnte ihn abhalten, noch mehr zu verrathen, und man gab es endlich auf, seinen fast unbegreiflichen Starrsinn zu brechen. Um seine hochgradige Erregung nicht nutzlos zu vermehren, wurde des Entflohenen nicht weiter Erwähnung gethan, aber um die vorige heitere Stimmung war es unwiderruflich geschehen. Wie eine dunkle, Unheil verkündende Wolke lag es über der kleinen Gesellschaft; mühsam nur schleppte sich die vorher so fröhliche Unterhaltung fort, und das Abendessen, für welches Balthasar Stiller ganz ungewöhnliche und zum Theil sehr sonderbar zusammengestellte Herrlichkeiten beschafft hatte, blieb fast unangerührt.

Viel früher, als es wohl unter anderen Umständen geschehen sein würde, verabschiedete sich Hardenegg, denn er hatte die Hoffnung aufgegeben, ein nochmaliges Alleinsein mit seiner Verlobten herbeizuführen. Von Empfindungen sehr widerstreitender Art erfüllt, verließ er das alte Haus; alle diese Regungen aber vereinigten sich doch schließlich in dem einzigen Gedanken: „Wie unbequem auch immer der Alte sein mag, die sinnbethörende Schönheit der Tochter wiegt alle seine Fehler und Narrheiten auf. Und diese Schönheit gehört mir, Niemand wird sich ihrer erfreuen als ich! Wahrhaftig, solche Aussicht wäre wohl noch größere Zugeständnisse werth!"

Achtes Kapitel.

Am Tage ihrer Abreise hatten Kostomarow und sein Schützling nicht mehr als elf Meilen zurückgelegt. Auch während der kurzen Eisenbahnfahrt äußerte sich der wortkarge Alte nicht über sein nächstes Ziel, und Ewald selbst war nicht recht in der Stimmung, zu fragen und zu plaudern. Aber es setzte ihn doch in Erstaunen, als Kostomarow an einer ganz kleinen, unbedeutenden Station, die der Jüngling bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, ihn zum Aussteigen aufforderte. In einem Gasthofe, dessen Bequemlichkeit ganz den Verhältnissen eines winzigen Landstädtchens entsprach, nahmen sie Quartier. Als sie die ihnen angewiesenen Zimmer betraten, sagte Kostomarow nur: „Wir werden vielleicht einige Tage hier bleiben, und da ich verschiedene Erkundigungen einzuziehen habe, kann ich Dich natürlich nicht überall hin mit mir nehmen. Du mußt zusehen, wie Du Dir in dem Neste die Zeit vertreibst."

Er ließ ein einfaches Abendessen heraufbringen, und stellte in seiner rauhen, kurzen Art ein kleines Verhör mit dem aufwartenden Mädchen an. Sie sollte ihm Auskunft geben über eine Anzahl von Personen, die seiner Meinung nach in dem Städtchen oder in dessen nächster Umgebung wohnten. Aber die Mehrzahl der Namen, welche er da nannte, hatte die Magd nie zuvor gehört und nur von Wenigen wußte sie, daß diese Leute allerdings einmal gelebt hätten, aber nun schon seit vielen Jahren gestorben seien. Aergerlich schickte sie Kostomarow

endlich fort, und das Mädchen folgte dieser Aufforderung mit sichtlicher Bereitwilligkeit, da sie den weißhaarigen Alten ganz ernstlich für eine Art von Gespenst zu halten schien. Nachdem die dürftige Mahlzeit schweigend beendet worden war, hinkte Kostomarow zum Fenster und deutete auf eine schwerfällige Gebäudemasse, die ganz nahe auf einer Anhöhe lag und deren Umrisse sich undeutlich in dem feuchten grauen Dunstschleier abzeichneten.

„Was Du da siehst, ist ein altes Cistercienserkloster," sagte er. „Es ist stark im Verfall begriffen, denn schon seit beinahe hundert Jahren wird nur noch ein kleiner Theil davon als Armenhaus benutzt. Aber ich rathe Dir dennoch, morgen hinauf zu wandern. Die Kapelle ist eine Sehenswürdigkeit, und mit der Entzifferung der lateinischen Grabschriften, von denen sich da einige Hundert vorfinden, wirst Du wohl einen Tag hinbringen können. Ich erwarte, daß Du mir morgen Abend ausführlichen Bericht erstattest."

„So kennen Sie diese Stadt sehr genau, Herr Kostomarow? Sie haben vielleicht selber früher einmal hier gelebt?"

„Nein! Und merke Dir ein= für allemal, daß ich es nicht liebe, nach Dingen gefragt zu werden, welche meine Person und mein vergangenes Leben betreffen. Was Dir zu wissen gut ist, werde ich Dir früher oder später selbst mittheilen. Und nun ist's Zeit, zu Bett zu gehen." —

Am nächsten Tage war Ewald wirklich in die alte Abtei hinaufgestiegen, und die ernste Einsamkeit des ehrwürdigen, verfallenden Bauwerks, in welchem er sich sonst

halb zu Tode gelangweilt haben würde, war gerade diesmal von wohlthuender, fast erhebender Wirkung auf sein Gemüth gewesen. Hier fand er Beruhigung für all' die zweifelnden, quälenden Empfindungen, welche am ersten Tage nach der Flucht aus dem Elternhause nothwendig über ihn kommen mußten; und als er Kostomarow am Abend Bericht erstattete über Alles, was er gesehen, schien auch dieser mit ihm zufrieden.

„Du hast nun Zeit und Gelegenheit gehabt, Dir Deinen gestrigen Entschluß nochmals zu überlegen," sagte er, ihn scharf beobachtend. „Wenn Du ihn bereust, so ist Dir jetzt noch die Möglichkeit gegeben, umzukehren. Sage mir also offen und ehrlich Deine Meinung."

Ewald hielt den Blick des Alten aus, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ich will bei Ihnen bleiben, Herr Kostomarow!" erwiederte er, und mit einem Kopfnicken des Greises war die Sache abgethan.

Der folgende Morgen war wieder hell und sonnig, und Ewald hätte heute wahrlich wenig Freude daran gehabt, wenn er noch einmal in das düstere Cistercienserkloster geschickt worden wäre. Aber Kostomarow dachte auch nicht daran; er hatte vielmehr eine ganz besondere Ueberraschung in Bereitschaft. Vor der Thür des Gasthofes hielt ein leichtes, einspänniges Korbwägelchen, und der Alte forderte seinen Schützling auf, sich zur Fahrt bereit zu machen.

„Es geht über Land," sagte er, „halte die Augen offen; aber frage nicht viel. Mir ist heute nicht zum Schwatzen."

Und nun fuhren sie in flottem Trabe über den Marktplatz zum Städtchen hinaus. Ewald sah, daß sie sich inmitten einer überaus anmuthigen und fruchtbaren Landschaft befanden, und es gab für ihn rings umher so viel zu schauen, daß er die Annehmlichkeit einer lebhaften Unterhaltung durchaus nicht vermißte. In der That hatte er seinen Begleiter kaum je zuvor so schweigsam gefunden, wie gerade heute. Die mächtige Gestalt war ganz in sich zusammengesunken, und die knochigen Hände, welche über dem Griff des Krückstocks gefaltet waren, zitterten oft, als ob ein Erschauern über den Leib des Alten ginge. Dabei schweiften seine tief liegenden blitzenden Augen unausgesetzt über die wechselnden Landschaftsbilder dahin, welche an ihnen vorüber glitten, und zuweilen kamen abgerissene, murmelnde Worte über seine Lippen, welche Ewald nicht verstand und nach deren Sinn er nicht zu fragen wagte.

Je länger die Fahrt andauerte, desto größer schien Kostomarow's innere Erregung zu werden. Als sie eben eine scharfe Wegbiegung passirt hatten, richtete er sich hoch auf und befahl dem Kutscher mit heiserer Stimme, zu halten. Die Landstraße war hier ziemlich steil angestiegen, so daß sie von der Stelle, auf welcher sie sich befanden, einen weiten Rundblick über die Gegend hatten. Zu ihren Füßen lag eine Thalsenkung, deren Lieblichkeit Ewald einen unwillkürlichen Ausruf freudiger Bewunderung entlockte. Goldig wogende Getreidefelder und saftig grüne Wiesen bedeckten die sanft abfallenden Hänge, nach oben hin überall begrenzt von dichtem Forst, dessen dunkelgrüne Laubmassen sich ringsum erstreckten, so weit nur das Auge reichen

konnte. Hart am Rande des Waldes wurden die rothen Ziegeldächer eines lang gestreckten Dorfes und der schlanke Thurm eines Kirchleins sichtbar. Auf einer Höhe zur Rechten der Beschauer aber erhob sich, von einer Fülle goldenen Sonnenlichtes überfluthet, ein stattliches, in den edelsten gothischen Formen ausgeführtes Gebäude, das mit seinen zahlreichen blinkenden Fenstern, seinen Zinnen, Erkern und Thürmchen inmitten dieser reichen landschaftlichen Umgebung, die es weithin beherrschte, einem wirklichen Fürstenschlosse glich.

Ewald wollte eine Frage thun, aber er unterdrückte sie rasch, als sein Blick auf Kostomarow fiel. Im Haupte des Alten mußten seltsame Dinge vorgehen, denn sein Gebahren war sonderbar genug. Erst breitete er die Arme aus, wie wenn er etwas Unsichtbares, Wesenloses an seine Brust drücken wollte; dann verzerrten sich die Züge seines sonst so unbeweglichen Gesichts zu einer wilden Grimasse, und während er die geballte Faust nach der Richtung des blinkenden Schlosses hin schüttelte, wurden wieder jene unartikulirten Kehllaute vernehmlich, die wie ein innerliches Lachen klangen und die doch unheimlicher waren, als der heftigste Ausbruch eines unbändigen Zornes.

Kopfschüttelnd und nicht ohne einen Ausdruck des Grauens auf dem Gesicht sah der Kutscher seinem Beginnen zu. Er glaubte unzweifelhaft, daß er es mit einem Verrückten zu thun habe, und Niemand hätte ihm einen solchen Verdacht verargen können.

Endlich, nach Verlauf von Minuten, schien Kostomarow wieder zu sich selbst zu kommen. So schnell es ihm sein

lahmes Bein gestattete, kletterte er vom Wagen herab und winkte Ewald, seinem Beispiel zu folgen.

„Wenn Sie noch eine Viertelstunde weiter fahren, treffen Sie auf ein Wirthshaus," sagte er zu dem Kutscher. „Dort mögen Sie unsere Rückkehr erwarten. Ich denke nicht länger als zwei oder drei Stunden auszubleiben."

Als der Wagen davon gerollt war, wandte er sich gegen Ewald.

„Auch Deine Gesellschaft kann ich nicht weiter gebrauchen, mein Junge. Streife nach Deinem Belieben umher. Es ist genug, wenn Du nach Verlauf von drei Stunden in jenem Wirthshaus eintriffst, Du kannst es nicht verfehlen, denn es führt einen rothbraunen Löwen im Aushängeschilde."

Er reichte ihm die Hand und schlug einen der in das Thal hinabführenden Seitenwege ein. Nach einem Dutzend Schritten aber blieb er noch einmal stehen.

„Wohin Du auch gehst, vermeide es jedenfalls, in die Nähe des Schlosses zu kommen, das Du da drüben liegen siehst. Ich verbiete es Dir ausdrücklich — hörst Du?"

Ewald's Verehrung für Kostomarow war zu groß und zu aufrichtig, als daß ihm dessen zahllose Sonderbarkeiten Erstaunen oder gar Unwillen erregt hätten. Auch den Weisungen, welche er nicht begriff, fügte er sich mit unbedingtem Gehorsam. Als die hinkende Gestalt des Alten verschwunden war, ging er auf einem schmalen, allmählig abwärts führenden Wiesenpfade in der Richtung auf die rothen Dächer des Dorfes zu weiter. Die leicht bewegte Luft war so würzig und rein, daß er sie mit vollstem

Wohlbehagen athmete, und die tiefe Stille, welche ihn umgab — kaum hier und da unterbrochen von dem fernen Bellen eines Hundes aus dem Dorfe — erhöhte nur den erquickenden Zauber ungestörten sommerlichen Friedens, welcher über der ganzen, gesegneten Landschaft ruhte.

Eben hatte Ewald ein im spitzen Winkel vorspringendes Stück des traulich dämmernden Buchenwaldes passirt, als er sah, daß das schöne Naturgemälde auch nicht ganz ohne lebendige Staffage war. Eine Anzahl behäbiger, bunter Kühe weidete da auf der vor ihm liegenden Wiese, und eine kleine Schaar bloßfüßiger und barhäuptiger Dorfkinder, denen die Bewachung der Heerde anvertraut sein mochte, ergötzte sich mit allerlei kunstlosen Spielen. Ewald, der heute zum ersten Mal den wieder geheilten Arm ohne Binde trug, streckte sich am Rande eines geschwätzig murmelnden, krystallhellen Bächleins in das hohe Gras, und sah dem munteren Treiben aus der Ferne zu. Allerlei geflügeltes Insektenvolk summte und zirpte um ihn her, die kleinen Vögel zwitscherten in den Büschen, und allgemach sanken die Lider des Jünglings schwerer und schwerer herab. Heitere Träume zogen an seiner Seele vorüber, aber die rauhe Art, in welcher er aus dieser phantastischen Welt wieder zur Wirklichkeit herabgerissen wurde, war ganz darnach angethan, ihn mit Bestürzung und Entsetzen zu erfüllen.

Laute, angstvolle Schreckensrufe der spielenden Kinder waren es, die ihn aus seinem leichten Schlummer emporfahren ließen. Er sah, wie die kleine Schaar nach allen Richtungen hin auseinander stob, und wie Jedes von ihnen

mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft das Weite zu gewinnen trachtete. Auch die Ursache ihres Erschreckens blieb ihm nicht lange verborgen, denn über die Wiese daher kam eben in rasendem Laufe und mit dumpfem Gebrüll ein mächtiger Stier, der sich augenscheinlich in einem Zustande der höchsten Wuth und Wildheit befand. Er peitschte die Flanken mit seinem Schweif, und die kleinen tückischen, funkelnden Augen quollen weit aus dem gewaltigen, tief zu Boden gesenkten Kopfe hervor.

Für den Moment drohte Ewald selbst keine Gefahr, denn das wüthende Thier nahm seinen Lauf nicht nach dem Punkte hin, an welchem er sich befand, und auch wenn es die Richtung änderte, lag zwischen ihnen noch immer der ziemlich breite, im Sonnenschein blinkende und glitzernde Bach. Aber der Jüngling dachte in diesem entscheidenden Augenblicke überhaupt nicht an seine eigene Sicherheit. Er hatte da auf der Wiese etwas erspäht, das seinen Herzschlag stocken ließ und ihn vor Schrecken fast der Fähigkeit beraubte, zu athmen. Nicht allen Kindern war es möglich gewesen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Auf der Stelle, wo sie vorhin ihr übermüthiges Wesen getrieben hatten, bewegte sich noch immer etwas Lebendiges, und herzzerreißende Weherufe gellten durch die Luft, die Aufmerksamkeit des wilden Stieres nur noch sicherer dorthin lenkend und seine unbändige Wuth vermehrend. Ein etwa zehnjähriger Knabe mühte sich dort auf dem Rasen, kriechend weiter zu kommen und so den winzigen Erdhaufen zu erreichen, auf welchem zwei kleine Krücken lagen. Eines der spielenden Kinder hatte sie wohl

vorhin in schlecht angebrachtem Muthwillen dahin getragen und so den armen verkrüppelten Jungen jeder Möglichkeit beraubt, sich zu retten. Die Entfernung zwischen ihm und dem heranrasenden Stier verringerte sich mit entsetzlicher Schnelligkeit, und der Augenblick, in welchem das unglückliche Kind von den Hörnern des furchtbaren Feindes erfaßt werden mußte, ließ sich mit nur zu großer Bestimmtheit voraus berechnen.

Ewald erkannte dies Alles und sah zugleich, daß ringsum kein lebendes Wesen zu erspähen war, von welchem eine Hilfe zu erwarten gewesen wäre. Niemand war da, dem armen bedrohten Knaben beizustehen, als er selbst, und was vermochte die schwache Kraft seines waffenlosen Armes wider einen Gegner von der Furchtbarkeit dieses gehörnten Ungethüms? Hundert abenteuerliche Gedanken durchschossen mit Blitzesschnelle das Gehirn des Jünglings, und plötzlich erinnerte er sich, als kleiner Knabe in einem Kinderbuche gelesen zu haben, daß es das Einfachste und Sicherste sei, einen wild gewordenen Stier durch ein über den Kopf geworfenes Tuch zeitweilig des Augenlichts zu berauben. Ohne daran zu denken, daß dies Beginnen ein mehr als gewagtes sei und daß es zu seiner Ausführung sicherlich einer ganz ungewöhnlichen Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit bedürfe, raffte Ewald den mitgebrachten Plaid vom Boden auf, durchwatete den Bach, dessen Wasser ihm nur bis zu den Knieen reichte, und lief dann, so schnell ihn nur seine Füße tragen wollten, quer über die Wiese, um dem Stier den Weg abzuschneiden.

Dieser aber schien den Angriff zu ahnen, welcher ihm

da zugedacht war. Auf's Neue ließ er sein kurzes, dumpfes Gebrüll vernehmen, und mit einer kleinen Abschwenkung von seiner ursprünglichen Richtung rannte er gerade auf Ewald zu. Der Ausgang des Zusammentreffens konnte kaum ein zweifelhafter sein, und der Jüngling selbst machte sich, als ihm das Thier so nahe gekommen war, darauf gefaßt, ihm zum Opfer zu fallen. Er hörte deutlich den schnaufenden Athem des Stieres; der erhobene Arm, in welchem er das Tuch hielt, sank unwillkürlich schlaff herab, und er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, seine Augen zu schließen.

Da — er glaubte schon die spitzigen Hörner an seinem Körper zu spüren — erdröhnte vom Walde herüber der scharfe Knall eines Schusses, unmittelbar gefolgt von einem schmerzlichen Aufbrüllen des Stieres. Ewald sah mit Erstaunen, wie das mächtige Thier, kaum vier oder fünf Schritte von ihm entfernt, in die Kniee brach. Es mußte also das Ziel jenes Schusses gewesen und von ihm getroffen worden sein. Aber noch einmal schien es, als sei die Katastrophe damit nur aufgehalten, nicht verhütet worden, denn mit einer verzweifelten Anstrengung gelang es dem verwundeten Bullen, wieder auf die Füße zu kommen. Da knallte es vom Waldessaume her zum zweiten Mal, und jetzt gewahrte Ewald ganz deutlich, wie sich das rechte Auge des Stiers in eine dunkelblutige Masse verwandelte. Er stand noch Sekunden lang aufrecht, doch über den mächtigen Leib ging ein krampfhaftes Zittern, und plötzlich stürzte er, wie von einem unsichtbaren Axthiebe gefällt, schwer und wuchtig zu Boden.

Die Gefahr war vorüber; denn wie auch die Flanken des Thieres flogen, und wie auch sein Schweif den Boden schlug, es war doch sicher, daß es sich nie mehr von dem Platze erheben würde, auf welchem es lag. Hastig wandte sich Ewald von dem unheimlichen Schauspiel ab. Erst jetzt überkam ihn das Grauen vor dem entsetzlichen Schicksal, dem er so nahe gewesen war, mit fast lähmender Gewalt. Seine Glieder bebten, und die Füße wollten ihm beinahe den Dienst versagen. Aber er zwang die Anwandlung von Schwäche nieder und ging zu dem kleinen, verkrüppelten Knaben, der ihn offenen Mundes und mit weit aufgerissenen Augen anstarrte wie ein überirdisches Wesen. Er brachte auf des Jünglings theilnehmende Fragen kein Wort der Erwiederung hervor, und als ihm Jener seine Krücken gereicht hatte und ihm beim Aufstehen behilflich gewesen war, humpelte er so eilig als möglich davon.

Voll innigen Mitleids schaute ihm Ewald nach, aber da er sich nun umwandte, wartete seiner eine Ueberraschung, die ihn ganz und gar außer Fassung brachte. Wie durch Zauberei aus dem grünen Wiesenboden emporgestiegen, stand da ein junges Mädchen, von dem er im ersten Augenblick eigentlich nichts weiter sah, als eine wogende Fülle fessellos über die Schultern fallenden kastanienbraunen Haares und eine blinkende Doppelflinte, welche sie nach Waidmannsart unter dem Arme trug. In seiner Bestürzung machte er eine rasche Bewegung, wie wenn er seinen Hut ziehen wollte, obwohl ihm derselbe vorhin beim raschen Laufen entfallen war, und diese Ge-

berde im Verein mit dem verlegenen Ausdruck seines Gesichtes mochten wohl die Veranlassung sein, daß sein jugendliches Gegenüber laut und fröhlich auflachte.

„Seien Sie mir nicht böse; aber Sie sahen soeben wirklich gar zu drollig aus," erklang eine noch kindlich helle, aber dessen ungeachtet ungemein liebliche Stimme. „Wenn man sich getraut, einen wild gewordenen Ochsen mit Hilfe eines Umschlagetuches aufzuhalten, sollte man doch vor einem harmlosen Mädchen nicht gar so fürchterlich erschrecken."

Eine so vertrauliche Anrede war nun allerdings das beste Mittel, diesen Schrecken zu beseitigen und dem jungen Manne einen guten Theil seiner Unbefangenheit wiederzugeben. Ja, sie verlieh ihm sogar Muth genug, den unschuldigen Spott mit einem Scherzwort zu erwiedern.

„Gestatten Sie mir, zu meiner Vertheidigung zu bemerken, daß ein wild gewordener Ochse jedenfalls etwas viel weniger Ungewöhnliches ist, als eine junge Dame mit einem Gewehr."

„Ach — ist es das? Sie sind sehr undankbar, mein Herr; denn ich möchte wahrhaftig nicht sehen, wie es jetzt um Sie stände ohne dies Gewehr."

„Wie? Ist es möglich? Sie wären es gewesen, die jene beiden rettenden Schüsse abgegeben hat?"

„Freilich war ich es! Ist das denn so wunderbar? Nach sechsjähriger Uebung soll man doch auch wohl gelegentlich etwas Besseres thun können als Löcher in die blaue Luft zu schießen! Und ich meine doch, daß es diesmal wahrhaftig die höchste Zeit gewesen ist."

Ewald's Wangen hatten sich mit dunklem Roth bedeckt.

„Sie haben mir das Leben gerettet, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen dafür angemessen zu danken.“

Die junge Schießkünstlerin lachte und schüttelte das schimmernde Nixenhaar.

„Lassen wir's also meinetwegen bei einem unangemessenen Dank bewenden. Sie haben sich ja auch im Grunde damit viel eher an die Adresse des Schicksals zu wenden, als an die meinige. Wie in aller Welt kamen Sie nur dazu, sich dem Stier gerade in den Weg zu stellen?“

Obwohl es ihm fast erschien, als müsse er sich dessen schämen, erzählte Ewald doch offenherzig, welche Absicht er gehegt, und wie ihn nur im letzten Augenblick das Grauen vor dem wüthenden Thier übermannt habe. Diesmal lachte ihn sein heiteres Gegenüber nicht aus, und als er geendet hatte, sagte sie mit einer so herzlichen Wärme, daß Ewald seine Wangen noch heißer brennen fühlte: „Es war sehr hübsch von Ihnen, aber wenn ich nicht eben zur rechten Zeit mit dem Jägerburschen aus dem Walde herausgetreten wäre, hätten Sie Ihre edle That wahrscheinlich sehr theuer bezahlen müssen. Was Sie da gelesen hatten, mag gut sein für eine Kinderphantasie, aber es taugt gewiß nicht für die Wirklichkeit. Uebrigens dürfen Sie nicht etwa glauben, daß es meine Gewohnheit sei, mit einer geladenen Doppelflinte in den Wäldern umherzustreifen, um auf Bären oder Räuber zu fahnden. Dieses Mordinstrument ist gar nicht mein Eigenthum, sondern es

gehört dem Jägerburschen da, der sich, wie es scheint, gar nicht mehr an mich heranwagt. Er kam von einem vergeblichen Pirschgange zurück, und ich hatte mich ihm angeschlossen, weil ich es liebe, mir Jagdgeschichten erzählen zu lassen. Da hörten wir das Geschrei der Kinder und liefen zum Rande des Waldes, um zu sehen, was es gebe. Als wir eine freie Aussicht auf die Wiese gewannen, standen Sie schon so dicht vor dem Stier, daß der Jägerbursche, der nur ein mittelmäßiger Schütze ist, nicht mehr den Muth hatte, Feuer zu geben, aus Furcht, daß er bei solcher Entfernung ebensowohl Sie als den Ochsen treffen könnte. Ich aber riß ihm, als ich sein Zögern sah, die Flinte aus der Hand, und — nun, und das Weitere ist Ihnen ja bekannt!"

Sie winkte den in einiger Entfernung harrenden Jäger heran und gab ihm seine Waffe zurück.

„Wenn das Thier noch nicht todt sein sollte, so geben Sie ihm den Gnadenschuß," sagte sie in freundlichem Ton, doch unverkennbar mit dem Ausdruck Jemandes, der daran gewöhnt ist, Gehorsam zu finden. „Und ermitteln Sie den Eigenthümer, der Schreck kann ihm zwar für seine Unachtsamkeit nicht schaden, aber mein Vater wird ihm den Nachtheil ersetzen."

Während sie mit dem Burschen sprach, fand Ewald Gelegenheit, sie aufmerksamer zu betrachten, und ihm war, als habe er nie ein menschliches Wesen von so viel Schönheit und Anmuth gesehen. Sie trug ein schlichtes, eng anschließendes Kleid, das nur bis zu den zierlichen Knöcheln herabfiel, und eine einfache, dunkelgraue Joppe

mit grünen Aufschlägen. Ein allerliebstes kleines Barett mit einem Stutz von Auerhahnfedern thronte auf dem prächtigen Haar; und trotz der Schmucklosigkeit dieses Anzuges sah sie so schön und vornehm aus, daß der junge Mann, obwohl er sicherlich um mindestens zwei Jahre älter war, etwas wie ein Gefühl der Verehrung für sie empfand.

Als sich der Jäger mit höflichem Gruße entfernt hatte, kehrte sich das junge Mädchen wieder dem neuen Bekannten zu.

„Sie werden sich erkälten," sagte sie in ihrer unbefangen munteren Art, „denn es scheint, als wenn Sie bei Ihrem heldenmüthigen Rettungswerke nicht ganz trocken geblieben wären. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Begleiten Sie mich bis zu dem Schlosse da drüben, da werden Sie ohne Zweifel eine Möglichkeit finden, Ihre Kleidung zu wechseln."

Sie hatte auf das stattliche, gothische Gebäude mit den blinkenden Fenstern und den zierlichen Thürmchen gedeutet, und Ewald war schon nahe daran, ihren Vorschlag mit freudigem Dank anzunehmen, als ihm Kostomarow's Verbot, sich jenem Schlosse zu nähern, wieder in den Sinn kam. Wie lockend auch immer die Versuchung sein mochte, er war doch tapfer genug, ihr zu widerstehen.

„Ich müßte fürchten, ein verabredetes Zusammentreffen zu versäumen, wenn ich Ihre gütige Einladung annähme," sagte er, „und überdies haben die nassen Kleider bei dieser milden Temperatur nicht viel zu bedeuten. Die Sonne wird sie rasch genug getrocknet haben."

„Nun ja, vielleicht ist es auch besser so. Man würde Sie da drinnen wahrscheinlich mit endlosen Fragen überschütten, und ich kann mir wohl denken, daß Ihnen dies nicht sonderlich angenehm wäre. Aber wenn Sie eine Verabredung haben, darf auch ich Sie wohl nicht länger aufhalten. Und das ist schade, denn wir hätten recht gut noch ein wenig plaudern können."

Ewald versicherte mit ganz besonderem Eifer, daß ihm dazu noch eine Fülle von Zeit zur Verfügung stände, und er erinnerte sich kaum, jemals eine so lebhafte Freude empfunden zu haben, als in dem Augenblick, da sich seine neue Bekannte an dem Wiesenrain in das weiche Gras setzte und ihn durch eine freundliche Handbewegung aufforderte, dasselbe zu thun.

Es war wieder ganz still geworden um sie her. Das aufregende Ereigniß hatte den tiefen Frieden der Natur nicht zu stören vermocht, und das Summen der Insekten wie das Zwitschern der kleinen Vögel klang nicht minder traulich und lieblich, als zuvor.

Die beiden jungen Menschenkinder, die sich noch nicht einmal dem Namen nach kannten, waren schon nach wenigen Minuten in ein so lebhaftes Geplauder vertieft, als seien sie schon seit langer Zeit die vertrautesten Freunde. Auf die unbefangene Frage nach seinem Wohnort und nach dem Zweck seines Aufenthalts in dieser Gegend, hatte Ewald zuerst wohl ein wenig mit der Antwort gezögert, aber es war ihm nach kurzem Bedenken als ganz unmöglich erschienen, diesem offenherzigen und liebenswürdigen Wesen eine Unwahrheit zu sagen. So war sie bald von

seinem Schicksal unterrichtet, und sie bemühte sich durchaus nicht, das Interesse zu verbergen, welches sie an demselben nahm.

„Sie sind also ein Musiker," sagte sie, „und Sie wollen ein Künstler werden — ein großer Künstler? Das ist ein herrlicher Vorsatz, aber nur, wenn Sie ihn wirklich ganz und voll zur Ausführung bringen, wird Ihre Flucht gerechtfertigt sein. Und welches Instrument ist es, das Sie spielen?"

„Die Violine."

„Das ist hübsch! Aber wie schade, daß drüben im Schlosse jener sagenhafte Schatz nicht mehr vorhanden, von dem mir der alte Heitmann alle Tage vorschwärmt. Sie müßten sonst ohne Gnade mit mir kommen und etwas spielen."

„Ein sagenhafter Schatz? Das hat einen sehr romantischen Klang."

„Es ist auch einige Romantik dabei. Der Schatz bestand in einer Geige, deren Verfertiger der berühmte Stradivari gewesen sein soll. Sie hatte sich schon durch mehrere Generationen fortgeerbt, und dem Großvater des jetzigen Gutsherrn waren von einem Liebhaber zehntausend Thaler dafür geboten worden, ohne daß er sich zum Verkauf seines Kleinods entschließen konnte."

„Ich glaube es wohl, denn die besten dieser Instrumente haben einen sehr hohen Werth. Was aber ist aus der Stradivari-Geige geworden? Man hat sie doch nicht etwa gestohlen?"

„Nein, so darf man es eigentlich nicht nennen. Der

Oheim des gegenwärtigen Schloßherrn nahm sie als seine einzige Habe mit sich, da er wie ein Flüchtling hinauszog in die weite Welt. Nachher ist er verschollen, und die kostbare Violine wird wohl irgendwo mit ihm zu Grunde gegangen sein. So oft ich an ihn denke, kommen mir immer die Verse aus dem schönen Gedichte Chamisso's in den Sinn:

„Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land."

Ihre Stimme klang weich und innig und in ihren Augen leuchtete ein feuchter, schwermüthiger Glanz. Ewald fand, daß sie so fast noch schöner aussah, als vorhin in ihrem lachenden Uebermuth.

„Dies Ende eines auserlesenen Instruments wäre in Wahrheit ein Vorwurf für einen Dichter," sagte er. „Auch ich habe übrigens schon das Glück gehabt, auf einer echten Stradivari-Violine zu spielen. Mein alter Lehrer und Wohlthäter ist ihr beneidenswerther Besitzer."

„Wie heißt denn Ihr Lehrer und wie sieht er aus?"

„Er heißt Kostomarow, und sein Aussehen möchte ich Ihnen eigentlich gar nicht beschreiben, denn es ist wahrhaftig nicht das Beste an ihm. Er hat ein wahres Todtengesicht, er hinkt und —"

„Genug — genug!" wehrte sie lachend ab. „Wir wollen lieber wieder von Ihnen und von Ihrer Zukunft reden. Wohin werden Sie denn jetzt reisen?"

„Wohin? Ja, wenn ich das nur wüßte! Herr

Kostomarow hat mir aus eigenem Antrieb noch nichts von seinen Absichten mitgetheilt, und er liebt es nicht, daß ich ihn darnach frage."

„Wie sonderbar! Sie folgen ihm, ohne zu wissen, was er mit Ihnen vorhat. Ist Ihr Vertrauen zu ihm denn so groß?"

„O, es ist unbegrenzt! Und Sie würden ihn ebenso tief verehren wie ich, wenn Sie ihn nur ein einziges Mal hätten spielen hören. Erst wenn er den Geigenbogen in der Hand hat, offenbart sich die ganze Tiefe seines Gemüths."

Mit Begeisterung schilderte er die Kunst des Alten, und seine junge Gesellschafterin hörte ihm aufmerksam zu, durch immer neue Fragen ihre warme Theilnahme bekundend. Die Viertelstunden schwanden ihnen im Fluge dahin und die Sonne stieg immer höher auf ihrer himmlischen Bahn, ohne daß die Plaudernden dessen gewahr wurden. Da begannen die Glocken des Kirchleins am fernen Waldessaume zu läuten und der leichte Wind trug die feierlichen Klänge zu den Selbstvergessenen herüber. Ewald sah auf seine Taschenuhr und sprang betroffen empor. Schon war die Zeit, die ihm Kostomarow gegeben hatte, verstrichen, und er hatte gewiß noch eine halbe Stunde zu wandern, ehe er das Wirthshaus mit dem rothbraunen Löwen erreichte. Er fühlte sich tief betrübt und auch über das sonnige Antlitz seiner jugendlichen Bekannten legte sich's wie ein Schatten. Sie reichten sich die Hände zum Abschiede, aber sie gingen dann doch noch Seite an Seite weiter.

Noch einmal wollte Ewald stammelnde Worte des Dankes sprechen, aber seine Begleiterin wehrte ihm mit freundlicher Bestimmtheit.

„Ich habe Ihnen das Leben gerettet," sagte sie, „das ist wahr; aber ebenso gut hätte das an meiner Stelle jeder Andere gethan. Wollen Sie mir jedoch beweisen, daß Ihnen dieser Vorfall im Gedächtniß bleiben wird, und daß Sie sich meiner freundlich erinnern, so geben Sie mir ein Versprechen."

Der Jüngling legte betheuernd die Hand auf das Herz.

„Was Sie auch immer verlangen mögen," erwiederte er feierlich, „ich werde es Ihnen geloben!"

„Nun wohl! Wenn Sie Ihr Ziel erreicht haben, wenn Sie ein großer, ein berühmter Künstler geworden sind, dann sollen Sie mich aufsuchen und sollen mir auf Ihrer Geige den Dank dafür abstatten, daß ich Sie mit Hilfe eines glücklichen Zusammentreffens dem Leben und der Welt erhalten habe."

Er nahm noch einmal die kleine warme Hand, und während es ihm wie ein Schluchzen in die Kehle steigen wollte, sagte er: „Ich schwöre, daß ich es thun werde! Wo aber soll ich Sie finden? Ich weiß ja noch nicht einmal Ihren Namen."

Sie waren an einer Wegkreuzung angelangt, wo den Jüngling nur noch wenige Schritte von der Landstraße trennten.

„Hier müssen wir scheiden," erwiederte sie. „Und vielleicht werden wir uns dereinst nicht fern von hier wiedersehen. Fragen Sie, wenn Sie zurückkehren, nach

der Comtesse Hertha Bassewitz auf Hohenlinden, und man wird Ihnen sagen, wo Sie mich finden können. Damit leben Sie wohl und — Glück auf!"

Sie entzog ihm ihre Hand und wandte sich so rasch um, als ob sie ihr Gesicht vor ihm verbergen müsse. Mit leichten, elastischen Schritten ging sie auf dem thalabwärts führenden Pfade zurück. Ewald aber blickte ihr nach, bis sich ein feuchter Schleier vor seine Augen legte, und seine zuckenden Lippen murmelten, ohne daß er selbst es wußte, leise ihren Namen. Dann wanderte auch er rüstig auf der Landstraße dahin. Doch die lachende Landschaft um ihn her hatte all' ihren wonnigen, zauberischen Reiz verloren. Das Herz war ihm so schwer, daß er nur mit Mühe die aufsteigenden Thränen zurückhielt. Hatte es doch in dieser Stunde das ganze Glück und das ganze Weh einer ersten, reinen Liebe erfahren! —

Der Löwe auf dem Aushängeschilde des Wirthshauses mochte wohl einmal vor Jahrzehnten roth oder braun gewesen sein, jetzt hatten ihn Wind und Wetter längst verwischt, so daß sich kaum noch seine Umrisse erkennen ließen. Der Wagen Kostomarow's stand schon zur Abfahrt bereit, und der Alte selbst saß wartend an dem runden Tische vor der Thür. Aber er machte Ewald keinen Vorwurf wegen seines Säumens. Vielmehr drückte er ihm zur Begrüßung fester und wärmer die Hand als sonst, und bedeutete ihn dann schweigend, das Gefährt zu besteigen. Sie rollten auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren, und als der Wagen den höchsten Punkt der Landstraße erreicht hatte, ließ Kostomarow noch einmal halten.

„Du bist nicht in dem Schlosse da drüben gewesen?“ fragte er, auf das prächtige Herrenhaus deutend.

„Nein, Herr Kostomarow, Sie hatten es mir ja verboten.“

„Und Du weißt nicht, wie es heißt? Du ahnst nicht, wo wir uns befinden?“

„Nein!“

„Nun wohl, so will ich es Dir sagen. Das fürstliche Bauwerk dort ist Schloß Buchwald, und alles Land ringsum, so weit nur Deine Blicke reichen, ist das Eigenthum der Hardenegg. Wenn Du Deinen Vater versöhnst, indem Du zu ihm zurückkehrst, und wenn Du Deinem Schwager freundlich begegnest, so wird er Dich mit sich nehmen in dies Paradies, und Du wirst vielleicht ein Leben führen, als wärest Du schon von Geburt ein Mitglied dieser alten, vornehmen Familie. Noch einmal stelle ich Dich vor die Wahl zwischen harter Arbeit und frohem Genuß. Aber merke wohl, Knabe: es ist das letzte Mal!“

Ueber Ewald war es gekommen wie ein Schwindel. Ein wundersamer Glanz schien ihm von dem blinkenden Schlosse auszugehen, so daß er unwillkürlich seine Augen schloß. Herrliche, märchenhaft schöne Bilder stiegen vor seiner Seele auf. Weilte denn nicht Hertha v. Bassewitz als Gast in diesem Schlosse? Würde er sie nicht vielleicht täglich und stündlich sehen können, wenn er that, was ihm Kostomarow so großmüthig freistellte? Etwas wie eine höhere, unbezwingliche Macht wollte das Wort auf seine Lippen drängen, das ihm die Pforten aller Seligkeit erschließen sollte. Da aber war es ihm, als

höre er noch einmal Hertha's süße Stimme, und es klang ihm im Herzen wieder: „Wenn Sie Ihr Ziel erreicht haben, wenn Sie ein großer, ein berühmter Künstler geworden sind, dann sollen Sie mich aufsuchen — —"

Hoch richtete er sich auf und mit einem Ausdruck unerschütterlicher Entschlossenheit in der Stimme sagte er laut: „Ich wähle die Arbeit, Herr Kostomarow, ich bleibe bei Ihnen!"

Der Alte winkte dem Kutscher, die Pferde anzutreiben.

„Wohl, so ist es entschieden! Was ich für meine Pflicht hielt, habe ich gethan. Ich habe Dir gestern Zeit gegeben zu ungestörtem Nachdenken und Dir heute die Herrlichkeiten gezeigt, auf die Du verzichten mußt. Was auch aus Dir werden mag, Du wirst mir niemals vorwerfen dürfen, daß ich Dich verführt habe. Nun haben wir im Umkreise Deiner Vaterstadt nichts mehr zu schaffen. Noch heute reisen wir weiter nach Paris. Die größten Meister werden es sein, welche Dich zu den Höhen Deiner Kunst emporführen. Und Du wirst diese Höhen erreichen, jetzt bin ich dessen gewiß. Es gibt kein Hinderniß für Denjenigen, der die Kraft hat, sich selbst zu überwinden."

Der Jüngling schaute still vor sich nieder. Wohl hatte er in diesem entscheidenden Augenblick sein eigenes Herz bezwungen, aber Kostomarow konnte nicht ahnen, wie schwer, wie unsäglich schwer diese Ueberwindung gewesen war.

Neuntes Kapitel.

Frau v. Hardenegg und ihre Gäste nahmen nach beendetem Mittagsmahle den Kaffee auf der offenen Veranda vor dem Seitenflügel des Schlosses ein. Die Herrin von

Buchwald war eine stattliche Frau, die man sogar mit gutem Recht noch immer eine Schönheit nennen konnte. Gerade weil sie in ihrer Kleidung wie in ihrer Haartracht keinen Versuch machte, jugendlicher zu erscheinen, als es die Zahl ihrer Jahre zuließ, wirkte ihre hohe Erscheinung vornehm und Achtung gebietend. Freilich waren die Züge ihres Antlitzes etwas kalt und strenge, aber sie konnten doch ein so liebenswürdiges Lächeln annehmen, daß sie in solchen Augenblicken gütig und milde erschienen. Und während des Verkehrs mit ihren vornehmen Besuchern wußte die Freifrau dies Lächeln fast unausgesetzt festzuhalten. Man konnte sich in der That kaum eine freundlichere und angenehmere Wirthin denken, als sie es dem gräflichen Ehepaare und der jungen Comtesse Hertha gegenüber war. Sie wußte nicht nur Küche und Keller von Schloß Buchwald in das glänzendste Licht zu setzen und immer neue Zerstreuungen zu ersinnen, sondern sie erwies sich auch als eine Meisterin auf dem Gebiete anregender und fesselnder Konversation.

In der Gräfin Bassewitz fand sie dabei nur eine ziemlich schwerfällige Partnerin. Die blasse, schmächtige Dame hatte im Kreise ihrer Bekannten niemals für sonderlich geistreich gegolten, und seitdem sie von einem langwierigen körperlichen Leiden geplagt wurde, zeigte sie kaum noch für etwas Anderes Interesse, als für ihre eigene Person und für ihre Tochter, an der sie mit abgöttischer Liebe hing.

Um so gewinnender und unterhaltender war die Art des Grafen, eines nicht mehr jungen, aber kernfesten, von

Wind und Sonne gebräunten Mannes. Man konnte sich den Typus eines Landedelmannes nicht imponirender und zugleich liebenswürdiger vorstellen, als er durch den reichen Majoratsherrn von Hohenlinden verkörpert wurde. Sein Name war in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß er vor Jahren eine kurze Zeit hindurch Mitglied des Landtags gewesen war und durch seinen scharfen Widerspruch gegen Alles, was auch nur entfernt den Anschein einer Neuerung aufwies, ziemlich heftige Angriffe seiner politischen Gegner herausgefordert hatte. Bassewitz war des Parteienstreites bald überdrüssig geworden und hatte sich aus demselben um so leichteren Herzens zurückgezogen, als die Bewirthschaftung seiner sehr ausgedehnten Güter die gesammte Thätigkeit eines energischen Mannes vollauf in Anspruch nahm. Er galt bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit für sehr stolz, und seltsamer Weise waren es viel mehr seine Standesgenossen, als seine Untergebenen, welche ihm diese Eigenschaft nachsagten. Trotz seines Reichthums führte er auf dem Schlosse Hohenlinden ein fast einsiedlerisches Leben, und alle Versuche seiner Gutsnachbarn, einen lebhafteren geselligen Verkehr mit ihm anzuknüpfen, scheiterten an seiner stets in die verbindlichsten Formen gekleideten Zurückhaltung und Abgeschlossenheit. Auch zu der Familie Hardenegg hatte er niemals in näheren freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Doch waren ihm vor einer Reihe von Jahren die Dienste des vorigen Besitzers von Buchwald bei einem Ehrenhandel von großer Wichtigkeit gewesen, und lediglich als ein Ausdruck seiner Erkenntlichkeit war es aufzufassen, wenn er sich jetzt ent-

schlossen hatte, bei Gelegenheit einer Reise, welche ihn in die Nähe führte, der Wittwe dieses Mannes einen mehrtägigen Besuch abzustatten.

Von den Plänen der Freifrau in Bezug auf seine Tochter Hertha ahnte er nichts; aber alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß er denselben keineswegs feindlich gegenüberstehen würde. Schon wiederholt hatte er unverhohlen seiner Bewunderung für den schönen Besitz und seiner Anerkennung für die vortreffliche Bewirthschaftung desselben Ausdruck gegeben, und im Verkehr mit der Herrin des Schlosses war er jederzeit von der zartesten Aufmerksamkeit.

Bei dem heutigen Mahle hatte sich die Unterhaltung indessen nicht wie sonst um irgend ein volkswirthschaftliches oder schöngeistiges Thema, sondern fast ausschließlich um das Ereigniß vom heutigen Vormittag gedreht, dessen Heldin Comtesse Hertha gewesen war. Durch die Erzählung des Jägerburschen war die Kunde davon sehr rasch bis zum Schlosse gedrungen und hatte hier eine sehr verschiedenartige Aufnahme gefunden. Während sich Frau v. Hardenegg vorerst jeder Meinungsäußerung enthielt, und die Gräfin nahe daran war, in eine wirkliche Ohnmacht zu fallen, machte Graf Bassewitz gar kein Hehl aus der Freude und der stolzen Genugthuung, welche ihm die kühne That seiner Tochter bereitete. Er erklärte, daß er nicht nur dem Eigenthümer des getödteten Thieres seinen Schaden ersetzen, sondern auch den Armen von Frauensee — dies war der Name des Dorfes — eine ansehnliche Summe spenden würde, damit die Erinnerung an das Geschehene nicht so bald aus dem Gedächtniß der Leute

schwände. Mit Ungeduld harrte er auf die Rückkehr Hertha's, die sich ungewöhnlich lange erwarten ließ, und als sie endlich um die Mittagszeit im Schlosse erschien, nahm er ihr Köpfchen zwischen die Hände und küßte sie herzlich auf die frischen Lippen. Solche Liebkosungen gehörten nicht gerade zu den Gewohnheiten des Grafen, und sie waren ein so unzweideutiger Ausdruck seiner höchsten Zufriedenheit, daß Hertha gegründete Veranlassung gehabt hätte, stolz darauf zu sein. Aber sie sah statt dessen niedergeschlagen und traurig aus, und all' die langen Erörterungen über ihre Geschicklichkeit und Entschlossenheit schienen sie mehr zu verstimmen, als zu erfreuen.

Nun hatte sich die kleine Gesellschaft auf die Veranda verfügt, wo der Kaffee aufgetragen wurde, und wo Graf Bassewitz die ihm unentbehrliche Nachmittagscigarre rauchte. Hertha verhielt sich noch immer sehr schweigsam, und auch die freundlichen Worte der Frau v. Hardenegg, die ihr nun ebenfalls ein herzlich klingendes Lob spendete, konnten ihr nicht einmal ein Lächeln der Befriedigung abgewinnen. Da tönte von der kiesbestreuten Fahrstraße her, die zur Rampe des Schlosses führte, das gedämpfte Rollen eines Wagens.

„Sie werden Besuch bekommen," sagte Hertha, wie um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. „Vielleicht ist dies nun endlich der längst erwartete Herr v. Hardenegg."

Ueber das Gesicht der Freifrau glitt ein Schatten. Sie wußte ja, daß sie Kurt nach seinem letzten Telegramm kaum noch erwarten dürfe, aber sie hatte bisher nicht den Muth gehabt, ihre Gäste davon in Kenntniß zu setzen.

„Das wäre allerdings eine unverhoffte Freude,“ sagte sie, „aber ich muß doch wohl annehmen, daß er in diesem Fall seine Ankunft angemeldet haben würde.“

„Ihr Herr Sohn scheint das Leben in der Künstlerstadt sehr angenehm zu finden,“ bemerkte die Gräfin Bassewitz nicht ohne einige Schärfe. „Seien Sie nur auf Ihrer Hut, verehrte Freundin, daß er in der genialen Umgebung nicht etwa auf den Gedanken kommt, gleich seinem Freunde Brüning den Pallasch mit dem Pinsel oder dem Meißel zu vertauschen.“

„Eine ungegründete Besorgniß, Frau Gräfin,“ ertönte eine wohlklingende Männerstimme von der offen stehenden Glasthür des Speisesaales her. „Mutter Natur hat mir leider jegliches Talent für die bildenden Künste versagt.“

Alle kehrten sich überrascht nach dem Sprechenden um, und mit einem lauten, diesmal wirklich ungekünstelten Freudenruf schloß Frau v. Hardenegg den heimgekehrten Sohn in ihre Arme. Ihr Herz wallte hoch auf in berechtigtem Stolz über sein männlich schönes Aussehen, und sie verzieh ihm in diesem Augenblick Alles, was er ihr während der letzten Tage durch sein Ausbleiben an Enttäuschungen und Kümmerniß zugefügt. Auch die Begrüßung zwischen dem gräflichen Ehepaare und dem Freiherrn war eine sehr warme und herzliche. Frau v. Hardenegg beobachtete mit innigem Vergnügen, daß Bassewitz unverkennbares Wohlgefallen an dem jungen Manne fand, den er zuletzt als Knaben gesehen. Aber das, was im nächsten Augenblick geschah, war noch viel mehr darnach

angethan, ihre fast gesunkenen Hoffnungen von Neuem zu beleben. Hardenegg wurde der jungen Comtesse vorgestellt, und die Bewunderung für ihre eigenartige, ungewöhnliche Schönheit malte sich sehr deutlich auf seinem Gesicht. Es schien ihm schwer zu fallen, seinen Blick wieder von ihr abzuwenden, und er begegnete ihr nicht wie einem Kinde, sondern wie einer erwachsenen Dame, die vollen Anspruch auf die Aufmerksamkeit eines Kavaliers erheben darf.

„Wir bedauern sehr, daß Sie erst jetzt, wo unsere Abreise unmittelbar bevorsteht, heimkehren konnten, Herr v. Hardenegg," sagte Graf Bassewitz. „Vermuthlich hatten Sie unterwegs Abhaltungen sehr dringlicher Natur."

„Allerdings. Ich fand unerwartet Gelegenheit, wichtige Ermittelungen in Bezug auf ein verschollenes Mitglied meiner Familie anzustellen, und dazu gesellten sich noch Verhinderungen anderer Art. Uebrigens, Herr Graf, Sie sind ja ein Kunstfreund. Ist Ihnen auch ein Historienmaler Namens Balthasar Stiller bekannt?"

Bassewitz lächelte geringschätzig.

„Wie kommen Sie zu dem? Er ist ein Narr, der mit seinen vorsintfluthlichen Bildern die Ausstellungen unsicher machte, bis man ihnen endlich die Zulassung verweigerte."

„Hm! Ich gebe zu, daß er eine etwas sonderbare Richtung verfolgt, aber es läßt sich am Ende auch Manches zu ihrer Vertheidigung sagen. Ich selbst habe ihm zum Beispiel während meines Besuches bei Brüning eines seiner Gemälde abgekauft."

„Aus Mitleid vielleicht. Es läßt sich wohl denken,

daß es einem Maler solchen Schlages recht jämmerlich geht. Ich zweifle sehr, daß Sie das Bild in einem Ihrer Salons aufhängen werden."

Kurt v. Hardenegg war bis in die Stirn hinauf erröthet.

„O doch, Herr Graf," sagte er rasch. „Ich habe sogar die Absicht, dem Bilde, über welches Sie, ohne es zu kennen, ein so abfälliges Urtheil fällen, einen bevorzugten Platz einzuräumen, denn dasselbe ist mir von ganz besonderem Werthe."

Graf Bassewitz blickte erstaunt auf. Der beinahe heftige Ton hatte ihn überrascht und unverkennbar auch verletzt.

„Nun, über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, mein werther Herr v. Hardenegg," sagte er kühl. „Uebrigens haben Sie wohl die Güte, mich für eine kurze Zeit zu entschuldigen, gnädige Frau. Mein Oberinspektor muß erfahren, daß er uns morgen zu erwarten habe. Darf ich Dir meinen Arm geben, liebe Gabriele?"

Die Gräfin erhob sich mit einem Seufzer. Auch Hertha, welche bis dahin sehr ungenirt auf der steinernen Balustrade gesessen hatte, sprang auf die Füße.

„Ich gehe nach Frauensee hinüber, Papa," sagte sie. „Ich muß doch zusehen, ob dem kleinen lahmen Peter der Schrecken nicht geschadet hat."

Kurt wandte sich hastig zu ihr, wie wenn er die Absicht habe, ihr seine Begleitung anzubieten. Aber er schien plötzlich anderen Sinnes zu werden, denn er begnügte sich damit, ihr eine Verbeugung zu machen und ihr nachzu-

schauen, bis ihre biegsame Gestalt hinter den Gebüschen des Parkes verschwand.

Frau v. Hardenegg, die mit zusammengepreßten Lippen dagestanden hatte, berührte ihn an der Schulter.

„Eine hübsche Art, in der Du Dich da eingeführt hast, Kurt! Wie in aller Welt kamst Du dazu, dem Grafen so unhöflich zu begegnen?"

„Ich habe ihn nur mit gleicher Münze bezahlt. Er war es, der mich zuerst verletzte."

„Er hätte Dich verletzt? Damit etwa, daß er über irgend einen obskuren Maler aburtheilte? Du bist doch meines Wissens niemals ein besonderer Kenner gewesen."

„Gleichviel! Du wirst die Beweggründe meiner berechtigten Erregung später vielleicht besser verstehen, Mama."

„Nun, es wäre mir wenigstens erwünscht; denn ich muß bekennen, daß ich nahe daran bin, überhaupt jedes Verständniß für Dich und Dein Benehmen zu verlieren. Wenn Du schon die Ungeschicklichkeit begangen hattest, den Grafen zu verletzen, warum beeiltest Du Dich nicht wenigstens, der Comtesse Deine Begleitung anzubieten?"

Hardenegg blickte einige Sekunden lang nach der Richtung, in welcher Hertha zuletzt sichtbar gewesen war. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen.

„Die Comtesse? Bah, sie ist ja noch ein Kind!"

Frau v. Hardenegg's Antlitz nahm seinen strengsten und kältesten Ausdruck an.

„Ein Kind, das in wenig Monaten eine junge Dame sein wird. Wer weiß, ob Du sie noch geneigt findest,

Deine Ritterdienste anzunehmen, wenn sie erst Gelegenheit gehabt hat, Vergleiche anzustellen."

„Ich werde ihr darum nicht zürnen, Mama. Uebrigens bin ich dieser gräflichen Familie dankbar, daß sie mir die Möglichkeit gewährt hat, gleich jetzt mit Dir zu sprechen. Vielleicht gestattest Du mir, Dich in das Haus zu führen."

Die Freifrau nahm seinen Arm; aber es stand recht leserlich in ihren Mienen geschrieben, daß sich der Freude des Wiedersehens sehr schnell Empfindungen ganz anderer Art beigemischt hatten. Als sie den kleinen, in lichten Farben gehaltenen Empfangssalon der Schloßherrin erreicht hatten, ließ sie sich ziemlich steif in einen der Sessel nieder.

„Ich bin bereit, Dir zuzuhören. Deine Neuigkeiten beziehen sich auf Botho Hardenegg?"

„Auch auf ihn. Doch bin ich egoistisch genug, mit demjenigen anzufangen, das meine eigene Person betrifft. Also kurz und gut: ich habe mich verlobt."

Die Freifrau fuhr nicht voll Entsetzen in die Höhe, wie Kurt es vielleicht gefürchtet hatte. Sie war gewöhnt, sich zu beherrschen, und sie verlor ihre Fassung nicht so leicht. Aber ihr Antlitz war hart und starr, wie aus Stein geschnitten.

„Nichts weiter als das?" fragte sie mit schneidendem Spott. „Es ist sehr gütig, daß Du es doch für angebracht hältst, mich wenigstens nachträglich von diesem erfreulichen Ereigniß zu unterrichten."

Kurt schob seinen Sessel nahe an den ihrigen und versuchte dadurch, daß er selbst einen sehr warmen und

herzlichen Ton anschlug, dem Gespräch eine freundlichere Wendung zu geben.

„Laß uns nicht in dieser Weise fortfahren, liebe Mutter," bat er. „Das sieht fast so aus, als möchtest Du mir von vornherein jeden Weg zur Verständigung verlegen, und es wäre sehr betrübend für uns Beide, wenn Du wirklich diese Absicht hättest. Dein Plan in Bezug auf die Comtesse Bassewitz war unzweifelhaft ein vortrefflicher, und ich werde Dir für die mütterliche Liebe und Sorgfalt, die Du auch bei diesem Anlaß offenbart hast, jederzeit dankbar bleiben. Aber Du darfst mir nicht zürnen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mich so nahe angeht, vor Allem der Stimme meines eigenen Herzens zu folgen wünsche. Comtesse Hertha ist ein Kind — ein ungewöhnlich schönes Kind, wie ich gern zugeben will — aber doch viel zu jung, um für einen Plan gleich dem Deinigen überhaupt in Betracht zu kommen. Und selbst wenn sie älter wäre, müßte ich mich höflichst für die Ehre bedanken, der Schwiegersohn des Herrn Grafen zu werden. Mein Herz hat eben bereits nach einer anderen Richtung hin entschieden."

„Wie interessant! Eine Verlobung aus lauterer Liebe also — und recht romantisch, wie ich hoffe."

Der herausfordernde Hohn machte Kurt ungeduldig. Er sah, daß es keine Möglichkeit gab, den Kampf zu vermeiden."

„Ja, eine Verlobung aus Liebe, Mama! Ich denke doch, daß ich mir diesen Luxus gestatten darf. Botho Hardenegg ist todt. Er starb vor zwölf Jahren in Si-

birien als Deportirter. Niemand wird kommen, mir auch nur einen Pfennig unseres Vermögens streitig zu machen. Warum sollte ich also ausschließlich auf die Vergrößerung dieses Vermögens, statt auf mein Glück und mein Wohlbehagen bedacht sein? Am Ende bin ich doch kein regierender Herr, den die Konvenienz zu solchen Opfern zwingt."

Er wirbelte die Enden seines Schnurrbartes auf. Das unbewegliche Gesicht seiner Mutter drohte ihn ganz aus der Fassung zu bringen.

„Die Vorrede ist nicht gerade geeignet, große Erwartungen hinsichtlich der Person Deiner Auserwählten zu erwecken. Aber wäre es nicht ungleich einfacher, wenn Du mir statt der vielen überflüssigen Worte ihren Namen verrietheft?"

„Gewiß, Du sollst ihn erfahren. Sie ist die Tochter jenes Historienmalers Balthasar Stiller, von dem ich mich vorhin mit Bassewitz unterhielt."

Die Augen der Frau v. Hardenegg öffneten sich noch weiter; ihre Hände zerknüllten krampfhaft das Taschentuch, welches auf ihrem Schoße lag. Aber sie mußte mit ihrem Zorn an sich halten, und während sie den Kopf in die Polster des Sessels zurücklehnte, ließ sie ein lautes Lachen vernehmen.

„Köstlich, köstlich! Darum also Deine Erbitterung gegen den Grafen! Aber findest Du nicht, mein lieber Kurt, daß Du Dein Malerliebchen genugsam entschädigst, wenn Du die Bilder des Alten kaufst? Man redet doch in einem solchen Fall nicht von Verlobung oder dergleichen."

Sie hatte sich durch die Zornesröthe auf der Stirn ihres Sohnes nicht beirren lassen, obwohl ihr dieselbe nicht entgangen sein konnte. Mit gespanntem Blick folgte sie seinen Bewegungen, als er sich erhob und ein paar Schritte durch das Zimmer machte. Jetzt blieb er vor ihr stehen und in seinen Zügen war eine Entschlossenheit, welche sie trotz ihrer scheinbaren Ruhe innerlich erbeben machte.

„Ich habe nicht darauf gerechnet, Mama, daß meine Wahl Dein Entzücken erregen oder auch nur ohne Weiteres Deinen Beifall finden würde; ja, ich war sogar darauf gefaßt, einem gewissen Widerstand zu begegnen. Aber ich darf doch verlangen und ich verlange es mit aller Entschiedenheit, daß Du nicht anders, als mit dem Ausdruck der Achtung von einer jungen Dame sprichst, welche ich würdig gefunden habe, die Gattin eines Hardenegg zu werden."

„Aber, mein Himmel, Du kannst doch nicht im Ernst daran denken, diesen Fastnachtsscherz in Scene zu setzen?"

„Die Verlobung ist in aller Form vollzogen, Mama. Meine Ehre ist dabei engagirt."

„Ein leichtfertiges Wort kann Dich nicht binden, so lange Du meine Einwilligung nicht erhalten hast."

Der Ausdruck ihrer Worte wurde heftiger, doch auch die Haltung des Freiherrn gewann an Entschiedenheit und Festigkeit.

„Diese Einwilligung zu erbitten, kam ich hierher. Sie wird mir natürlich von höchstem Werthe sein; aber ich kann nicht umhin, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß es ihrer nicht unbedingt bedarf."

„Ah, Du behandelst die Angelegenheit also, als wenn ich gar nicht vorhanden wäre? Nur der Form wegen batest Du um meinen Segen! Mir scheint, es ist unter solchen Umständen überflüssig, noch weiter davon zu sprechen."

„Nein, es ist nicht überflüssig, denn ich wünsche auf der Stelle volle Klarheit herbeizuführen. Ich würde in eine ebenso unwürdige als haltlose Lage gerathen, wenn ich diese unerquickliche Auseinandersetzung in's Ungewisse hinaus verlängern wollte. Auch leiden verschiedene nothwendige Vorbereitungen keinen weiteren Aufschub. Mein Abschiedsgesuch zum Beispiel muß schon in diesen Tagen abgehen. Ich bitte Dich also auf das Herzlichste, liebe Mama, um meines künftigen Glückes willen mit einem überlebten Vorurtheil zu brechen und Dich mit dem Unabänderlichen auszusöhnen."

In Frau v. Hardenegg's Augen glänzten Thränen des Zornes.

„Ich kann nicht fassen, daß es mein eigener Sohn ist, der so zu mir spricht! Aber Du verlangst eine endgiltige Entscheidung, und ich will Dir mein letztes Wort in dieser Sache sagen. Ich werde ein Geschöpf von solcher Herkunft niemals als meine Tochter anerkennen — hörst Du, niemals! Du hast zu wählen zwischen ihr und mir. In dem nämlichen Augenblick, da Du mit Deiner wahnwitzigen Absicht Ernst machst, sind wir für immer geschieden!"

„Mutter!"

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Wenn wirklich

jeder Rest von kindlicher Liebe in Deinem Herzen erstorben ist, so wirst Du Dich doch vielleicht noch zur rechten Zeit erinnern, daß Du der erste Hardenegg wärest, der den Schild seiner Familienehre befleckte."

Die Lippen des Freiherrn verzogen sich zu einem bitteren Lächeln.

„Die Berufung auf die Familienehre der Hardenegg war nicht ganz glücklich, Mama. Sagte ich Dir nicht vorhin, daß mein Onkel Botho in Sibirien als entwichener Sträfling sein ruhmvolles Ende fand?"

„Das ist ein Märchen, von irgend einem Betrüger ersonnen, der auf Deine Leichtgläubigkeit spekulirte. Ich habe diesen Botho gekannt, und ich sage Dir, daß wohl ein Narr aus ihm werden konnte, aber niemals ein Verbrecher."

„Und wenn es ein Märchen wäre, müssen wir denn bis zu ihm zurückgehen, um die Flecken auf unserem Wappenschilde zu entdecken? Würdest Du mir ein Ansinnen, wie diese Verlobung mit einem unreifen Kinde, überhaupt stellen dürfen, wenn nicht mein eigener Vater seine Hände ausgestreckt hätte nach fremdem Gut? Er hat sein ererbtes Vermögen wie Deine Mitgift vergeudet, ohne sich seiner Pflichten gegen Dich und mich zu erinnern, und er hat das Erbe des Verschollenen angetastet, obwohl er damals noch täglich und stündlich auf seine Wiederkehr gefaßt sein mußte. — Ich bitte Dich, nicht diese Miene heiliger Entrüstung anzunehmen, Mama. Hier hört uns Niemand, und ich kann nicht einsehen, warum man die Dinge nicht bei ihrem rechten Namen nennen soll. Ich erhebe ja keine

Vorwürfe gegen Dich, obwohl es vielleicht besser gewesen wäre, mich von der Lage der Dinge zu einer Zeit zu unterrichten, wo es noch eine Möglichkeit gab, den Makel auf unserem Ehrenschilde zu tilgen. Jetzt ist an alledem nichts mehr zu ändern, und zum Glück haben wir die Sache nur noch mit unserem eigenen Gewissen abzumachen. Aber Du siehst, daß es immerhin besser ist, gewisse Dinge ganz aus dem Spiele zu lassen, und meine Mesalliance nicht allzu tragisch zu nehmen."

Während er sprach, hatte sich Frau v. Hardenegg zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und war langsam zur Thür geschritten.

„Ich bin nicht gesonnen, mit meinem eigenen Kinde eine Unterhaltung so unpassender Art zu führen. Du kennst meine Meinung, und Du wirst Deine Handlungen darnach einzurichten haben."

Sie verschmähte es, seine Erwiederung abzuwarten, und rauschte hinaus. Kurt aber stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Teppich.

„Das ist unerträglich!" stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Ich werde diesem Hin und Her auf die kürzeste Weise ein Ende machen."

— — — — — — — — — — — —

Als Frau v. Hardenegg am Abend ihre Gäste im Theezimmer wieder begrüßte, war in ihrem Aussehen wie in ihrem Wesen nichts mehr von den Nachwirkungen jener stürmischen Scene zu bemerken. Auch Kurt erschien heiter und unbefangen, so daß selbst ein aufmerksamer Beobachter nichts Anderes als das beste Einvernehmen zwischen Mutter

und Sohn hätte voraussetzen können. Graf Bassewitz verhielt sich indessen sehr kühl und zurückhaltend. Er hatte die unfreundliche Begegnung von vorhin offenbar nicht vergessen und war nicht geneigt, sich einer Wiederholung solcher Vorkommnisse auszusetzen. Der Freiherr machte verschiedene vergebliche Versuche, ihn zu lebhafterem Gespräch zu erwärmen, und widmete sich dann fast ausschließlich dem Geplauder mit der Comtesse Hertha, deren Schönheit ihn auch jetzt viel mehr in Anspruch nahm, als es nach seinen vorherigen wegwerfenden Aeußerungen zu erwarten gewesen wäre.

„Sagen Sie doch, Herr v. Hardenegg," mischte sich plötzlich, aus ihrer gewöhnlichen Apathie erwachend, die Gräfin ein, „führt man unter dem Künstlervölkchen da in der Stadt wirklich ein so freies und ungebundenes Leben, als ich es neulich in einem Romane las? Es müßte darnach ja ein wahrhaftiges Sodom und Gomorrha sein."

„Verzeihung, Frau Gräfin, aber der Verfasser jenes Romans muß sich sehr frivoler Uebertreibungen schuldig gemacht haben, wenn Sie zu einer solchen Vermuthung kommen konnten. Der einzige Künstler wenigstens, zu welchem ich außer meinem Freunde Brüning in nähere Beziehungen getreten bin — eben jener Historienmaler Stiller — führt ein wahrhaft mustergiltiges Familienleben, ein so mustergiltiges, daß ich selbst für die Dauer davon Vortheil zu ziehen hoffe."

„Für die Dauer? Wie soll man das verstehen?"

Die Gräfin fragte in nachlässigem Tone, ohne sonder-

liches Interesse. Frau v. Hardenegg aber hatte die Absicht Kurt's erkannt, und für einen Moment begegneten sich die Blicke von Mutter und Sohn mit trotzigem, ja beinahe feindseligem Ausdruck.

„Vermuthlich ein Scherz, dessen Pointe wir nicht recht begreifen, verehrte Freundin," sagte die Freifrau mit scharfer Betonung. Doch ihre Hoffnung, damit den Eklat zu verhindern, erwies sich als eine trügerische. Hardenegg drehte an den Enden seines Schnurrbarts, und wenn ihm auch das Herz höher schlug, so gelang es ihm doch, das Lächeln auf den Lippen festzuhalten.

„Nein, liebe Mama, warum sollten unsere hochgeschätzten Freunde nicht schon jetzt erfahren, was ihnen doch binnen Kurzem offiziell mitgetheilt werden würde. Ich habe meinen Aufenthalt in der alten Künstlerstadt benutzt, mich mit einer vortrefflichen und liebenswürdigen jungen Dame, dem Fräulein Elfriede Stiller, zu verloben, und ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen meine Braut demnächst vorstellen zu dürfen."

Eine eisige Stille folgte diesen mit scheinbarer Unbefangenheit hingeworfenen Worten. Frau v. Hardenegg war ein paarmal zusammengezuckt wie unter der Wirkung eines heftigen körperlichen Schmerzes. Nun saß sie mit farblosen Lippen, steif wie eine Bildsäule da, die Hände wie zum Zeichen stummer Verzweiflung im Schoße gefaltet und die Augen unverwandt vor sich hin auf den Teppich gerichtet. Es war gut, daß ihr dadurch wenigstens der keineswegs freundliche Blick der Gräfin und der halb erstaunte, halb beleidigte Ausdruck ihres Antlitzes entging. Graf Basse-

witz verzog keine Miene. Sein Gesicht blieb genau so kühl und vornehm, als es während des ganzen Abends gewesen war, und als er dann nach einer langen, überaus peinlichen Pause zuerst das Schweigen brach, hatten seine Worte jenen höflich gemessenen Klang, der unter gewissen Umständen verletzender wirkt, als eine offenbare Unhöflichkeit.

„Wir sind Ihnen für die Ehre verbunden, Herr v. Hardenegg, welche Sie uns durch diese Mittheilung erweisen," sagte er, „und ich halte es für meine Pflicht, nachträglich um Entschuldigung zu bitten, wenn ich Sie durch meine vorige Aeußerung über die Werke Ihres künftigen Schwiegervaters ohne mein Wissen gekränkt habe. Beziehungen dieser Art zwischen Ihnen und dem Historienmaler Stiller konnte ich — wie Sie begreifen werden — selbstverständlich nicht voraussetzen."

Auch wenn der Umstand, daß er Kurt's letzte Bemerkung gänzlich ignorirte und kein Wort eines Glückwunsches hatte, nicht schon an und für sich deutlich genug gesprochen hätte, würde die scharf betonte Wendung, mit welcher er seine Erwiederung geschlossen, die ganze Fülle der Geringschätzung ausgedrückt haben, welche Graf Bassewitz für diese Verbindung hatte.

Kurt preßte die Zähne auf die Unterlippe. Er durfte ja nicht zeigen, daß er beleidigt sei, und doch kostete es ihn schwere Ueberwindung, eine heftige Entgegnung zu unterdrücken.

Die Einzige, welche weder verwundert noch verletzt schien, war die Comtesse Hertha.

„Sie werden die Tochter eines Malers heirathen, Herr v. Hardenegg?“ fragte sie unbefangen. „Dann ist sie gewiß sehr schön!“

„Ja, Comtesse, das ist sie! Schön, tugendhaft und verehrungswürdig. Auch die Tochter eines Fürsten könnte nicht mit reicheren Vorzügen geschmückt sein.“

„Das ist hübsch. So werde ich mich bemühen, ihre Freundschaft zu gewinnen, und wenn Papa Ihr Nachbargut Lankenau kauft, werden wir uns gegenseitig sehr oft besuchen.“

Graf Bassewitz hatte sich erhoben. Er räusperte sich sehr vernehmlich.

„Wir werden daran denken müssen, uns zurückzuziehen, liebe Gabriele. Da wir morgen früh heimreisen, bedarfst Du dringender als sonst der Ruhe.“

„Du hast Recht, mein Freund. Dieser Tag war für meine Kräfte etwas zu reich an Aufregungen und Ueberraschungen.“

Die Gräfin begleitete das letzte Wort mit einem unzweideutigen Lächeln. Dann reichte sie Frau v. Hardenegg ihre Hand.

„Gute Nacht, Liebste, und dann — entschuldigen Sie, daß ich nicht früher daran dachte — meine Glückwünsche zu dem frohen Familienereigniß. Wie nett wird es später bei Ihnen werden! Ein Künstlerheim mit Malerateliers und Kostümfesten! Es ist sehr schade, daß uns unsere leidigen Vorurtheile des Vergnügens berauben werden, dies Alles aus eigener Anschauung kennen zu lernen.“

Die Freifrau hatte den ironischen Glückwunsch schwei-

gend hingenommen, und auch Kurt verbeugte sich stumm, als das gräfliche Ehepaar Miene machte, das Zimmer zu verlassen. Doch auch für ihn hatte die boshafte Dame noch einen kleinen vergifteten Pfeil in Bereitschaft.

„Einem Liebenden braucht man glückliche Träume ja nicht erst zu wünschen," sagte sie lächelnd. „Das Bild Ihrer schönen Braut — wie war doch gleich ihr Name? Müller, wenn ich nicht irre, oder Lehmann? — So ähnlich lautete er doch wohl?"

„Die künftige Freifrau v. Hardenegg heißt jetzt noch Elfriede Stiller, Frau Gräfin."

„Nun ja, ich wußte doch, daß es etwas Derartiges war. Also das Bild Ihrer schönen und verehrungswürdigen Braut möge Sie umschweben. Gute Nacht!"

Am Arme ihres Gemahls schritt sie hinaus. Hertha zögerte noch ein wenig, dann trat sie nahe an Kurt heran und flüsterte ihm zu: „Bringen Sie ihr meine herzlichsten Grüße. Ich freue mich schon jetzt aufrichtig darauf, sie kennen zu lernen."

Mutter und Sohn waren allein; aber als sich Hardenegg hastig nach ihr umwandte, streckte die Freifrau abwehrend ihre Hand gegen ihn aus.

„Gott verzeihe Dir, was Du gethan hast! Ich werde Dir diese Demüthigung niemals vergeben. Ein Hardenegg, der seine Ehre wegwirft, ist mein Sohn nicht mehr!"

In den Augen des Freiherrn blitzte es Unheil verkündend.

„Treibe es nicht auf das Aeußerste, Mutter, ich bitte Dich darum!"

„Du kennst meine Meinung, und Du wirst dafür sorgen, daß die Dirne die Schwelle von Buchwald nicht überschreitet, so lange ich unter diesem Dache weile. Es ist kein großes Opfer, das ich da verlange, denn sobald meine Vorbereitungen getroffen sind, reise ich ab."

Hocherhobenen Hauptes ging sie an ihm vorüber. Kurt machte eine Bewegung, als ob er sie zurückhalten wollte, aber der hochmüthig abweisende Ausdruck dieses kalten, stolzen Antlitzes war es, das ihn daran verhinderte.

Er hörte das rauschende Niedersinken der Portière und seine geballte Faust fiel schwer auf die gepolsterte Lehne des Sessels. Von seiner gefurchten Stirn und seinen fest geschlossenen Lippen war es abzulesen, daß sein Entschluß nunmehr zu einem unbeugsamen und unerschütterlichen geworden war.

Er hatte den Kampf begonnen und er wollte ihn zu Ende führen um jeden Preis. Aber die Wunden, welche sein Stolz schon bei diesem ersten Waffengange erhalten, waren doch vielleicht tiefer und schmerzlicher, als er selber sich's eingestehen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist schuldig?

Aus den Erinnerungen eines alten Kriminalbeamten.

Von

A. Oskar Klaußmann.

---

1. (Nachdruck verboten.)

In der Frühe eines Januarmorgens des Jahres 1862 wurde ich durch einen Aktuar unseres Gerichts geweckt, der mir mittheilte, daß in dem ungefähr zwei Meilen von der Kreisstadt entfernten Orte Zellerndorf in der Nacht ein bis dahin dort unerhörtes Verbrechen begangen worden sei. Nichts weiter als diese Nachricht, zu der jegliche Details fehlten, war in den frühesten Morgenstunden bei dem Gerichte durch einen Boten eingegangen, und der Wagen, welcher mich als untersuchenden Kriminalrichter und den Aktuar als Protokollführer nach Zellerndorf bringen sollte, stand bereits vor der Thür. Ich zog mich in aller Geschwindigkeit an, stürzte eine Tasse Kaffee hinunter, und noch graute der Morgen nicht, als wir bereits zur Stadt hinaus fuhren.

Der Weg, der bis Zellerndorf zurückzulegen war, gehörte keineswegs zu den angenehmen, denn es war ein Feldweg schlimmster Art und voller Löcher.

Es hatte in der Nacht geschneit, und der Tag versprach ein recht kalter zu werden, besonders nahm der Frost zu, als die Sonne aufging, und wir uns schon in der Nähe von Zellerndorf befanden.

Als wir uns den ersten Häusern des Dorfes näherten, bemerkte ich einen Bauernposten, bestehend aus zwei Mann, von denen der Eine mit einer Sense, der Andere mit einem Gewehr bewaffnet war. Die Burschen erzählten mir, daß sie von ihrem Ortsschulzen hier aufgestellt seien, und daß dieser umsichtige Dorfbeamte den ganzen Ort habe mit Posten umstellen lassen, weil man vermuthete, der Thäter befände sich noch innerhalb des Ortes. Auch sie wußten übrigens nichts weiter, als daß es sich um einen Doppelmord handle.

Als unser Wagen aber erst einige Schritte in's Dorf hinein gefahren war, begegnete mir der Ortsschulze, ein ebenso intelligenter, als pflichteifriger Beamter, in Begleitung eines Gendarmen, der ebenfalls auf die erste Nachricht von dem Verbrechen nach Zellerndorf geeilt war. In kurzen Worten theilte mir der Ortsschulze mit, daß in der Nacht einer der reichsten Bauern des Ortes, Namens Stegnitz, nebst seiner Frau ermordet worden sei, daß es sich um einen Raubmord handeln müsse, denn es fehlte Geld, von dem man genau wußte, daß es die Ermordeten in einer Kommode aufbewahrt hatten. Das Dorf war in frühester Morgenstunde durch die Hilferufe der Angehörigen der Ermordeten alarmirt worden, und der Ortsschulze hatte, wie bereits gesagt, den ganzen Ort umstellen lassen, um die Flucht der Thäter zu verhindern.

Dieselben konnten noch nicht das Dorf verlassen haben,

denn sonst hätten ihre Fußspuren sich auf der frischen Schneedecke abdrücken müssen. Eine genaue Untersuchung des ganzen Dorfumkreises aber ergab den gänzlichen Mangel aller derartigen Spuren. Der Ortsschulze hatte darauf die Gerichtsschöppen zusammengerufen und unter deren Leitung eine Durchsuchung sämmtlicher Häuser des Ortes veranstaltet. Diese Untersuchung dauerte noch fort und hatte bis jetzt das Vorhandensein einer verdächtigen Person in keiner Weise ergeben.

Ich konnte die Maßregeln des Dorfschulzen nur billigen und ersuchte ihn, mich an den Ort der That zu geleiten, um von diesem aus die Untersuchung zu beginnen.

Der Hof des Stegnitz lag zwar nicht außerhalb des Dorfes, aber doch ein Stück abseits von der Straße auf einer kleinen Bodenerhöhung. Er war umgeben von einer steinernen Mauer von mehr als sechs Fuß Höhe. Die Gebäulichkeiten zeugten von Wohlhabenheit des Besitzers und bestanden aus einem sehr großen Quergebäude gegenüber dem Hofthor, welches mit Stroh gedeckt war und unter dessen Dach sich nach der Bauart jener Gegend die Wohnräume, Stallungen und die Scheune zugleich befanden.

In dieses Gebäude führte ein großes Thor, welches gleichzeitig die Einfahrt zur Tenne bildete. Links und rechts befanden sich die Getreideböden, dann schloß sich rechts an diese der Raum an, in dem das Rindvieh und die Schafe untergebracht waren, und wo sich auch die Schlaf- und Wohnräume für die Knechte befanden. Dann folgte, durch einen Gang getrennt, ein Raum, der zur

Speisekammer diente und auf der anderen Seite den Backofen enthielt, dann kamen die Wohnräume des Hausherrn und seiner Frau, und hinter diesen in einer Ecke des Gebäudes die Vorrathsräume für Wäsche, Leinwand, Kleidungsstücke, Hausrath, zugleich auch die Mägdekammern.

Außer dem großen Einfahrtsthor befanden sich noch zwei kleine Thüren in der langen Hausfront, von denen die eine zum Stall unter den Knechtekammern, die andere zu den Wohnräumen führte. Von den Mägdekammern aus ging im Giebel des Hauses noch eine besondere Thür auf den Hof hinaus. Auf diesem befand sich, wie üblich, auch noch der Dunghaufen, ein Taubenschlag, ein besonderer kleiner Stall, in welchem die Schweine untergebracht waren, dann ein Schuppen, in dem Brennholz aufgestapelt war und in dem eine Schnitzbank stand. Auch ein großer Heuschober stand in einer Ecke in der Nähe der Mauer.

Von Wichtigkeit war es, sofort, nachdem ich die allgemeine Situation des Grundstückes mir eingeprägt hatte, die Zugänge zu demselben genau zu untersuchen.

Wie bereits bemerkt, war das Gehöft von einer mehr als sechs Fuß hohen Mauer umgeben, und in dieser Mauer befand sich nur ein einziges Hofthor gegenüber der Hauptfront des Hauses, neben diesem Hofthor noch eine kleinere Eingangsthür, die für die aus und ein Gehenden bestimmt war, während das Thor zum Passiren der Wagen diente.

Das Thor war inwendig durch einen starken Querbalken und eiserne Krampen verschlossen, die kleine Eingangspforte dagegen war nicht so gut verwahrt, denn ein einfacher Holzriegel, welcher in eine eiserne Krampe ein-

geschoben werden konnte, stellte den Verschluß her. Befand sich der Riegel in der Krampe, so konnte die Thür von der Dorfstraße aus allerdings nicht geöffnet werden, es war dies dann nur vom Innern des Gehöftes aus möglich.

Als ich mir diesen einfachen Riegel besah, bemerkte ich auf der inneren Seite der Thür unterhalb desselben einige schwache Blutflecken, welche kaum erkennbar waren Ich machte den Ortsschulzen auf dieselben aufmerksam, und dieser erklärte, noch nicht darauf geachtet zu haben, mußte aber zugeben, daß sie nur von Blut herrühren konnten.

Unwillkürlich drängte sich dem Kriminalisten die Anschauung auf, daß der Mörder das Gehöft durch diese Thür verlassen habe, und daß er nach der That nicht einmal Zeit gefunden hatte, seine Hände vom Blute zu reinigen.

Durch diese Eingangsthür führte über den Hof eine ganze Unzahl von Fußspuren, weil natürlich die Nachbarn und Freunde der Ermordeten sich Alle in das Gehöft hineingedrängt hatten, als die Hilferufe auf der Straße laut wurden. Der Ortsschulze aber hatte auch bei dieser Gelegenheit wieder seine Umsicht bewiesen, indem er dafür sorgte, daß wenigstens in das Zimmer, in dem die Ermordeten lagen, Niemand eindrang, und daß dort Alles unberührt und in dem Zustande blieb, wie es der Mörder verlassen hatte.

Zur Vorsicht hatte der Schulze einen schmalen Papierstreifen über die Spalte zwischen dem Thürstock und der Thür gelegt und diesen Papierstreifen durch den Abdruck des Gemeindesiegels befestigt.

Als ich durch die Thüre, welche zu den Wohnräumen führte, hindurch ging, bemerkte ich, daß der obere Theil ausgehoben und im Hausflur an die Wand gelehnt war. Die Thüren in den Dörfern jener Gegend bestehen nämlich nach altem Brauch noch aus einer oberen und einer unteren Hälfte, d. h. die Thür ist wagerecht in zwei Flügel getheilt. Den Tag über pflegt nur der untere Theil geschlossen zu sein, damit das im Hofe herumlaufende Vieh nicht ohne Weiteres den Eingang in die Wohnräume findet, erst am Abend wird auch der obere Flügel zugemacht.

Dieser war also ausgehoben und an die Wand gesetzt. Ich fragte den Ortsschulzen, weshalb dieses geschehen sei, derselbe versetzte, der Flügel sei bereits ausgehoben gewesen, als er das Gehöft betreten habe.

Gleich rechts vom Hausflur ging es in das Schlafzimmer der Eheleute Stegnitz. Der Ortsschulze löste den angesiegelten Papierstreifen von der Thür, und wir betraten das Zimmer.

Ein grauenhafter Anblick bot sich uns. Am Boden lag inmitten einer großen Blutlache die Frau, welche wohl im Todeskampf aus dem Bett gestürzt sein mochte, denn ihre Füße ruhten noch auf dem Bett, während auf dem Boden der vollkommen mit Blut bedeckte Oberkörper lag. In einem Bette, das mehr nach der Ecke zu stand, lag die Leiche des Mannes, ebenfalls in ihrem oberen Theile vollständig mit geronnenem Blut überdeckt.

Der Anblick war ein so fürchterlicher, daß es lange dauerte, bis ich mich überwinden konnte, an die Leichen

herananzutreten, um mich zu überzeugen, daß dieselben ihren Tod durch Schläge mit einem stumpfen Instrument empfangen hatten.

Augenscheinlich war der Mann zuerst getödtet worden, die Frau wollte ihm vielleicht zu Hilfe eilen und war dann ebenfalls niedergeschlagen worden. Kopf und Brust der beiden Opfer waren fast vollständig zerschmettert, der Mörder mußte wie rasend gewüthet haben, er hatte wahrscheinlich so lange auf seine Opfer losgeschlagen, als seine Kräfte reichten, oder so lange die Armen noch zuckten. Jedes derselben hatte mindestens dreißig Hiebe, von denen jeder einzelne tödtlich gewesen wäre.

In dem Zimmer stand noch eine Kommode; diese war erbrochen und durchwühlt, auf der Erde lagen einige Stücke alten Zeitungspapiers umher, wie sie wohl zum Einwickeln von allerlei Gegenständen, die man aufbewahren will, verwendet werden. Von dem Thäter selbst war nirgends eine Spur zu entdecken, aber über dem Bette des Mannes fand ich an der Verschalung der Holzdecke Spuren von Hieben, welche ganz frisch waren, denn die aus der Decke geschlagenen Splitter waren theils auf das Bett, in welchem der Mann lag, theils auf den Fußboden gefallen und noch vorhanden. Der Mord war also jedenfalls mit einer Axt ausgeführt worden, und zwar hatte der Verbrecher mit dem stumpfen Rückentheil, dem Kopf der Axt, losgehauen, und bei den wuchtigen Hieben, die er führte, einige Male mit der Schneide oben in die Decke getroffen.

Ich schätzte die Höhe des Zimmers, die wie in Bauernhäusern gewöhnlich keine bedeutende war, kaum auf mehr

als sechs Fuß. Wenn ich bei Ausmessung dieser Höhe nun die bei der Leiche des Mannes gefundenen Spuren der Axthiebe in Betracht zog, so mußte ich mir sagen, daß der Mord nur von einer kleinen, untersetzten Person verübt sein konnte, denn eine große Person hätte in dem niedrigen Raume die Hiebe mit einer Axt, die doch gewöhnlich an einem langen Stiel sitzt, nicht mit solcher Wucht führen können, daß sie so furchtbare Wirkungen hervorgebracht hätten, wie an den Leichen sichtbar waren.

Der Protokollführer, der gleich mir in der Aufnahme des sogenannten Thatbestandes geübt war, untersuchte gleichfalls den Raum nach irgend einer verdächtigen Spur, es war jedoch nichts aufzufinden. Eine genauere Revision der Kommode ergab nur, daß sich in ihr eine blecherne Büchse befand, in der vielleicht früher Geld verwahrt worden war; sie war aufgebrochen und ihres Inhalts beraubt.

„Wer hat die Leichen zuerst entdeckt?“ fragte ich jetzt.

„Der Pflegesohn der Ermordeten.“

„Haben dieselben keine Kinder?“

„O ja!“ entgegnete der Ortsschulze, „eine einzige Tochter.“

„Und wo ist diese?“

„Sie liegt in ihrer Kammer, vollkommen niedergeschlagen und halb wahnsinnig von dem fürchterlichen Unglück. Als sie die Leichen ihrer Eltern zuerst sah, verfiel sie in eine Ohnmacht, aus der sie erst nach Stunden erwachte.“

„Und wo ist der Pflegesohn?“

„Der Pflegesohn befindet sich ebenfalls in seiner Kammer. Diese liegt in dem Raume zwischen den Gelassen der Knechte und dem Hausflur, der zu den Wohnräumen führt."

„Wo befindet sich," fragte ich weiter, „die Schlafstätte der Tochter?"

„Die Tochter schläft, wie auf dem Lande üblich, in einer besonderen Abtheilung in demselben Raum, in dem die Mägde ihre Schlafkammern haben."

„Haben Sie bereits die Knechte und Mägde vernommen?"

„Jawohl! Sie wissen Alle übereinstimmend von nichts Anderem, als daß gegen ein Uhr Nachts Jemand im Hofe ‚Hilfe, Räuber, Mörder! Hilfe!' geschrien habe. Als sich die entsetzten Menschen aufrafften und in's Freie stürzten, sahen sie den Pflegesohn der Ermordeten im Hofe stehen und wie rasend um Hilfe rufen. Es eilten darauf auch aus der Nachbarschaft Leute herbei, und diesen erst theilte er mit, daß er seine Pflegeeltern ermordet gefunden habe. Der junge Mann," setzte der Ortsschulze hinzu, „kam erst um jene Zeit aus dem Dorfkruge vom Tanzboden nach Hause, da ja gestern Sonntag war. Er vernahm ein Stöhnen, das ihm verdächtig schien, und als er bei seinen Eltern eintrat, sah er Beide in dem gegenwärtigen Zustande daliegen. Er stürmte hinaus auf den Hof und rief um Hilfe, von den Mördern hat er nichts mehr gesehen."

„Wer ist denn dieser Pflegesohn eigentlich?"

„Er heißt Karl Vogt und ist ein Findlingskind. Seine Mutter gehörte zu den Dorfarmen und war eine verlassene Frau. Als sie starb, sollte das Kind in's Waisen-

haus, aber die Stegnitz'schen Eheleute nahmen sich seiner an, und da sie selbst keinen Sohn hatten, so ließen sie ihn auf ihrem Hofe erziehen und behandelten ihn, wenn auch nicht ganz wie ihren Sohn und Erben, doch besser als einen Knecht. Er hat seine Militärzeit vor einigen Monaten abgedient und ist dann wieder hierher auf den Hof zurückgekehrt, wo er als Großknecht beschäftigt ist."

„Die Stegnitz'schen Eheleute scheinen also recht wohlthätige Menschen gewesen zu sein?"

„Das waren sie; sie thaten den Armen viel Gutes und fast mehr, als in ihren Kräften stand."

„Sie hatten also wohl auch keine Feinde?"

„Nein! Ich wüßte nicht, daß diesen Leuten irgend Jemand feindlich gesinnt gewesen wäre."

„Was ist denn dieser Pflegesohn, der Karl Vogt, für ein Mensch?"

„Ich kenne ihn," entgegnete der Ortsschulze, „seit seiner frühesten Jugend, und ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er ein sehr nüchterner, fleißiger und verständiger Mensch ist. Wenn etwas an ihm auffallen könnte, so wäre es seine merkwürdige Verschlossenheit und Schweigsamkeit. Er kann Stunden lang mit anderen Leuten im Dorfkruge zusammen sitzen, ohne etwas zu sprechen. Macht er aber einmal eine Bemerkung, so ersieht man wohl aus dieser, daß er sorgfältig nachgedacht hat. Er ist deshalb auch bei den jungen Burschen und Mädchen nicht allzu sehr beliebt!"

„Rufen Sie den Karl Vogt hierher!" sagte ich zu dem Ortsschulzen.

Dieser entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Menschen zurück, an dem mir sofort die untersetzte Figur auffiel. Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf, der mich selbst im ersten Augenblicke mit Schrecken erfüllte.

So mußte der Mörder nach meiner Idee aussehen, wie der junge Mann, der jetzt im Zimmer stand, so gedrungen und klein, und doch so muskulös und kräftig.

Er hatte ein nicht unangenehmes Gesicht, in dem nur ein finsterer Zug um die Augen und einige senkrechte Falten auf der Stirn auffielen, die man sonst auf Grübeln und Nachdenken deutet. Seinen Blick konnte ich nicht beobachten, denn er hielt die Augen zu Boden gesenkt. Die Hände aber, die schlaff an den Seiten herunterhingen, ließen das Zucken der einzelnen Finger sehen, obgleich der junge Mann anscheinend mit aller Gewalt die Hände zu schließen und zu ballen suchte. Er trug einen gewöhnlichen Anzug und nicht den Sonntagsstaat.

Ich hatte mich so postirt, daß er im ersten Augenblick mich nicht erkennen konnte, ich wollte sehen, welchen Eindruck die beiden Leichen auf ihn machten, und ich entdeckte in der That, daß er es ängstlich vermied, nach dem Winkel hinzusehen, wo die armen Opfer lagen.

„Sie sind Karl Vogt?“ fragte ich ihn.

Der Angeredete zuckte zusammen und richtete fragend seine Augen auf mich. Diese Augen waren grau und ihr Blick keineswegs unangenehm. Jetzt aber lag in ihnen Schreck und eine gespannte Erwartung.

„Sie sind der Pflegesohn der Ermordeten dort?“

„Ja!“ entgegnete der junge Mann, dann schlug er die

Hände vor das Gesicht und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. „Sie haben mich gehalten, wie ihr eigenes Kind, Alles, was ich bin, verdanke ich ihnen, und nun muß ich sie so vor mir sehen!"

Diese unter Schluchzen hervorgestoßenen Worte deuteten auf ein tiefes Mitgefühl bei dem jungen Manne hin. Dabei vermied er es aber immer noch, irgend wo anders hin, als auf die Erde zu sehen. Selbst als er davon sprach, wie schrecklich es ihm sei, seine Pflegeeltern so vor sich zu *sehen*, erhoben sich seine Augen nicht vom Boden.

Ich ließ ihm einige Zeit, damit er sich von seiner Aufregung erhole, dann fragte ich weiter: „Ich bin der Kriminalrichter und ersuche Sie jetzt, mir mitzutheilen, wie Sie die beiden Leichen gefunden haben. Sie sollen ja der Erste gewesen sein, der von dem Morde Kenntniß erhielt. Vergessen Sie nicht, auch den geringsten Umstand zu erzählen, der Ihnen vielleicht aufgefallen ist; wer weiß, ob er nicht wichtig genug ist, um auf die Spur des Thäters zu führen. Sie waren gestern Abend auf dem Tanzboden?"

„Ja!"

„Wie lange waren Sie dort?"

„Bis der Tanz zu Ende war, bis gegen ein Uhr Nachts."

„Pflegen Sie oft den Tanzboden zu besuchen und so lange dort zu bleiben?"

„Nein! Es war gestern ausnahmsweise lange."

„Sie begaben sich aus dem Dorfkrug direkt hierher und nach Ihrer Schlafkammer?"

„Nein! Ich begab mich nicht nach der Schlafkammer, denn ich trat durch die Hausthür herein, die in diesen Flur führt. Ich wollte die Knechte nicht stören, wenn ich durch die andere Thür, die zum Stalle führt, meinen Eingang in's Haus nahm."

„Ist dies Ihr gewöhnlicher Eingang zu Ihrer Schlafkammer?"

„Je nachdem! Ich konnte durch die Kammern der Knechte hindurch zu ihr gelangen, aber auch von diesem Korridor aus."

„Fanden Sie die Thür, die hier vom Hof in den Hausflur der Wohnräume führt, geschlossen?"

„Nein! Der obere Theil war ausgehoben und an die Wand gestellt, dort, wo er noch steht."

„Fiel Ihnen das nicht auf?"

„Gewiß! Ich war ganz bestürzt, als ich das sah. In demselben Augenblicke aber hörte ich auch schon das Stöhnen aus der Stube, in welcher die Pflegeeltern schliefen."

„Was thaten Sie darauf? Gingen Sie sofort in das Schlafzimmer hinein?"

„Nein! Ich ging erst in meine Schlafkammer, machte dort Licht und eilte dann hierher."

„Hier fanden Sie die Ermordeten in demselben Zustande und in derselben Stellung, in der sie sich jetzt befinden? Sehen Sie doch einmal hin!" forderte ich jetzt scharf den jungen Mann auf.

Man sah es deutlich, welche Gewalt und welche Anstrengung es ihm verursachte, nach den Leichen der Ermordeten zu sehen.

Er warf blos einen Blick hinüber, dann durchflog ein Schauder seinen Körper, und mit gesenkten Augen entgegnete er: „Nein, so lagen sie nicht! Die Pflegemutter lag auf der Erde, ich hob sie auf und legte sie in's Bett, weil sie noch stöhnte, und ich glaubte, es könne ihr noch geholfen werden. Dann ging ich hinaus und schrie um Hilfe."

„Sie hoben also den Körper Ihrer noch lebenden Pflegemutter auf und legten ihn auf's Bett. Sie müssen sich dabei doch sehr mit Blut befleckt haben, hatten Sie denn diesen Anzug an, den Sie jetzt tragen?"

„Nein!" entgegnete nach einigem Zögern der Gefragte. „Ich hatte meinen Sonntagsanzug an."

„Und wann haben Sie die Kleidung gewechselt?"

„Bevor ich hinausging und Hilfe herbeirief."

Stockend und verlegen hatte der Gefragte diese Worte herausgebracht. Mich trafen sie wie ein Donnerschlag! Wer war dieser Mensch da vor mir, der die entsetzliche Kaltblütigkeit besaß, bevor er um Hilfe rief, seine schmutzige, blutbefleckte Kleidung mit einer anderen zu vertauschen, obgleich er sich sagen mußte, daß jeder Augenblick des Zögerns den mit dem Tode Ringenden verhängnißvoll werden müßte?

Ich stellte, nachdem ich mich einigermaßen gesammelt hatte, eine darauf bezügliche Frage an den leichenblassen Menschen, und dieser entgegnete:

„Ich sagte mir dann doch, daß der Mutter nicht mehr zu helfen sei, ich weiß auch nicht recht mehr, was ich gethan habe. Ich war so erschrocken, daß ich glaubte, ich müßte wahnsinnig werden."

„Und wo befindet sich denn diese Sonntagskleidung mit den Blutflecken? Haben Sie dieselbe in Ihrer Kammer?“

„Nein!“ entgegnete, wie es schien, sehr verlegen der Gefragte.

„Wo haben Sie dieselbe denn hingethan?“

„Ich habe den Rock und die Weste draußen in dem Heuschober versteckt.“

„In dem Heuschober?“

„Ja, damit ich mir nicht auch meine anderen Sachen in der Kammer mit Blut beflecke. Dieses Blut der Pflegemutter, die mir so viel Gutes erwiesen, war mir zu schrecklich, es brannte an mir wie Feuer!“

Ich schickte den Gendarm hinaus, und dieser kehrte unmittelbar darauf zurück und brachte aus dem Heuschober nicht nur einen Bauernrock und -Weste, welche naß und anscheinend auch mit Blut befleckt waren, sondern auch eine blutige Holzaxt, dasselbe Instrument, mit welchem augenscheinlich die fürchterliche That verübt worden war.

Selbst der Gendarm schien erschrocken zu sein über diesen neuen Schuldbeweis, den er da in dem Mordinstrumente herbeigebracht.

Ich zeigte die Axt dem jungen Mann; dieser warf einen Blick darauf und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort einige Gedanken wegwischen oder etwas verscheuchen, was ihn bedrückte. Dann warf er plötzlich seine Arme in die Luft und sank lautlos zusammen.

Als ich meinen Protokollschreiber und den Ortsschulzen anblickte, las ich in ihren Gesichtern die Bestätigung meiner eigenen, vollen Ueberzeugung. In diesem Unglücklichen da,

der soeben überwältigt beim Anblick der Mordwaffe zusammengebrochen war, hatten wir den Schuldigen vor uns.

„Schaffen Sie den Menschen nach seiner Kammer und bewachen Sie ihn dort auf's Sorgfältigste!" befahl ich dem Gendarmen, dann wendete ich mich zu dem Dorfschulzen und ging mit diesem einen Augenblick hinaus in's Freie, weil mir selbst eine kleine Erholung noth that. Wir besichtigten hier den Heuschober, in dem sich die Gegenstände befunden hatten und fanden in ihm noch etwas Auffälliges, nämlich ein Paar alte, zerrissene Lederschuhe, welche am Tage vorher noch in Gebrauch gewesen sein mußten, denn sie waren vom Schnee naß.

Diese Schuhe nahmen wir an uns, da auch ihr Vorhandensein an jenem Orte ein ziemlich auffälliges war.

„Führen Sie mich jetzt," befahl ich dem Dorfschulzen, „zu der Tochter!"

Wir fanden in einer mangelhaft beleuchteten Schlafkammer, auf dem Bette angekleidet sitzend, ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, dessen Gesicht trotz der Spuren, die Angst, Schreck und Schmerz darauf zurückgelassen hatten, große Schönheit zeigte. Sie versuchte, sich bei unserem Eintritt zu erheben, fiel aber entkräftet auf das Bett zurück und begann erneut zu schluchzen und zu weinen.

„Es thut mir leid, mein Kind," sagte ich, „Sie in Ihrem furchtbaren Schmerz stören und Ihnen diese erneute Aufregung verursachen zu müssen, aber es ist meine Pflicht, und auch Sie haben eine Pflicht zu erfüllen, nämlich die, Ihr Möglichstes dazu beizutragen, daß der Mörder

Ihrer Eltern zur Verantwortung gezogen werde. — Wann hörten Sie das Erste von dem Morde? Ihre Kammer liegt von den Mägdekammern ja am nächsten der Stube, in welcher die schreckliche That verübt wurde."

„Ich erwachte in der Nacht von einem eigenthümlichen Geräusch, wie von Schlägen herrührend. Ich horchte, aber dieses Geräusch verstummte bald. Dann hörte ich eine Thür gehen und hörte auch, wie Jemand die Thür öffnete, die zu der Kammer führt, in welcher Karl schläft; ich weiß, daß diese Thür ganz eigenthümlich knarrt. Dann hörte ich noch die Thür bei meinen Eltern gehen, dann wieder die Karl's. Es war ein Hin- und Hergehen, und ich glaubte, es sei schon Zeit zum Aufstehen, weil meine Eltern und Karl bereits munter seien. Ich stieg aus dem Bett und kleidete mich langsam an. Bald darauf hörte ich Karl auf dem Hofe um Hilfe schreien, ich stürzte mit den Mädchen hinaus, und dann sah ich das Schreckliche und wurde ohnmächtig."

Das Mädchen brach abermals in Thränen aus; ich ließ ihr wiederum einige Zeit, bis sie sich erholt hatte, dann fragte ich weiter.

„Sie hörten also jene eigenthümlichen Schläge, durch welche Sie erwachten, und welche höchstwahrscheinlich die furchtbaren Streiche waren, mit denen der Mörder Ihre Eltern tödtete, und bald darauf hörten Sie die Thür gehen und dann Karl's Thür? Sagten Sie nicht so?"

„Ja! Es war mir sogar so, als ob mehrere Menschen hin und her gingen."

„Ihre Aussage," fuhr ich fort, „deckt sich so ziemlich

mit der Aussage Ihres Pflegebruders. Wenn Sie aber, wie Sie erklären, unmittelbar nach jenen Streichen die Thür Ihres Pflegebruders gehen hörten, so hätte das um die Zeit sein müssen, als Jener zurückkehrte. Unter allen Umständen hätte er dann dem oder den Mördern begegnen müssen; ja, es ist sogar anzunehmen, daß er dann um den Mord selbst weiß."

Das Mädchen schrie laut auf und verbarg ihren Kopf in den Kissen des Bettes, ihr jugendlicher Körper zuckte, und ich dachte schon, ein neuer Ohnmachtsanfall würde die Vernehmung unterbrechen. Nach einiger Zeit hob sie aber ihr Gesicht wieder empor, dessen Augen jetzt thränenlos, dessen Farbe aschgrau war.

„Fragen Sie mich nicht, ich bitte Sie!" rief sie flehentlich. „Ich weiß von nichts. O, es ist fürchterlich! Es ist entsetzlich! Warum hat Gott es zugelassen?"

Dieses eigenthümliche Betragen des Mädchens, welches weit verschieden von dem ersten Ausdruck des Schmerzes war, den wir bemerkt, als wir in die Kammer traten, war für mich ein neues Verdachtsmoment, und mehr und mehr befestigte sich in mir eine Ueberzeugung, für welche ich mir Beweise verschaffen wollte.

„Es thut mir leid," entgegnete ich ruhig, aber doch streng, „Sie in Ihrem Zustande noch mit weiteren Fragen quälen zu müssen, aber die Verhältnisse erlauben keine Verzögerung. Haben Sie sich stets gut mit Ihrem Pflegebruder vertragen?"

Ueber das Gesicht des Mädchens flog eine jähe Röthe, dann sagte sie verlegen und leise: „Ja!"

„Ist er Ihnen," fragte ich jetzt dringend, „vielleicht mehr als ein Bruder?"

Das Mädchen erröthete noch mehr und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ich beschwöre Sie," sagte ich ihr, „bei dem allmächtigen Gott, der in Ihr Herz sieht, nichts zu verschweigen, was dazu beitragen könnte, Aufklärungen zu geben, die zur Entdeckung des Thäters nothwendig sind. Was auch in Ihrem Herzen vorgehen mag, Gott sieht es und wird Sie zur Rechenschaft ziehen, wenn Sie etwas verschweigen, oder wenn Sie gar lügen."

Diese eindringlich gesprochenen Worte wirkten auf das Mädchen so ein, daß sie während derselben unwillkürlich von der Bettstatt sich erhob, trotzdem sie sich mit der linken Hand am Bettpfosten festhalten mußte. Mit zu Boden geschlagenen Augen und anscheinend sehr verlegen, begann sie jetzt mit leiser Stimme: „Ich habe mit meinem Pflegebruder immer gut zusammen gelebt, wie Bruder und Schwester, bis er zum Militär ging. Als er fort war, und ich ihn nicht mehr um mich sah, da merkte ich, daß er mir mehr sei als ein Bruder. Als er zum ersten Mal auf Urlaub kam, konnten wir Beide unsere Gefühle nicht mehr verbergen, wir verlobten uns heimlich und hielten einander die Treue. Als er dann wieder ganz zurückkehrte, setzten wir unser Verhältniß fort, aber es ist nie etwas zwischen uns geschehen, dessen wir uns zu schämen brauchten!"

Das Mädchen hob bei diesen Worten ihre thränenverschleierten Augen auf und blickte uns voll an.

„Wußten Ihre Eltern denn nichts von diesem Verhältniß?"

Das Mädchen zögerte eine Weile und antwortete dann stockend: „Sie wußten bis gestern nichts davon. Gestern Nachmittag überraschte uns mein Vater, als mich Karl in der Küche küßte. Es gab einen furchtbaren Zank, meine Mutter schlug mich, und der Vater schlug Karl und nannte ihn einen Betteljungen und mich eine ungerathene Dirne. Ich habe meinen Vater nie so erregt und außer sich gesehen, wie an jenem Tage. Er befahl Karl, sofort das Haus zu verlassen, und zuletzt gestattete er ihm nur, bis zum heutigen Morgen zu bleiben. Ich warf mich meinem Vater zu Füßen und bat ihn, unsere Liebe nicht zu stören. Er antwortete mir mit Schlägen und erklärte, daß er niemals, so lange er lebe, seine Einwilligung zu unserer Verheirathung geben würde. Auch die Mutter sagte das Gleiche."

Als das Mädchen diese Worte gesprochen hatte, herrschte eine fürchterliche Stille in der Kammer, in der sich außer ihr und mir nur noch der Protokollführer und der Ortsschulze befanden. Selbst erschüttert, rief ich ihr zu: „Heute Morgen also sollte Ihr Geliebter das Haus verlassen, in das er nach Ihrer eigenen Aussage niemals als Ihr Gatte einziehen konnte, so lange Ihre Eltern lebten, und in der Nacht griff der von Rache, von Wahnsinn, Zorn und Liebe Verblendete zur Holzaxt und tödtete seine Pflegeeltern — Ihre Eltern, Mädchen; wahrscheinlich mit Ihrer Einwilligung!"

Das Mädchen blieb wie erstarrt stehen und bewegte

sich nicht. Sie schrie nicht auf, als ich ihr die fürchterliche Anklage in's Gesicht schleuderte, sie weinte nicht, sie wurde nicht ohnmächtig, sondern sie blieb starr, wie vom Blitz getroffen stehen.

— — — — — — — — — — — —

Als ich gegen Abend wieder mit meinem Protokollführer Zellerndorf verließ, fuhr uns vorauf ein Wagen, den der Ortsschulze und ein Gendarm bewachten, und auf welchem als verdächtig des Mordes und der Mitwissenschaft am elterlichen Doppelmord Karl Vogt und Anna Stegnitz als Gefangene saßen.

2.

Die erste Nacht im Gefängnisse pflegt, besonders für diejenigen Menschen, welche zum ersten Male sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht haben, nie ohne bedeutenden Einfluß vorüberzugehen. Die unheimliche Stille und die Finsterniß, welche den Gefangenen umgeben, wecken seine Phantasie, und, angestachelt von dem mahnenden Gewissen, führt ihm diese in furchtbaren Bildern die einzelnen Scenen seines Vergehens vor Augen.

Der Gefangene sieht sich selbst, er sieht seine Opfer, er sieht das geraubte Gut; das Blut, das nach seinem Kopfe drängt und in seinen Schläfen hämmert, das in seinen Ohren saust und Töne wie von Glockengeläute erzeugt, scheint ihm zuzuschreien: „Verbrecher! Verbrecher!“ Das Bewußtsein, verhaftet und in Untersuchung zu sein, gegen welche sein Leugnen nur wenig helfen dürfte, lähmt den Muth des Gefangenen, und oft habe ich es als

Kriminalbeamter beobachtet, daß die hartnäckigsten, verstocktesten Subjekte am Morgen nach der ersten Gefängnißnacht zu demüthigen, verzweifelten, hilflosen Jammergestalten geworden waren.

Wenn man auf das Gemüth eines Verbrechers einwirken will, wenn man die Absicht hat, seinen Seelenzustand auszunutzen für die Erlangung eines Geständnisses, so gibt es nichts Besseres, als am Morgen nach jener ersten Gefängnißnacht sich ihn wieder vorführen zu lassen.

So fand auch ich mich in dem Gefängnisse des Ortes, wo ich meinen Amtssitz hatte, schon in frühester Morgenstunde ein und ersuchte den Direktor, mir vor Allem die Anna Stegnitz vorführen zu lassen. Ich hoffte, daß auf das Mädchen, welches ja noch ziemlich jung war, die Nacht so günstig in kriminalistischem Sinne eingewirkt haben müsse, daß sie vielleicht nicht mit einem Geständnisse zurückhielt, durch welches die Schuld des Karl Vogt als unumstößlich feststehend betrachtet werden konnte. Daß dieser sich auf ein Geständniß einlassen würde, glaubte ich nicht, trotzdem die gegen ihn vorliegenden Beweise so erdrückende waren, daß es als vollkommene Thorheit erscheinen mußte, wenn er noch weiter zu leugnen gedachte. Es sprach Alles gegen ihn, und er selbst hatte ja schon durch sein halbes Geständniß sich eigentlich so schwer belastet, daß eine Verurtheilung erfolgen mußte. Er hatte mit seinen Pflegeeltern Streit gehabt, bei dem es sich sowohl um seine Zukunft, als auch um seine Liebe, ja selbst um seine Ehre handelte. Er war Soldat und war stets ein Mensch gewesen, der etwas auf sich hielt, und er hatte

sich schlagen lassen müssen, weil er es gewagt hatte, seine Augen zu der einzigen Tochter seiner Beschützer und Gönner zu erheben. Mit Schimpf und Schande wollte man ihn vom Hofe treiben, einer ungewissen Zukunft mußte er entgegengehen, und sein Ehrgefühl mußte über die Art und Weise, wie er aus dem Hause seiner Pflegeeltern verstoßen wurde, ebenso verletzt werden, wie durch den Vorwurf, den man ihm gemacht hatte, daß er als Betteljunge und aufgelesenes Kind um die Tochter des reichen Bauern freien wolle. Wohl war Karl Vogt sonst nach Aussage aller Leute, die ihn kannten, ein nüchterner, fleißiger und achtbarer Mensch, aber gab es nicht Motive genug für ihn, um Rachegefühle gegen seine Pflegeeltern zu hegen; brachte ihm nicht ihr plötzlicher Tod Vortheile?

Wie oft hatte ich es als Kriminalist erfahren, daß durchaus achtbare, ja gutmüthige Menschen zu Mördern, zu schweren Verbrechern wurden, weil die Leidenschaft sie übermannte!

Ich suchte mich in die Seele dieses Karl Vogt zu versetzen unmittelbar nach der Scene, die ihm sein Pflegevater bereitet hatte; Zorn, Scham, und nicht zum Mindesten der Gram um die Geliebte, die vielleicht in kürzester Zeit durch den Willen ihres Vaters an einen Anderen verheirathet wurde, mußten in ihm wüthen. Wer weiß, welch' furchtbare und finstere Gedanken in seinem Inneren entstanden! Ja, wenn die beiden Alten, die ihm im Wege standen, todt waren, dann gab es kein Hinderniß mehr, dann fiel alle Sorge und aller Kummer fort! Vielleicht hatte er mit Abscheu, mit Grauen und Schrecken

den ersten Keim des furchtbaren Mordgedankens in sich aufgehen sehen, schon nach einer Stunde aber hatte der Gedanke an die entsetzliche That vielleicht nicht mehr so viel Schreckliches gehabt, wie im ersten Augenblicke. Er ging voll Leidenschaft nach dem Kruge, um dort sich mit Getränken zu betäuben, vielleicht um sich Muth zu der fürchterlichen That zu trinken; dann kehrte er zurück und verübte das Verbrechen. Mit einem gewissen Raffinement dachte er unmittelbar nach der That daran, die Spuren derselben zu verwischen', ja den Verdacht auf Andere zu lenken. Er entledigte sich seiner blutbefleckten Kleidung, versteckte die Axt, mit der er die That vollbracht, dann hob er die Thür aus, die zum Hofe hinaus führte, wahrscheinlich in dem thörichten Glauben, daß nun angenommen werden müsse, der Verbrecher sei von außerhalb gekommen und in das Haus durch die ausgehobene Thür eingedrungen. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, eilte er hinaus auf die Straße, rief um Hilfe und that, als wäre er zufällig unmittelbar nach der That nach Hause gekommen.

Welche Mitschuld an dem Verbrechen aber hatte die Anna Stegnitz, seine Geliebte? Es war wohl nicht so ohne Weiteres anzunehmen, daß sie Mithilfe bei der That geleistet habe, vielleicht hatte ihr auch der aufgeregte junge Mann von seinem Plane gar nichts mitgetheilt, um so weniger, als vielleicht der feste Entschluß, die furchtbare That zu verüben, ihm erst im letzten Momente gekommen sein mochte. Jedenfalls aber mußte sie ahnen, vielleicht sogar wissen, daß Karl Vogt der Verbrecher war. —

Anna Stegnitz wurde vorgeführt, und auch bei ihr

hatte sich der alte Satz bewährt, daß die erste Gefängnißnacht einen fürchterlichen Eindruck macht. Das Mädchen zeigte einen geradezu schrecklichen Gesichtsausdruck und schien innerlich vollständig gebrochen zu sein. Es that mir aufrichtig leid um das arme Kind, aber meine Pflicht als untersuchender Beamter untersagte mir, mich von meinem Gefühl leiten zu lassen. Ich merkte wohl, daß es darauf ankommen würde, das Herz des verzweifelten Mädchens mit den richtigen Worten zu treffen, und deshalb sagte ich zu ihr: „Sie haben die erste schreckliche Nacht allein im Gefängnisse verbracht, und gewiß haben Sie weder Ruhe für Ihr Herz, noch für Ihren Körper gefunden. Gewiß haben Sie an nichts gedacht, als an das furchtbare Verbrechen, dem Ihre Eltern, welchen Sie so viel Gutes verdanken, zum Opfer fielen, und vielleicht ist auch Ihnen der Gedanke gekommen, daß Sie das furchtbare Bild Ihrer ermordeten Eltern während Ihres ganzen Lebens nicht mehr los werden, wenn Sie nicht alles Mögliche thun, um den Verbrecher zur Strafe zu bringen. Wer er auch sei, möge er Ihrem Herzen noch so nahe stehen, er muß die Strafe für seine schreckliche That empfangen. Sie aber machen sich gewissermaßen zur Mitschuldigen seines Verbrechens, wenn Sie Ihre Aussage verweigern oder so einrichten, daß er durch dieselbe entschuldigt wird. Daher gehen Sie in sich und geben Sie der Wahrheit die Ehre."

Anna Stegnitz rang schluchzend die Hände; endlich stieß sie mühsam hervor: „Was soll ich denn sagen? Ich habe ja nichts gesehen!"

„Sie haben zwar nichts gesehen, aber Sie haben wohl etwas gehört. Das sagten Sie ja bereits gestern aus. Sie hörten die Schläge, durch welche Ihren unglücklichen Eltern das Leben genommen wurde. Ich gebe zu, daß Sie vielleicht damals nicht wußten, was diese Schläge bedeuteten, aber ich frage Sie jetzt auf Ihr Gewissen: Als Sie Kenntniß von der fürchterlichen That erhielten, als Sie selbst an den Zusammenhang dachten zwischen dem Hin- und Hergehen im Hause, das Sie hörten, und der furchtbaren That, stieg da in Ihnen nicht ein bestimmter Verdacht auf gegen irgend einen Menschen, der wohl der Mörder sein könnte?"

Das Mädchen schwieg und ihr Schluchzen vermehrte sich.

„Sie antworten nicht," fuhr ich fort, „und das macht Ihr Verhalten immer verdächtiger. Wissen Sie auch, daß ich nun auf den Gedanken kommen muß, daß Sie von dem furchtbaren Plane wußten, der gegen Ihre Eltern vorbereitet wurde, daß ich Sie geradezu für mitschuldig halten muß an der That, die Sie vielleicht hätten verhindern können und doch nicht verhinderten?"

Das Mädchen sah mich wie irrsinnig an, als könne sie das Furchtbare nicht fassen, was ich soeben gesagt hatte.

„Ich mitschuldig am Tode meiner Eltern?" rief sie. „Ich sollte gewußt haben, daß man ihnen ihr Leben nehmen wollte? — O Gott! O Gott! Das werden Sie doch nicht von mir glauben! Das kann kein Mensch von mir glauben, daß ich ruhig still gelegen haben sollte in dem Augenblick, als man die Eltern abschlachtete, während ich sie durch einen einzigen Schrei hätte retten können!"

„Der Gedanke mag Ihnen schrecklich sein," sagte ich ihr, „daß so etwas von Ihnen geglaubt wird, aber dieser Gedanke drängt sich Einem unwillkürlich auf, ebenso wie sich Ihnen der Glaube mit aller Gewalt aufgedrängt haben mag, daß der Thäter kein Anderer, als Ihr Geliebter und Pflegebruder Karl Vogt gewesen ist. Antworten Sie mir, ist dieser Gedanke nicht aufgestiegen in Ihnen, vielleicht mehr als einmal, seitdem Sie um jene That wußten?"

Das Mädchen rang die Hände und ihr Schluchzen war herzzerreißend. Sie hob die Arme zu mir empor und rief: „Es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich! Es kann nicht möglich sein! Ich werde wahnsinnig, wenn ich daran denke."

„Beruhigen Sie sich," erklärte ich ihr, „und sagen Sie die Wahrheit."

„Ich kann nichts sagen," schrie sie, „und ich habe nichts zu sagen! Wie sollte ich einen solch' furchtbaren Verdacht aussprechen."

„Dann antworten Sie auf eine andere Frage: halten Sie Ihren Geliebten für nichtschuldig?"

Ich wiederholte dreimal diese Frage und erhielt keine Antwort. Dieses Schweigen des verzweifelten Mädchens war eine viel schwerere Anklage, als es eine Antwort hätte sein können. Ich ließ die Weinende abführen, befahl aber, sie in der Nähe zu halten, und ließ mir Karl Vogt kommen.

Ich hatte mich getäuscht, wenn ich glaubte, heute einen Menschen vor mir zu haben, dem die erste Gefängnißnacht

seine moralische Kraft gebrochen hätte. Im Gegentheil, der junge Mann zeigte eine Ruhe und Entschlossenheit, die mir geradezu imponirte. Auch an ihn wendete ich mich zuerst mit freundlichen Worten und bat ihn, in seinem eigenen Interesse sein Gewissen zu erleichtern durch ein offenes Bekenntniß seiner Schuld. Statt dessen aber erklärte er: „Ich habe die ganze Nacht über das nachgedacht, was in den letzten sechsunddreißig Stunden geschehen ist. Ich gebe zu, daß Sie und vielleicht auch alle anderen Menschen glauben müssen, daß ich die schreckliche That begangen habe. Aber ich schwöre es, ich bin unschuldig an der That! Nie ist in mir der Gedanke aufgestiegen, den Leuten etwas zuzufügen, denen ich so viel verdankte, die ebenso wie Eltern an mir gehandelt haben. Nein! Nein!" setzte er dann leidenschaftlich hinzu, „noch besser als Eltern sonst an ihren Kindern zu handeln pflegen! Ich gebe zu, Sie müssen glauben, daß ich der Mörder bin; aber ich bin es nicht! Mein Gewissen ist rein, und wenn ich wegen des Mordes verurtheilt werde, und wenn ich meinen Kopf auf das Schaffot legen muß, so will ich es ruhig thun, denn ich kann mit reinem Gewissen vor Gottes Thron treten!"

„Sagen Sie einmal," erklärte ich ihm nach dieser mit ziemlicher Leidenschaftlichkeit vorgetragenen Rede, „wenn Sie nicht der Mörder gewesen sein wollen, wer soll es denn dann gewesen sein?"

Vogt zuckte die Achseln und sah zu Boden.

„Sie wissen selbst," begann ich wieder, „daß Ihre ermordeten Pflegeeltern keinen Feind hatten, dem eine

solche That zuzutrauen wäre. Auch Einbrecher können nicht gut in das Haus hineingekommen sein, denn dann hätte man Spuren des Einbruchs bemerken müssen. Es muß also Jemand die That begangen haben, der Zutritt in das Haus hatte, der den Schlüssel besaß, um die Hausthür zu öffnen, der außerdem das Recht hatte, sich im Hause aufzuhalten, sei auch dieses Recht für ihn zum letzten Male in jener Nacht vorhanden gewesen."

Ich beobachtete bei letzteren Worten scharf das Gesicht des Gefangenen, aber nichts bewegte sich in demselben.

„Der Mörder kann ja," versetzte er dann nach einer Pause, „in dem Hause eingeschlossen gewesen und nach der That entflohen sein. Die Thür, durch die er geflohen ist, war ja ausgehoben und an die Wand gestellt. Diese Thür konnte nur von innen geöffnet werden, von außen konnte Niemand hinein."

„Sehr richtig!" entgegnete ich. „Deshalb war Derjenige, der die Thür aushob, um dadurch die Spur von sich abzulenken, sehr thöricht. Wenn nämlich der Verbrecher, wie Sie sagen, entfliehen wollte, so brauchte er ja die Thür nur zu öffnen; warum hob er sie dann aus? Das gab ja auf der Flucht nur unnützen Zeitverlust. — Nein, nein, Vogt! Versuchen Sie nicht mit dieser thörichten Maßregel, die Sie wahrscheinlich selbst getroffen haben, sich herauszureden. Sehen Sie, dieses gänzlich überflüssige Ausheben der Thür spricht ganz entschieden gegen die Annahme, daß ein Fremder der Thäter gewesen ist."

„Ich weiß es nicht," entgegnete Vogt, „warum der Thäter das gethan hat. Als ich nach Hause kam, fand

ich die Thür ausgehoben und sofort kam mir der schreckliche Gedanke, daß ein Verbrechen geschehen sei. Allerdings glaubte ich noch nicht an ein so furchtbares."

Ich betrachtete den Gefangenen prüfend und lange, und sagte endlich: „Was Sie da soeben sagten, bringt ein neues und wichtiges Moment in die Untersuchung. Sie erklärten soeben, schon als Sie die Thür angeblich ausgehoben fanden, ahnten Sie, daß ein Verbrechen geschehen sei; warum ahnten Sie denn das? Wußten Sie vielleicht, daß Jemand im Hause versteckt war? Fast könnte man das annehmen, wenn man Ihre soeben gesprochenen Worte in Betracht zieht."

Ueber das Gesicht Vogt's huschte eine glühende Röthe, er stotterte verwirrt einige Worte und sagte dann nach einer längeren Pause, die er gebrauchte, um sich zu fassen:

„Ich weiß von nichts! Aber ich bin der Thäter nicht gewesen!"

„Dann war es Jemand, den Sie kannten," sagte ich, um den jungen Mann zu verblüffen. Ich hatte diese Worte wirklich nur auf's Gerathewohl gesagt und erstaunte daher über die Wirkung, die sie bei Vogt hervorriefen. Seine Ruhe schien plötzlich dahin zu sein. Der Röthe in seinem Gesichte folgte jetzt eine jähe Bläſſe, und ohne die Augen aufzuschlagen, sagte er:

„Ich weiß von nichts, aber ich war der Mörder nicht! Ich bin wirklich erst dazu gekommen, als die schreckliche That schon geschehen war."

Ich befand mich in einer Aufregung, die ich nur mühsam beherrschte. Aus den wenigen Andeutungen und aus

dem Betragen Vogt's konnte man auf ein neues Moment, das da in die Untersuchung hinein kam, schließen. Ich mußte fast annehmen, daß Vogt einen Mitschuldigen hatte. Er schien aber wenig geneigt, diesen anzugeben, und deshalb versuchte ich durch ein etwas gewaltsames Mittel auf ihn einzuwirken.

Ich flüsterte dem Gerichtsschreiber etwas zu, dieser ging hinaus, kehrte bald darauf zurück und ihm folgte auf dem Fuße Anna Stegnitz.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete ich das Gesicht Vogt's, als seine Geliebte eintrat. Ich erwartete, er würde Ueberraschung zeigen, aber er warf nur einen langen, traurigen Blick auf das Gesicht des Mädchens, das mit niedergeschlagenen Augen an den Tisch herantrat und es nicht wagte, dem Blicke ihres Geliebten zu begegnen.

„Karl Vogt," sagte ich jetzt, „hier steht das Mädchen, das Ihrem Herzen so theuer war, daß Sie um dieser Liebe willen gegen göttliches und menschliches Gebot sich vergangen haben. Auch sie, auch dieses Kind der Ermordeten muß glauben, daß Sie der Schuldige sind."

Diese Worte machten einen fürchterlichen Eindruck auf Vogt. Er wich entsetzt einige Schritte zurück und sagte: „Du glaubst es, daß ich der Mörder bin? Du glaubst es, daß ich Deine Eltern getödtet habe? Sage nein, sage, daß Du es nicht glaubst, oder ich komme um den Verstand!"

Anna Stegnitz sah zu Boden und antwortete nicht. Eine fürchterliche Pause trat ein, und eine Stille herrschte

in dem Zimmer, daß man deutlich das Keuchen der Brust Vogt's hörte.

„Du schweigst?" sagte er endlich, „Du findest kein Wort für mich? Du glaubst also auch an meine Schuld? Nun, so machen Sie mit mir, was Sie wollen! Lassen Sie mich meinetwegen mit Pferden zerreißen, Sie sollen aus mir kein Wort weiter herausbringen! Jetzt bin ich mit dem Leben fertig, schicken Sie mich auf das Schaffot! Sie erweisen mir einen Gefallen damit, denn der Tod ist mir jetzt das Liebste! — Gott im Himmel weiß es, daß ich keine Schuld auf mir habe, aber die Menschen verlassen mich, alle Menschen, alle! Was soll ich noch länger unter ihnen?"

Anna Stegnitz wankte und war einer Ohnmacht nahe. Ich ließ sie hinausführen und auch Vogt nach seiner Zelle zurückbringen, da in dem Zustande, in welchem er sich augenblicklich befand, wohl kaum an ein weiteres Verhör mit ihm zu denken war.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden nach diesem Verhör befand ich mich bereits wieder auf dem Wege nach Zellerndorf. Ich wollte noch einmal an Ort und Stelle eine gründliche Untersuchung der Lokalitäten, außerdem aber auch noch eine zweite, weitergehende Vernehmung aller dortigen Zeugen vornehmen.

Ich fand das Grundstück, in welchem die Stegnitz'schen Eheleute lagen, dicht umstellt von Menschengruppen, denn dort drinnen in den Wohnräumen walteten die Gerichtsärzte ihres Amtes und secirten die Leichen der Ermordeten,

um die Art der Verwundungen und die Anzahl der Wunden festzustellen. Ich wollte die Herren nicht weiter stören, freute mich aber, daß das Gutachten des Kreisphysikus sich vollkommen mit meinen Beobachtungen deckte, daß nur ein kleiner Mann von außerordentlich großer Körperkraft das Verbrechen begangen haben könne.

Ich war aber vor Allem hinausgefahren, um nähere Erkundigungen über einen sehr geringfügigen Umstand anzustellen, nämlich bezüglich jenes Paars alter Schuhe, das zugleich mit der blutigen Axt und den blutbefleckten Kleidern des Karl Vogt in dem Heuschober im Hofe gefunden worden war. In dem Augenblicke nämlich, als durch das Verhör des Vogt in mir der Gedanke aufgestiegen war, daß derselbe doch vielleicht einen Mitschuldigen haben könnte, vielleicht sogar einen Mitschuldigen, der die That verübte, während Vogt ihm nur Hilfe dazu geleistet hatte, erinnerte ich mich jener alten Schuhe, und deshalb ließ ich dieselben auch aus dem Gewahrsam des Ortsvorstehers, wo dieselben zugleich mit den anderen aufzubewahrenden Sachen unter Siegel sich befanden, herbeiholen.

Die Schuhe erwiesen sich als ein Paar sogenannter Schlorren, das heißt, es waren von einem früheren Paar Stiefel die Schäfte abgeschnitten worden, und so eine Art ziemlich weiter Schuhe entstanden. Wie bereits erwähnt, war das Paar sehr defekt und sogar jetzt noch feucht, so daß man sehr wohl sehen konnte, die Schuhe waren im Schnee getragen worden, wahrscheinlich kurze Zeit, bevor der Mord verübt wurde.

Ich ließ sämmtliche Knechte und Mägde des Stegnitz der Reihe nach vor mich kommen, zeigte ihnen die Schuhe und fragte sie, ob ihnen dieselben nach ihrer Form oder überhaupt irgendwie bekannt seien, ob sie diese Schuhe im Hause oder überhaupt an den Füßen irgend eines Hausbewohners, selbst die beiden Ermordeten nicht ausgeschlossen, gesehen hätten.

Uebereinstimmend lauteten die Aussagen dahin, daß Schuhe dieser Art von den Zeugen niemals im Hause oder an den Füßen irgend eines Hausbewohners gesehen worden wären. Niemand konnte sich erinnern, daß überhaupt im Hause jemals solche Schuhe vorhanden gewesen seien.

Wie kamen nun aber diese eigenthümlichen Schuhe, die Niemand kennen wollte, in den Heuschober, und zwar zu den blutbefleckten Sachen Vogt's und dem Mordinstrument?

Der Gendarm, der in Veranlassung der Obduktion der Leichen wieder anwesend war, erklärte, daß die Sachen in der Weise in dem Heuschober versteckt gewesen seien, daß am tiefsten darin, also am meisten nach der Mitte zu, die blutbefleckten Sachen lagen, dann kamen die Schuhe und am weitesten nach außen zu lag die blutige Axt. Wie sich nebenbei ergab, stammte die Axt aus dem offenen Holzschuppen im Hofe der Stegnitz'schen Besitzung. In diesem Holzschuppen befanden sich — wie bereits angeführt — einige Bretter, eine Schnitzbank, und dort hatte auch sonst im Winkel, hinter Brettern verborgen, die Axt gelegen. Sämmtliche Knechte und Mägde vermochten dieselbe auf's Genaueste zu rekognosziren. Wer also die Axt dort aus dem Schuppen herausgenommen hatte, der mußte

wissen, daß er sie dort überhaupt finden würde; es mußte ein mit der Lokalität vollkommen Vertrauter sein. Wie kamen aber diese Schuhe in den Heuschober?

Ich ließ als Sachverständigen den einzigen Schuhmacher von Zellerndorf vorladen und der Meister erschien sehr rasch. Er betrachtete sorgfältig die ihm vorgelegten Schuhe; endlich erklärte er: „Mir ist es nicht bekannt, daß irgend Jemand im Dorfe jemals solche Schuhe getragen hätte. Ich zum Wenigsten habe sie nicht angefertigt. Ich kann aber sehr wohl, selbst unter Eid, aussagen, daß die Schuhe überhaupt nicht aus unserer Gegend stammen, nicht einmal aus unserer Provinz. Ich bin ziemlich weit herumgewandert und kenne die Art der Anfertigung von Schuhen in dieser ganzen Provinz genau. Wir pflegen die Schuhe zu nageln, oder mit sogenanntem Pechdraht das Oberleder an der Sohle festzunähen; diese Schuhe sind aber mit Drahtklammern genäht, die sich nur mit großen, besonderen Maschinen einschlagen lassen. So viel mir aber bekannt, gibt es solche Maschinen in unserer ganzen Provinz nicht. Die Schuhe müssen auch einmal sehr werthvoll gewesen sein, denn das Leder ist heute noch ziemlich gut. Sie sind auch in der Sohle so geschweift, wie das bei uns gar nicht üblich ist. Ich möchte fast behaupten, es sind englische Schuhe, mit voller Sicherheit aber kann ich nur erklären, daß aus hiesiger Gegend diese Schuhe nicht stammen." —

Gegen Abend fuhr ich wieder nach meinem Amtssitz zurück, nachdem ich noch ein genaues Verhör mit allen Nachbarn des Stegnitz'schen Gehöftes, ja fast mit der

größeren Zahl der erwachsenen Dorfbewohner angestellt hatte, dahin gehend, ob sie am Tage vor dem Morde oder in der Nacht irgend eine fremde Person auf dem Stegnitz'schen Hofe oder im Dorfe überhaupt gesehen hätten. Das Resultat dieses außerordentlich umfangreichen und anstrengenden Verhörs war ein durchaus negatives; Niemand hatte eine fremde oder irgendwie auffällige Person bemerkt.

Ich ließ noch am Abend mir Karl Vogt nochmals vorführen und sagte ihm offen: „Die Sache wird immer verwickelter, und Sie sind der einzige Mensch, der Auskunft geben kann. Wie sind diese Schuhe in den Heuschober gekommen? Haben Sie dieselben hineingesteckt?"

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen," sagte trotzig der Gefangene, „Sie erfahren von mir nichts mehr! Lassen Sie mich hinrichten! Das ist das Einzige, was ich haben will."

Es war aus Karl Vogt nichts herauszubringen, auch in den nächsten Tagen nicht. Der Mann war wie verwandelt; er mußte Tag und Nacht in seiner Zelle auf das Sorgfältigste beobachtet werden, weil ich befürchtete, er könne einen Selbstmordversuch machen. Auf alle Fragen antwortete er mit Achselzucken oder mit einem kurzen: „Ich weiß nicht," oder mit dem trotzigen: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen."

Vorläufig mußte also für längere Zeit auf jedes Verhör mit dem aus Rand und Band gerathenen Menschen verzichtet werden.

Was aber sollte nun mit Anna Stegnitz geschehen?

Nach Lage der Sache und der Untersuchung mußte sie eigentlich entlassen werden, denn weitere Verdachtsmomente waren gegen sie nicht aufgetaucht. Es war auch nothwendig, sie wenigstens zum Begräbniß ihrer Eltern zu beurlauben, und die Staatsanwaltschaft, mit welcher ich mich in's Einvernehmen setzte, gab ihre Genehmigung dazu, das Mädchen am Tage vor der Beerdigung ihrer Eltern zu entlassen. Ich redete ihr nun energisch in's Gewissen, ehe sie fortging, und forderte sie auf, sich, während sie am Grabe ihrer ermordeten Eltern stünde, darauf zu besinnen, was ihre Pflicht sei. Auch fragte ich sie, ob sie sich an ein Paar Schuhe der oben erwähnten Art erinnere, aber auch sie erklärte, von solchen nichts zu wissen.

Es wurde daher eine Zeichnung jener Schuhe angefertigt und in den benachbarten Städten vertheilt, auch in den Zeitungen durch Inserate veröffentlicht. Handelte es sich doch darum, einen Mitschuldigen an dem furchtbaren Doppelmorde, wenn nicht den eigentlichen Thäter selbst, zu entdecken. Bei mir wenigstens hatte sich die feste Ueberzeugung ausgebildet, daß doch Karl Vogt trotz aller gegen ihn sprechenden Verdachtsmomente vielleicht nicht der wirkliche Thäter sei. Was hatte er aber dann für einen Grund, so hartnäckig zu schweigen, wenn er sich durch die einfache Erzählung des Thatbestandes, wenn auch nicht schuldlos, so doch minder schuldig machen konnte? Ich wußte es nicht, und die Untersuchung stockte nach allen Richtungen hin, weil der trotzige Mensch, wie bereits vorher erwähnt, nicht dazu zu bewegen war, irgend welche Erklärungen oder Geständnisse zu machen.

3.

Fünf Tage waren vergangen, als sich zu meinem Erstaunen Anna Stegnitz wieder bei mir einfand, um mir mitzutheilen, daß sie jetzt Aussagen zu machen habe, die vielleicht nicht ohne Belang seien. Trotzdem das Begräbniß ihrer Eltern sehr erschütternd auf sie eingewirkt haben mochte, fand ich das Mädchen gefaßter, und ihr Gesicht zeigte nicht mehr den Zug der Verzweiflung und des Leidens, der unmittelbar nach ihrer Verhaftung auf demselben erschienen war. Eine gewisse Energie drückte sich vielmehr in ihren fest geschlossenen Lippen, in den fest zusammengezogenen Augenbrauen aus, sie war bleich, aber entschlossen, und wenn sie auch ihre Erregung nur mühsam unterdrücken konnte, so war sie doch thränenlos, als sie begann:

„Ich komme zu Ihnen, um Sie zu bitten, von einigen Sachen, die ich entdeckt habe, Notiz zu nehmen, und um Ihnen gleichzeitig noch einige Sachen mitzutheilen, die ich entweder früher vergessen hatte, oder die ich nicht sagen wollte. Sie haben mir gesagt, ich solle mich am Grabe meiner Eltern erinnern, was meine Pflicht sei; ich habe das gethan und komme heute zu Ihnen, weil ich die feste Absicht habe, den Mörder meiner unglücklichen Eltern zu entdecken. Ich hätte mich gegen diese Entdeckung auch früher nicht gesträubt, aber wenn ich es auch nicht ausgesprochen habe, so wissen Sie ja, Herr Kriminalrath, trotzdem sich mein Herz auch noch so sehr sträuben wollte, daß ich glauben mußte, mein unglücklicher Bräutigam sei der Thäter gewesen. Ich konnte sogar, als Sie mich ihm

gegenüber stellten, es nicht einmal über mich gewinnen, zu lügen und ihm zu sagen, daß ich an seine Unschuld glaube, und Sie haben ja selbst gesehen, welchen furchtbaren Eindruck auf den armen guten Karl mein Schweigen gemacht hat. Ich habe Tag und Nacht zu Gott gebetet, mich aus diesem Zwiespalt zwischen meinem Kopf und meinem Herzen heraus kommen zu lassen, und ich glaube, der Himmel hat mich erhört. Es ist Ruhe in meine Brust eingezogen, und ich habe jetzt die feste Ueberzeugung, daß der Mann, den ich über Alles liebe, die fürchterliche That nicht begangen hat. Von dem Augenblicke an, in dem Sie mich entließen, habe ich mir Mühe gegeben, etwas Neues zu entdecken. Nachdem meine Eltern begraben worden waren, habe ich unser ganzes Haus durchsucht, um irgend Etwas zu finden, und nun bringe ich Ihnen das Resultat.

Erstens, aus Karl's Kammer und aus seiner Kiste fehlen fast sämmtliche Kleidungsstücke, ein großer Theil seiner Wäsche, und auch ein Paar neue Stiefel. Ich habe mit der Mutter zusammen die Wäsche und die Sachen meines Pflegebruders in Ordnung gehalten und weiß daher genau, was er besaß. Der Diebstahl ist aber nicht etwa nach dem Morde begangen worden, denn die Thür zu Karl's Kammer war durch den Ortsrichter versiegelt worden, und erst für mich hat er sie wieder geöffnet. Dann aber ist gestern zu mir ein kleiner Knabe gekommen, der bei dem eingetretenen Thauwetter sich hinter unserem Gehöfte herumgetrieben und dort eine rothtuchene Weste gefunden hat, die ich als Karl's Eigenthum erkannte. Dieses Kleidungsstück hat etwa hundert Schritt von unserer Gehöftmauer

entfernt unter dem Schnee gelegen und ist erst zum Vorschein gekommen, als der Schnee gestern schmolz. In dieser Weste nun befindet sich Geld, wie Sie sehen, in ein kleines seidenes Tuch eingebunden. Dieses Tuch habe ich einmal Karl geschenkt, und ich kann wohl annehmen, daß das Geld hier von ihm erspart wurde, und daß er es in der Weste aufbewahrt hatte. Wie kommt nun diese Weste dorthin, so weit entfernt von unserem Hofe? Wer hat sie dorthin getragen? Denn daß sie etwa über die Mauer geworfen wurde, ist nicht anzunehmen. — Drittens aber habe ich noch etwas mitzutheilen, was mir aufgefallen ist, als ich den Nachlaß meiner Eltern zusammen mit dem Ortsrichter durchsuchte. Sie haben selbst damals in dem Zimmer, in dem die Ermordeten lagen, eine blecherne Büchse gesehen, in der sonst meine Eltern ihr Geld aufbewahrten, und die erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden war. Ich weiß aber genau, daß meine Eltern nicht nur baares Geld, sondern auch Papiere, auch eine Anzahl von Quittungen und Schuldscheinen in der Kommode verwahrten. Von allen diesen Sachen findet sich auch nicht die geringste Spur. Welchen Grund hätte nun der Mörder haben können, die für ihn ganz werthlosen Quittungen und Schuldscheine mit sich zu nehmen? Und warum hätte mein unglücklicher Pflegebruder, der so sehr verdächtig scheint, sich die Zeit nehmen sollen, auch diese Papiere bei Seite zu schaffen?"

Anna Stegnitz schwieg jetzt; aber man merkte es ihr wohl an, mit welchem Eifer sie mir ihre Sache vorgetragen hatte. Leider mußte ich alle die Neuigkeiten, die sie mir

meldete, von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachten, als das unglückliche Mädchen, dem nur daran lag, den Geliebten zu entlasten. Ja, ich war sogar gezwungen, die Momente, die sie vortrug, belastend für Karl Vogt zu finden. Es fehlten Kleidungsstücke und Stiefel von ihm, seine Weste mit dem Spargeld war weit entfernt von dem Gehöft unterm Schnee gefunden worden: das bewies mir als Kriminalisten, daß eben noch eine zweite Person im Spiel gewesen war, daß meine längst gehegte Vermuthung, Vogt habe einen Mitschuldigen, richtig sei. Als Kriminalist kam ich aber unwillkürlich zu der Annahme, daß sowohl die Kleidungsstücke, als auch die sammt dem Gelde verlorene Weste vielleicht von Vogt an seinen Mitschuldigen als Belohnung für die Theilnahme an der schrecklichen That gegeben worden seien. Wer hätte denn wohl sonst Veranlassung gehabt, bei dem Morde auch noch diese kleinen Diebstähle in der Kammer des jungen Mannes zu verüben? Wer wußte überhaupt, wo derselbe seine besten Sachen verwahrt hatte?

Für mich brachten in der That die Neuigkeiten des Mädchens, die ja durchaus nicht zu unterschätzen waren, keine Klarheit, sondern neue Verwirrung in die Sache. Zwar konnte auch ich kein Motiv finden, das Karl Vogt, wenn er der Mörder war, veranlaßt haben konnte, die Schuldscheine und Quittungen zu entwenden, aber es hatte auch eigentlich kein anderer Mensch irgend welches Interesse an der Fortnahme dieser Papiere, wenn man eben nicht annehmen wollte, daß geradezu einer derjenigen Leute, welche dem verstorbenen Stegnitz einen Schuldschein gegeben hatten, der Thäter sei

Ich fragte deshalb Anna sofort, ob sie die Leute ungefähr kenne, welche von ihrem Vater Geld geliehen hatten, sie mußte aber zugestehen, daß ihr keine einzige derselben bekannt sei, daß sie nur öfter von ihrer Mutter gehört habe, daß ihr Vater im letzten Jahre unvorsichtig im Ausleihen von Geld gewesen sei. Die Angaben des jungen Mädchens hatten also etwas Greifbares eigentlich nicht ergeben, dagegen hoffte ich viel davon, wenn ich sie mit dem Geliebten, wenn auch nur auf kurze Zeit, zusammenbrächte. Eine Schädigung der Untersuchung konnte ich von dieser Zusammenkunft wohl kaum befürchten, außerdem gedachte ich derselben unbemerkt beizuwohnen. Ich fragte das Mädchen, ob sie auf ein solches Wiedersehen, bei dem ich den Zuhörer machen wollte, einginge, und sie erklärte sich sofort dazu bereit, lag doch auch ihr daran, daß Vogt endlich mit einem offenen Geständnisse herausrückte, durch welches er höchst wahrscheinlich entlastet werden mußte.

Wenige Minuten darauf öffnete sich die Zellenthür, hinter welcher Vogt, wie immer, dumpf brütend auf dem einzigen Stuhl neben dem kleinen Tisch saß, und Anna trat ein. Durch die Beobachtungsklappe in der Thür, welche dem in der Zelle Befindlichen nicht gestattet, den draußen Stehenden zu sehen, wurde ich Zeuge einer ergreifenden Scene.

Anna wollte sich mit ausgebreiteten Armen an die Brust des Geliebten werfen, dieser aber war bei ihrem Anblick erschrocken aufgestanden und hielt ihr abwehrend beide Arme entgegen.

„Bleibe von mir!“ rief er mit unsicherer Stimme.

„Zwischen uns ist Alles aus! Zwischen uns muß eine Welt liegen, wir dürfen nie wieder zusammenkommen!"

„Karl!" schrie das Mädchen außer sich. „Kannst Du mir nicht verzeihen? Ich habe ja nie behauptet, daß Du schuldig seiest, und ich glaube auch nicht an Deine Schuld; beim allmächtigen Gott, ich glaube nicht daran!"

„Ich zürne Dir nicht," sagte matt der Gefangene, „daß Du an meine Schuld glaubtest. Du mußtest ja daran glauben! Alles sprach gegen mich, und doch habe ich meine Hand nicht mit dem Blute Deiner Eltern befleckt!"

„Karl!" rief Anna mit gerungenen Händen. „Wenn Du mich je geliebt hast, wenn alle die Worte wahr sind, die Du mir zugeschworen hast, so brich das furchtbare Schweigen und gestehe Alles! Was auch geschehen sein mag, meine Liebe zu Dir wird sich nicht verändern!"

„Sprich nicht von dieser Liebe!" rief erregt Vogt. „Sie ist ein Verbrechen, ohne daß Du es ahnst! Sie ist ein Verbrechen, an dem wir Beide unschuldig sind. Nein, nein: ich doch nicht ganz! Ich habe vielleicht die Veranlassung gegeben zum Tode Deiner Eltern, ohne es zu ahnen, ohne es zu wollen! Frage nicht weiter, denn ich kann und werde Dir weiter nichts sagen! Aber zwischen mir und Dir stehen Deine ermordeten Eltern, und für mich gibt es auf dieser Welt keine einzige andere Hoffnung, als die auf den Tod! Ich will ihn leiden unschuldig, und nur eine Bitte habe ich an Dich, geh' von mir und vergiß mich! Habe Erbarmen mit mir und peinige mich nicht durch Deine Anwesenheit und Deine Fragen!"

Mehr und mehr tonlos hatte der Gefangene die letzten Worte gesprochen. Noch einmal hielt ihm Anna die gerungenen Hände entgegen, aber er winkte ihr ab, und das Mädchen verließ weinend die Zelle, in der ihre Anwesenheit durchaus keinen Erfolg gehabt hatte.

Es war mir unangenehm, dem unglücklichen Mädchen diese Qual bereitet zu haben, denn ich hatte einen anderen Erfolg erwartet.

— — — — — — — — — — — —

Die Ueberraschungen schienen überhaupt in der eigenartigen Untersuchung an der Tagesordnung zu sein, denn ungefähr zwei Tage nach dem soeben geschilderten Wiedersehen zwischen Vogt und seiner Geliebten erhielt ich einen sonderbaren Brief, in welchem in der denkbar schlechtesten Handschrift und in fürchterlicher Orthographie Folgendes stand:

„Der Karl Vogt ist nicht der Mörder, auch der nicht, dem die Schuhe gehören. Sucht nur den Mörder im Dorf, ganz in der Nähe, wo der Mord geschehen ist. Er hat weiße Haare und hinkt.

Der, dem die Schuhe gehören."

Offenbar war dieser Brief infolge der in den Zeitungen geschehenen Veröffentlichung geschrieben. Ich sah nach dem Poststempel und entdeckte, daß der Brief aus einem süddeutschen Orte kam, der von meinem Amtssitz mindestens sechzig bis siebenzig Meilen in gerader Linie entfernt lag.

Offen gesagt, solche Briefe sind in einer Untersuchung nichts Seltenes. Gar oft gehen solche Schreiben, durch welche bestimmte Persönlichkeiten bezichtigt werden, ein;

Schreiben, welche abgesendet sind von den Angehörigen der wirklich Schuldigen, die mit diesen Briefen beabsichtigen, die untersuchende Behörde auf eine falsche Fährte zu leiten.

Aber wer hatte dann in diesem Falle den Brief geschrieben? Entweder der Mitschuldige des Karl Vogt oder Anna Stegnitz. Ein anderer Mensch hätte kaum Veranlassung gehabt, diesen Brief abzusenden.

Von Anna konnte ich nicht glauben, daß sie eine derartige thörichte Verschleierung und Verdunkelung der Untersuchung beabsichtigte; aber der Mitschuldige hatte vielleicht den Brief abgesendet. Ihm mußte ja daran liegen, Karl Vogt nach Möglichkeit zu entlasten. —

Der zweitnächste Morgen brachte abermals eine Ueberraschung. Ich erhielt durch einen expressen Boten einen Brief von Anna Stegnitz, in welchem diese mich flehentlich bat, nach Zellerndorf hinauszukommen, da sie mir etwas an Ort und Stelle mitzutheilen habe. Ich hatte ein nicht geringes Interesse für das Mädchen gefaßt, und da ich auch nicht das Mindeste versäumen wollte, was zur Entdeckung der wirklichen Thäter und zur Aufhellung des Thatbestandes führen konnte, so eilte ich schon am Mittag, diesmal ohne Protokollführer, nach Zellerndorf hinaus.

Als ich vor dem Stegnitz'schen Hofe vorfuhr, begrüßte mich bereits Anna und dankte mir mit einem Händedruck dafür, daß ich gekommen sei. Der Hof selbst war außerordentlich gegen damals verwandelt, als ich ihn zum ersten Male gesehen, um den Thatbestand des Verbrechens aufzunehmen. Ueberall herrschte eine Sauberkeit und Ordnung, zu der ja vielleicht der trockene, kalte Frost ziemlich viel

beigetragen haben mochte, aber auch, als ich das Haus selbst betrat, sah ich, daß es einen umsichtigen Herrn auf dem Hofe gab. Zu meiner Freude und aufrichtigen Bewunderung vernahm ich, daß Anna mit einer Energie, die selbst von den Dienstboten bewundert wurde, die Wirthschaft aufgenommen habe; und wenn ich dieses Mädchen näher betrachtete, so konnte ich nicht umhin, ihr meine Hochachtung zu zollen.

Aus diesem kindlichen-Geschöpf, wie es mir zuerst entgegengetreten, und das so fürchterliche Schicksalsschläge, wie die Ermordung ihrer Eltern, die Verhaftung ihres Geliebten und ihre eigene, hatte ertragen müssen, war ein thatkräftiges Weib geworden, und das Alles nur durch die Macht der Liebe, die aus diesem einfachen Bauernmädchen fast eine Heldin, wenigstens in gewissem Sinne, gemacht hatte.

Ich betrat mit Anna Stegnitz zusammen das Zimmer, in dem die That verübt worden war; dasselbe war ebenfalls zu seinem Vortheil verändert. Die Spuren der schrecklichen That waren vollständig beseitigt, die Möbel standen in bester Ordnung umher, selbst an den Fenstern hingen kleine, frische, weiße Vorhänge, und man erkannte jetzt dieses trauliche Stübchen nicht wieder, wenn man es vorher als Stätte des traurigen Verbrechens gesehen hatte.

Ich lehnte die Erfrischung ab, welche mir Anna anbot; dann setzte sich das Mädchen mir gegenüber an den Tisch und sagte:

„Ich danke Ihnen noch einmal, Herr Kriminalrath, daß Sie meiner Bitte Folge leisteten und hergekommen

sind. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was von hoher Wichtigkeit ist und was ich doch einem Briefe nicht anzuvertrauen wagte, weil der Verdacht, den ich aussprechen muß, schrecklich genug ist. Auch handelt es sich vielleicht darum, eine Person hier an Ort und Stelle zu vernehmen."

„Sie haben also weitere Nachforschungen angestellt?"

„Ja," entgegnete sie, „ja, Herr Kriminalrath, ich habe weiter nachgeforscht und werde nicht eher ruhen und rasten, als bis ich sicheren Aufschluß und Klarheit errungen habe, sollte ich auch darüber zu Grunde gehen."

„Nun, so erzählen Sie," sagte ich etwas ungläubig, in der Annahme, irgend eine leere Vermuthung zu hören.

Anna sah sich im Zimmer scheu um, als fürchte sie, belauscht zu werden, und begann dann mit gedämpfter Stimme:

„Ich habe vor Allem in der Nachbarschaft herum gefragt, ob Niemand etwas in jener Nacht gehört oder gesehen hätte. Und da ist nun etwas Wichtiges zu Tage gekommen. Dort drüben, Herr Kriminalrath, an der Straße, steht, wie Sie von diesem Fenster aus sehen können, ein kleines Häuschen, in dem eine Auszüglerin wohnt, eine alte achtzigjährige Frau, mit der sich etwas schwer verkehren läßt, erstens, weil sie nicht gut hört, dann aber auch, weil sie doch schon etwas gedächtnißschwach ist. Ich führe das selbst im Voraus an, Herr Kriminalrath. Trotzdem ist aber die Aussage der alten Frau doch so sicher, daß ich Sie bitten möchte, dieselbe zu vernehmen, und zwar, da sich die Wittwe Banz nicht aus ihrer Stube bewegen kann, in ihrer Wohnung. Sie konnte in jener

Nacht nicht schlafen, wie das ja bei so alten Leuten zumeist der Fall ist, sie zog sich daher an und trat an das Fenster. Sie wissen, Herr Kriminalrath, es lag damals Schnee, ja es fiel sogar noch Schnee in der Nacht, und dieser verbreitete eine gewisse Helle. Die Wittwe Banz erzählte mir nun Folgendes: Sie habe kurz nach Mitternacht eine Person aus unserem Gehöft herauskommen sehen, welche in die Dorfstraße eingebogen sei; sie habe dann nach ungefähr zehn Minuten zu ihrem Erstaunen eine zweite Person bemerkt, die ebenfalls aus unserem Hause herauskam, aber nicht durch das vordere Hofthor sich entfernte, sondern vielmehr sich in der Nähe des Heuschobers über die Mauer schwang und dann davonlief. Kurze Zeit darauf kam vom Dorfe her eine Person, in der sie Karl Vogt erkannt haben will. Ungefähr eine Viertelstunde später hörte die Wittwe Banz dann den Hilferuf. Die alte Frau wurde dadurch so erschreckt, daß sie, wie sie mir sagte, sich ein paar Tage gar nicht erholen konnte. Sie hat dann auch von dem Morde erfahren und auch, daß wir Beide, Karl und ich, verhaftet worden sind, sie hat aber nicht weiter darüber nachgedacht, und hat sich vor Allem nicht mit ihrer Aussage gemeldet, weil sie in ihrem Alter mit dem Gerichte nichts mehr zu thun haben wolle. Erst als ich sie besuchte, wurde sie gesprächig, weil sie entschieden wegen meiner Verhaftung Mitleid mit mir hatte."

„Sehr gut!" entgegnete ich. „Wenn die Frau diese Aussagen wiederholt, so sind wir allerdings um ein großes Stück weiter. Wenn nun aber die alte Frau sich irrt, oder wenn sie von den Aerzten für nicht ganz zurechnungs-

fähig erklärt wird? — Aber noch etwas Wichtigeres! Die erste Person, die aus dem Gehöfte Ihrer Eltern herauskam, ging nach dem Dorfe zu; hat denn die alte Frau gesehen, wohin diese Persönlichkeit ging?"

„Nein!" entgegnete Anna Stegnitz. „Ich habe auch bereits darnach gefragt. Von ihrem Fenster aus konnte Frau Banz die Person nicht weiter mit den Augen verfolgen, als bis dieselbe in die Dorfstraße eingebogen war. Darf ich nun aber jetzt, Herr Kriminalrath, zu der alten Frau hinübergehen und sie darauf vorbereiten, daß Sie vielleicht ein Verhör mit ihr anstellen werden? Es ist nothwendig, daß ich erst zu ihr hingehe, denn vor dem Gericht und den Personen des Gerichts hat die alte Frau eine ganz außerordentliche Angst, und wenn sie unvorbereitet zu ihr gehen, so möchte sie vielleicht aus Besorgniß vor Unannehmlichkeiten jede Aussage verweigern."

„Thun Sie das," sagte ich. „Wenn aber die Frau Aussagen macht, die von Belang sind, so ist es nothwendig, daß dies vor Zeugen geschieht. Ich werde daher selbst den Ortsschulzen aufsuchen und diesen zur Verhandlung mitnehmen. Es wird sich auch schon deshalb empfehlen, den Mann bei dem Verhöre zugegen sein zu lassen, weil die Wittwe Banz ihn kennt und wohl als Respektsperson betrachten muß."

Ich verließ mit Anna Stegnitz zusammen das Gehöft und suchte den Ortsschulzen auf, den ich auch glücklich zu Hause traf. Als ich mit ihm nach einiger Zeit zurückkehrte, erwartete uns Anna Stegnitz bereits auf der Straße, um uns zu der alten Frau zu geleiten.

Bekanntlich pflegen nach einem eigenthümlichen Herkommen des Bauernthums ältere Leute, insbesondere Wittwen, die einen Hof mit einem Grundstück besitzen, sich im Alter gewissermaßen von ihren Kindern pensioniren zu lassen. Sie übergeben dem Sohn oder Schwiegersohn den Hof und dessen Bewirthschaftung, und gehen in den sogenannten Auszug oder Ausgedinge, das heißt, sie wechseln die Wohnung, indem sie aus dem Hauptgebäude gewöhnlich in ein kleineres Häuschen oder auch nur Stübchen ziehen und dort für sich und leider sehr oft in Feindschaft mit ihren eigenen Angehörigen leben, die kontraktlich verpflichtet sind, den Auszüglern jährlich so und so viel in Baar oder in Naturalien zu liefern.

In einem kleinen Zimmerchen, in dem eine entsetzlich dumpfe Luft herrschte, weil die Frau, wie alle Bauern, eine grundsätzliche Feindin des Lüftens war, fand ich ein altes Mütterchen, das mich mit einem gewissen Entsetzen anstarrte, denn trotzdem sie von Anna Stegnitz vorbereitet worden war, schien ihr doch das Zusammenkommen mit einer Gerichtsperson schrecklich genug zu sein.

Ich sprach zuerst einige gleichgiltige und möglichst begütigende Worte zu ihr, um ihr zu zeigen, daß ich auch ein Mensch sei und nichts Böses gegen sie im Schilde führe. Dies schien beruhigend auf sie zu wirken, denn sie erzählte nun ziemlich willig, wenn auch manchmal stockend und hin und wieder sich etwas besinnend, den Sachverhalt so, wie ihn mir die Anna Stegnitz bereits mitgetheilt hatte.

Ich wollte indeß natürlich mehr erfahren, und fragte

deshalb die alte Frau: „Sie haben also diesen Mann in die Dorfstraße einbiegen sehen; konnten Sie ihn erkennen?"

„Nein! Erkennen konnte ich ihn nicht, und ich will auch keinen Menschen beschuldigen. Gott soll mich davor behüten, daß ich das thue! Noch dazu in einer so schwierigen Sache! Ich will überhaupt nichts damit zu thun haben, und hätte ich gewußt, daß die Anna gleich zu Gericht geht und Alles erzählt, so hätte ich mir lieber die Zunge abgebissen, als so etwas gesagt. Ich will keinen Menschen unglücklich machen, und erkennen kann ich keinen Menschen bei Nacht, das geht überhaupt nicht."

In dieser weitschweifigen Art pflegte die Frau auch weiter zu antworten, aber ich bekam doch endlich so viel aus ihr heraus, daß sie der Kleidung nach jenen Mann, der in die Dorfstraße einbog, nicht für einen Fremden, sondern eher für einen Einheimischen gehalten habe, ja, die Frau besann sich auch schließlich darauf, daß dieser Mann den rechten Fuß etwas nachgeschleppt habe, als schmerze ihn dieser. Allerdings war sie dann gleich wieder der Ansicht, es sei eigentlich der linke Fuß gewesen, kurzum, ihre Aussage war nicht genau genug, trotzdem aber protokollirte ich in aller Geschwindigkeit die Hauptpunkte ihrer Aussage und forderte die alte Frau auf, dieselbe zu unterschreiben, oder, da sie nicht schreiben konnte, mit drei Kreuzen an Stelle der Unterschrift zu unterzeichnen.

Da kam ich aber schlecht an! Auf etwas Schriftliches wollte sich die Frau, wie das ja bei Bauern zumeist der Fall zu sein pflegt, auf keinen Fall einlassen. Sie glaubte, daß sie, wenn sie diese drei Kreuze unter das Papier setzte,

ihren Kopf riskire, und es bedurfte erst unendlicher Ueberredungskünste, um sie zu bewegen, daß sie endlich zitternd die Feder nahm und drei ungeschickte Kreuze unter das Protokoll machte. Des Ortsschulzen Zureden war dabei von der besten Wirkung, den Ausschlag aber gaben die Thränen Anna's, denn als diese zu weinen anfing, wurde die alte Frau gerührt und ließ sich zu der gefährlichen „Unterkreuzung" herbei.

Der Schulze und Anna Stegnitz unterschrieben ebenfalls diese schriftliche Aussage, dann ging ich mit dem Ersteren von der alten Frau fort, bei der Anna noch blieb, um sie zu beruhigen.

4.

So fiel denn das erste Licht in diese dunkle Sache; die erste Kombination war möglich. Erklärt war die sonderbare Angabe des anonymen Briefes, den ich aus Süddeutschland erhalten hatte. Der Thäter schien aus dem Dorfe zu sein, er schien keinen normalen Gang gehabt zu haben, und somit waren die Angaben des Briefes gewissermaßen erhärtet.

Natürlich war dieses erste Licht nichts als ein kleiner Schimmer. Gar nicht herauszufinden war vorläufig, wer den Brief geschrieben hatte und wer also auch Kenntniß von der Sache besaß. Ganz und gar nicht aufgeklärt war der Zusammenhang, in dem die beiden Personen, welche unmittelbar nach der That aus dem Hause herausgekommen waren, mit einander standen. Eine dieser Personen trat aus dem kleinen Pförtchen neben dem großen Hofthor und begab sich auf die Dorfstraße, die andere kletterte über die

Mauer und lief querfeldein. Waren diese beiden Personen Genossen? War eine von diesen Personen der Besitzer der herrenlosen sonderbaren Schuhe? Hatte vielleicht nur Einer von ihnen gemordet und der Andere gestohlen? Hatten sie gemeinsam die That verübt und geplant, oder waren sie nur zufällig zusammengetroffen? Wußte Karl Vogt um ihre Anwesenheit, oder kam er nur zufällig erst nach Hause, nachdem die That schon verübt worden war? Mußte er nicht vielmehr eine oder vielleicht auch beide dieser geheimnißvollen Persönlichkeiten kennen? Gewiß! Warum hätte er denn sonst so hartnäckig seine Aussage verweigert, während er doch, wie sich jetzt mehr und mehr ergab, gar nicht mehr direkt betheiligt an der That zu sein schien?

Es ergaben sich jetzt für die weitere Untersuchung so viele Wege, die mit allen Nebenpfaden und Verästelungen verfolgt werden mußten, so viele Fragen, die erörtert werden konnten und mußten, daß ich fürchten mußte, die Untersuchung werde sich mehr und mehr zersplittern und das Festhalten eines einheitlichen Planes unmöglich machen.

Mir war aus meiner Praxis die Gefahr einer solchen Zersplitterung zu wohl bekannt, ich beschloß daher, vorläufig nur eine Spur, und zwar die nächstliegende, aufzunehmen, und das war selbstverständlich diejenige, die den Thäter in einem Dorfbewohner vermuthen ließ. Ich ging daher mit nach der Wohnung des Dorfschulzen, und diesem recht verständigen Mann entwickelte ich meine Ansichten und fragte ihn schließlich, ob er nicht selbst schon daran gedacht habe, daß irgend einer Person im Dorfe wohl die That zugetraut werden könnte?

Achselzuckend erklärte darauf der Ortsschulze: „Man könne die That Vielen zutrauen, aber verdächtigende Umstände haben sich eigentlich gegen Niemanden hier ergeben. Vielleicht wäre man auch früher auf eine andere Spur verfallen, wenn man nicht geglaubt hätte, unter allen Umständen den Thäter in Karl Vogt ergriffen zu haben. Jetzt sind die Spuren verwischt; es sind beinahe vierzehn Tage seit dem Morde verflossen, und die wirklichen Thäter haben unterdeß sehr viel thun können, um die Spur von sich abzulenken und sich in Sicherheit zu bringen."

Der Mann hatte Recht. Diese erste Verhaftung des Karl Vogt und seiner Geliebten hatte der Sache viel geschadet. So lange man noch Niemanden als den wirklichen Thäter bezeichnen konnte, war gewissermaßen die ganze Bewohnerschaft des Dorfes von dem glühenden Wunsche beseelt, etwas zur Ergreifung des Thäters beitragen zu können. Von dem Augenblicke an aber, wo die Dorfbewohnerschaft die nächsten Verwandten der Ermordeten als Gefangene abführen sah, erlosch dieses Interesse, weil man eben jede weitere freiwillige kriminalistische Thätigkeit für unnütz hielt. Ein Kennzeichen war ja allerdings angegeben worden, sowohl durch den merkwürdigen Brief, der an das Gericht adressirt war, als auch durch die Aussage der Wittwe Banz; der Thäter hatte keinen normalen Gang, er hinkte vielleicht. Aber geschah dies infolge eines Gebrechens oder einer Verwundung? War es nicht sehr leicht möglich, daß sich der Thäter während des Mordes selbst verletzt hatte?

Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf, und ich gab

ihm auch dem Ortsschulzen gegenüber Ausdruck. Ich betrachtete den Ortsschulzen und sah, daß dieser grübelnd vor sich nieder blickte, dann sah er mich an, als ob er etwas sagen wolle, sich aber scheue, seinen Gedanken auszusprechen.

„Sie scheinen etwas zu wissen, Herr Schulze,“ sagte ich. „Sprechen Sie nur den Gedanken aus, den Sie da eben haben. Die geringste Kleinigkeit kann höchst wichtig sein.“

„Wie ist mir doch?“ sagte der Schulze. „Ich erinnere mich jetzt an einen Vorfall, der mir sehr unbedeutend schien, der es aber doch vielleicht nicht ist. Sie wissen, Herr Kriminalrath, daß wir gleich nach der Mordthat das Dorf absuchten, weil wir glaubten, der Thäter könne sich in demselben noch verborgen halten. Fußspuren waren ja nirgends zurückgeblieben, weil es unmittelbar nach der That stark geschneit hatte. Wir begannen deshalb vom oberen und unteren Ende des Dorfes her alle Höfe und Häuser zu durchsuchen; wir glaubten nicht, daß einer von unseren Mitbewohnern der Thäter sein könne, sondern wir nahmen an, daß ein Fremder die That verübt habe und sich noch irgendwo verborgen halte, bis er unauffällig das Dorf verlassen könnte. Wir kamen da auch in ein Haus, das dem Büdner Martens gehört, und durchsuchten dieses. Wir fanden den Martens im Bett liegend; er zeigte mir eine Verwundung am rechten Fuß neben dem Schienbein, einen Axthieb, und erzählte mir auch, er habe am Tage vorher, am Sonnabend, für seinen Hausbedarf Holz gehackt und dabei sei ihm die Axt abgesprungen und in den

Fuß gefahren. Herr Kriminalrath, aber um Gottes willen, glauben Sie ja nicht, daß ich den Mann verdächtigen will. Es handelt sich hier nicht nur um Ehre und Gut, sondern auch um Tod und Leben!"

„Beruhigen Sie sich nur," unterbrach ich den Schulzen, „Sie sprechen ja keinen Verdacht aus; aber solch' ein sonderbarer Umstand muß immerhin mit in Berechnung gezogen werden. Was ist denn dieser Martens für ein Mann?"

„Es ist ein kleiner Mann im besten Alter," sagte der Schulze, „der in kinderloser Ehe mit seiner Frau lebt."

„Ein kleiner Mann?" fragte ich. „Wohl sehr kräftig?"

„O ja!" entgegnete der Schulze. „Kräftig ist er schon."

„Und welches sind denn seine Verhältnisse?" forschte ich weiter.

„Das kann man eigentlich bei dem Mann gar nicht sagen. Ich weiß nicht, ob er irgend Jemandes Hilfe einmal in Anspruch genommen hat, oder ob es ihm schlecht geht. Zum Mindesten freilich geht es ihm nicht gut, denn wenn man einmal mit ihm zusammenkommt, so pflegt er immer über die schlechten Zeiten und die niedrigen Getreidepreise zu klagen, durch welche sich der Ackerbau gar nicht mehr lohne."

„Und stand dieser Martens in näherer Verbindung oder im Verkehr mit Stegnitz?"

„O ja, ich glaube wohl, sie kamen sehr oft zusammen. Ihre Felder stießen aneinander, und so viel ich weiß, hat

Stegnitz ihm auch bei der Bestellung und bei der Ernte mit seinen Leuten manche Hilfe geleistet, wenn ein Wetter drohte, oder wenn es sich um recht eilige Arbeiten handelte."

„Wissen Sie vielleicht, ob sich dieser Martens jemals von Stegnitz Geld geborgt hat?"

„Das weiß ich nicht, denn weder er noch Stegnitz pflegten über solche Sachen zu sprechen. Aber wenn er einmal nöthig gehabt haben sollte, irgendwo Geldhilfe zu suchen, so ist er höchst wahrscheinlich zu allererst zu Stegnitz und zu keinem Anderen gegangen."

Ich hatte diese Frage an den Schulzen nur gestellt, weil ich jetzt noch einen anderen Umstand in die Kombination mit hineinziehen wollte, nämlich den, daß aus der Kommode der Stegnitz'schen Eheleute nicht nur das baare Geld, sondern auch alle Quittungen und Schuldscheine entwendet worden waren. Etwas Sicheres natürlich wußte ich jetzt noch nicht, ich durfte nicht einmal wagen, auch nur den geringsten Schritt gegen den bisher unbescholtenen Martens zu unternehmen, wenn nicht der Mann selbst und die Untersuchung sehr schwer geschädigt werden sollten.

Ich begab mich mit dem Schulzen zurück nach dem Gehöft der Anna Stegnitz und nahm dort von ihr jetzt gern eine kleine Erfrischung an, weil ich ja schon Stunden lang von Hause entfernt war. Ich sprach ihr gegenüber den neuen Verdacht, der in dem Schulzen und mir aufgestiegen war, natürlich nicht aus, aber ich sagte zu ihr: „Machen Sie mir doch die Besucher namhaft, die in letzter Zeit häufiger zu Ihren Eltern kamen."

Anna Stegnitz besann sich und nannte mir verschiedene Namen, unter anderen auch den des Martens.

„Sie sagten mir bereits einmal,“ bemerkte ich darauf, „daß Sie nicht wüßten, wer denn eigentlich von Ihren Eltern Geld geliehen hätte, trotzdem Ihnen bekannt war, daß Schuldscheine von Ortsansässigen bei Ihren Eltern lägen. Können Sie sich nun doch nicht zufälliger Weise erinnern, ob Martens von Ihren Eltern Geld geliehen hatte?“

„Nein!“ sagte Anna Stegnitz, begann aber plötzlich zu zittern und rief: „Aber um Gottes willen, was sagen Sie da? Was fällt mir denn ein? Martens war ja an jenem Sonntage Abends bei meinen Eltern zum Besuch!“

„So?“ sagte ich überrascht. „Er war bei Ihren Eltern zum Besuch? Und wann ging er denn fort?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Anna Stegnitz. „Sie wissen ja, Herr Kriminalrath, meine Eltern waren hinter das Verhältniß zwischen mir und Karl gekommen, und ich wagte mich daher nicht in ihre Nähe. Ich blieb auf meiner Kammer und ging sehr zeitig schlafen. Müde vom Weinen schlief ich auch bald ein, bis ich eben durch das schreckliche Geräusch erwachte. Bevor ich mich aber niederlegte, kam eins der Mädchen zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht etwas zum Abendbrod essen wollte, und dieses theilte mir auch mit, daß Martens bei meinen Eltern zum Besuch sei.“

„Weiß keines der Mädchen, wie lange Martens bei Ihren Eltern gewesen ist?“

„Das könnte man wohl erfahren,“ sagte Anna. „Ich will die Mädchen rufen!“

„Nein, lassen Sie das," entgegnete ich. „Das könnte uns sehr schädlich werden, und eine einzige unbedachte Frage kann Alles verrathen. Gehen Sie hinaus und suchen Sie die Mädchen ganz zufällig in ein gleichgiltiges Gespräch zu verwickeln. So können Sie vielleicht erfahren, wie lange Martens bei Ihren Eltern gewesen ist, ohne daß die Mädchen einen Argwohn schöpfen. Wenn ich selbst frage, so hat das gleich ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Bedeutung."

„Herr Kriminalrath," fragte Anna zitternd, „haben Sie einen Verdacht? Ist dieser Martens —"

„Nichts, nichts, mein Kind! Es handelt sich hier um gar keinen Verdacht. Seien Sie aber nur recht vorsichtig beim Ausforschen der Mädchen!"

Anna Stegnitz ging hinaus und wir harrten mit Ungeduld auf ihre Rückkunft. Wir ahnten, daß wir auf einer Spur waren, die immer verdächtiger wurde. Nach einer Viertelstunde etwa kehrte Anna Stegnitz zurück und sagte: „Unsere Katharina erinnert sich genau, daß Martens gegen zehn Uhr Abends meinen Eltern gute Nacht sagte und hinausging."

Diese Nachricht war ziemlich enttäuschend. Wenn Martens um zehn Uhr das Haus verlassen hatte, so war wohl kaum anzunehmen, daß er noch einmal zurückgekehrt sei und die That begangen habe. Ich empfahl mich bald darauf von Anna Stegnitz, um nach der Stadt zurückzufahren; draußen aber sagte ich zu dem mich hinausbegleitenden Ortsschulzen: „Der Verdacht scheint sich nicht zu bestätigen, aber ganz entkräftet ist er doch noch nicht.

Beobachten Sie den Martens auf's Sorgfältigste, ohne daß er es merkt, und suchen Sie von seinen Bekannten etwas Näheres über sein Verhältniß zu dem ermordeten Stegnitz zu erfahren. Vielleicht kommen wir doch noch zu irgend einem Resultat. Seien Sie aber vorsichtig. Sie können sich selbst denken, was davon abhängt. Gute Nacht!"

Wenige Minuten später fuhr ich aus dem Dorfe hinaus und nach Hause zurück, unterwegs ununterbrochen über die neuen Erfahrungen nachdenkend, die ich in der Mordangelegenheit heute gemacht hatte. Noch in später Abendstunde nach meiner Rückkehr erfuhr ich etwas, was für die Untersuchung recht bedeutungsvoll schien. Karl Vogt hatte am Nachmittag nach dem Anstaltsgeistlichen verlangt, dieser war lange bei ihm in der Zelle gewesen und hatte mit ihm eine mehr als einstündige Unterredung gehabt. Dieser Umstand schien mir ein günstiges Zeichen zu sein. Offenbar war der krankhafte Trotz des jungen Mannes gebrochen. Vielleicht hatte ihn die Reue überwältigt und er hatte Hilfe und Schutz bei dem Priester gesucht, der es gewiß an Ermahnungen nicht hatte fehlen lassen.

Der Stationsaufseher der Abtheilung, in der die Zelle Karl Vogt's lag, theilte mir auch mit, daß der Gefangene nach der Unterredung mit dem Geistlichen ruhiger geworden sei, und daß er diesen dringend gebeten habe, ihn am nächsten Morgen wieder zu besuchen.

Nach meinen kriminalistischen Erfahrungen konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß der nächste Morgen wahrscheinlich ein umfassendes und ehrliches Geständniß des Verhafteten bringen würde.

In der That ließ mich denn auch Vogt am nächsten Morgen um eine Unterredung bitten, da er etwas zu Protokoll zu geben habe; er bat aber um die Erlaubniß, in der Begleitung des Anstaltsgeistlichen vor mir erscheinen zu dürfen. Ich ertheilte diese Erlaubniß, und bald erschien Karl Vogt, gebrochen an Leib und Seele, und sich auf den Arm des alten würdigen Mannes stützend, der Tausenden von verbrecherischen Herzen durch seine Menschenfreundlichkeit und Frömmigkeit wohlgethan hatte.

Der Prediger ergriff zuerst das Wort und sagte zu mir: „Herr Kriminalrath, ich bringe Ihnen hier einen jungen Menschen, dem Gott das Herz geöffnet hat und der Ihnen ein umfassendes Geständniß ablegen will. Er verdient aufrichtiges Mitleid, denn sein Herz ist zerrissen worden von den widersprechendsten Gefühlen. Und Sie, Karl Vogt," wendete sich der Anstaltsgeistliche an den jungen Mann, „denken Sie daran, daß Gottes Wort höher steht, als alles Andere, daß sich ihm die Menschen in Demuth unterordnen müssen, selbst wenn sie glauben vergehen zu müssen; daß Gottes Wort verlangt, daß schon die irdische Gerechtigkeit den Mörder strafe. Nennen Sie ihn jetzt, wenn sich auch Ihre ganze Natur dagegen aufzulehnen scheint."

„Ich bin bereit, Alles zu gestehen," sagte Karl Vogt.

Ich ließ ihm einen Stuhl geben, weil er sehr erschöpft schien. Eine fast krankhafte Mattigkeit war bei ihm eingetreten, nachdem die geistige Anspannung nachgelassen hatte, in die er durch seinen Trotz hineingekommen war. Ich ließ ihm Zeit, sich zu sammeln, und endlich erzählte er,

wenn auch stockend und hier und da eine Pause machend, Folgendes:

„Ich habe den Mord nicht begangen, aber ich bin ein Mitschuldiger, wenn auch gegen meinen Willen. Ich habe Jemandem ein heimliches Nachtquartier in meiner eigenen Kammer gewährt, und dieser Unglückselige hat die That begangen. Ich war ein armes Kind, und meine Mutter war eine verlassene Frau, die in Noth und Dürftigkeit starb. Ihr Mann war von ihr gegangen, als ich kaum geboren war. Ich habe von meinem Vater nie etwas gewußt, aber als ich Soldat war, kam eines Tages zu mir ein zerlumpter, elender Mensch direkt aus dem Zuchthause und sagte mir, daß er mein Vater sei."

Karl Vogt bedeckte sein Gesicht mit den Händen und sein Körper schauderte, wohl in der Erinnerung an das erste Wiedersehen, das zwischen dem Sohne und dem Vater stattgefunden hatte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich mußte ihn als solchen anerkennen, wenn ich mich auch seiner schämte und wenn ich auch daran dachte, wie unrecht er an meiner Mutter und an mir selbst gehandelt hatte. Er war doch nun einmal mein Vater! Er verlangte Geld von mir, und ich gab ihm eine kleine Summe. Ich konnte es ja, denn ich wurde von meinen Pflegeeltern während meiner Dienstzeit reichlich unterstützt. Ich gab ihm fortan stets, wenn er nach der Kaserne kam, nur damit er wieder von mir ging, und als ich vom Militär entlassen wurde, schenkte ich ihm meine ganzen Ersparnisse und bat ihn dringend, mich nicht mehr aufzusuchen, besonders aber nicht auf dem Hofe des Stegnitz in Zellern-

dorf. Ich wollte nicht die Schande über mich bringen vor meinen Pflegeeltern und den ganzen Dorfbewohnern. Mein Vater versprach es mir auch und sagte mir, er ginge auf die Walze, das heißt, er wollte vagabundiren und sich nach Norden wenden.

Wirklich hörte ich auch Monate lang nichts mehr von ihm; da, an jenem Abend, als meine Pflegeeltern mein Verhältniß zu Anna entdeckten, traf ich vor dem Hofthor, gerade als ich das Haus verlassen wollte, um nach dem Krug zu gehen, meinen Vater. Er sah entsetzlich verkommen aus und fror und hungerte. Er hatte kein ganzes Kleidungsstück und keine ganzen Schuhe mehr auf dem Leibe, und bat mich flehentlich, ihm Obdach zu gewähren. Ich machte ihm erst Vorwürfe, daß er wieder gekommen sei, aber ich dachte auch daran, daß ich ja selbst am nächsten Tage von Zellerndorf fort mußte, daß auch ich ja ein Ausgestoßener und Heimathloser sei. Ich nahm den Vater auf und that das, was ich unter anderen Umständen vielleicht nicht gethan hätte, ich brachte ihn heimlich in meiner Kammer unter. Mein Vater erzählte mir seine Vagabondenfahrten, und auch ich mußte ihm mittheilen, wie es mir gegangen war. Als ich ihm erzählte, daß ich am nächsten Tage den Hof verlassen müsse, verlachte er mich und fragte mich, ob ich denn davon gehen wollte, ohne mich zu rächen, ob ich nicht die prächtige Gelegenheit ergreifen wollte, den Mann, der mich geschlagen, geschimpft und aus dem Hause gewiesen, um etwas Geld zu erleichtern.

Ich verwies meinem Vater diese schlechten Reden, und

er kam mir so entsetzlich vor, daß ich mich weit fort von ihm wünschte und ihn verließ, um nach dem Dorfkruge zu gehen. Gott weiß es, daß ich nicht daran dachte, er könne den schrecklichen Plan, den er mir empfohlen, zur Ausführung bringen. Ich blieb länger als gewöhnlich im Krug, weil es mir das Herz brechen wollte, wenn ich daran dachte, daß dieser elende und verkommene Mann, der da heimlich in meiner Kammer schlief, mein Vater sei. Ich kehrte erst gegen ein Uhr nach dem Hofe zurück."

Hier machte Karl Vogt eine Pause und mußte sich erst sammeln.

„Ich fand," erzählte er dann bald stockend, bald sehr schnell weiter, „zu meinem Erstaunen die Oberthür im Hause ausgehoben. Mit Zittern und Zagen öffnete ich die Unterthür und eilte nach meiner Kammer, von schlimmen Befürchtungen getrieben. Dort machte ich Licht und sah, daß mein Vater nicht mehr anwesend sei. Ich fand Alles durcheinander geworfen, meine Kästen durchwühlt, und in dem Augenblicke kam mir der fürchterlich schmerzliche Gedanke, daß mein eigener Vater mich bestohlen habe. Aber da hörte ich plötzlich Stöhnen drunten in der Schlafstube meiner Pflegeeltern. Ich eilte erschreckt über den Hausflur, öffnete die Thür, die nur angelehnt war, und sah das Entsetzliche —. In demselben Augenblicke wußte ich, daß mein Vater die That begangen hatte, und ich glaubte, ich müsse wahnsinnig werden bei dem Gedanken. Ich habe wohl Minuten lang mit dem Licht in der Hand dagestanden, ohne mich bewegen zu können, dann trat ich an meine Pflegemutter heran und hob sie auf, um sie in

das Bett zu legen. Sie athmete noch schwach. Dann weiß ich nicht mehr recht, was ich gethan habe. Ich wußte wohl, daß ich die Entdeckung verhindern müsse, daß mein Vater der Mörder gewesen sei, und ich handelte mechanisch in diesem Sinne. Ich fand die blutige Axt, mit welcher der Mord verübt worden war, ich fand in meiner Kammer die Schuhe stehen, die mein Vater zurückgelassen hatte, und als ich nach meiner Brust griff, fühlte ich dort das Blut meiner unglücklichen Pflegemutter, das mich wie Feuer brannte. Ich habe dann meine Kleidungsstücke, die Mordaxt und die Schuhe meines Vaters genommen und dieselben im Heuschober verborgen. Dann ging ich wieder zu den Leichen zurück, fand meine Pflegemutter aus dem Bette hängend, aber keine Spur von Leben war mehr in ihr. Dann bin ich wohl hinausgegangen in den Hof und habe geschrien wie ein Wahnsinniger, bis die Menschen kamen. Das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Nach einer kleinen Weile aber begann Karl Vogt nochmals:

„Ich wollte meinen Vater nicht auf das Schaffot bringen; ich habe gekämpft und gerungen mit meinem Herzen, bis der geistliche Herr auf meine Bitte zu mir kam und mir sagte, daß ich verpflichtet sei nach göttlichem und menschlichem Gesetze, den Mörder anzugeben, selbst wenn es mein eigener Vater sei. Ich habe es gethan, und Gott möge mir und ihm gnädig sein."

Die Kraft des jungen Mannes schien erschöpft, er saß in sich zusammengesunken auf dem Stuhle, und ein langes Schweigen herrschte in dem Raume, während dessen man

nur die eilige Feder des Protokollführers über das Papier hinkritzeln hörte. Ich blätterte in den Akten und fand den Brief, der aus Süddeutschland angekommen war; ich zog ihn heraus und sagte: „Kennen Sie die Handschrift Ihres Vaters?"

„Ich kenne sie wohl," entgegnete Karl Vogt. „Er hat mir oft nach der Kaserne seine Brandbriefe geschrieben, in denen er Geld von mir verlangte."

„Kennen Sie diese Handschrift?" fragte ich Karl Vogt und zeigte ihm den Brief.

„Es ist die meines Vaters," entgegnete der junge Mann.

Ich ließ denselben abführen, nachdem das Protokoll verlesen worden, und er dasselbe unterschrieben hatte.

Als er hinaus war, begann ich zu überlegen. Sein Geständniß schien vollkommen Glauben zu verdienen. Er war demnach schuldlos, denn die indirekte Beihilfe, welche er dem Mörder durch die heimliche Aufnahme und die Gewährung des Nachtquartiers geleistet hatte, war ja keine beabsichtigte gewesen. Die ganze verwickelte Angelegenheit war aber damit noch gar nicht aufgeklärt Es war ja bei dem Morde noch eine zweite Persönlichkeit betheiligt gewesen, das ergab sich klar aus allen Umständen und Aussagen.

Vogt's Vater war augenscheinlich der Mann, der über die Mauer geklettert war und das Gehöft auf diesem Wege verlassen hatte. Das bewies ja das Auffinden der Weste des Sohnes, die der Alte mit sich genommen und auf der Flucht verloren hatte. Wer aber war die andere Persönlichkeit, die nach der Aussage der Wittwe Banz

durch die Thür neben dem Hofthor auf die Dorfstraße getreten war? Diese Person war anscheinend Vogt's Vater wohl bekannt. Er hatte sie ja in dem Schreiben, das, wie es nunmehr klar feststand, von seiner Hand herrührte, genau bezeichnet.

Ich wollte dem unglücklichen Karl Vogt nur etwas Zeit lassen, aber am Nachmittage ließ ich ihn mir wieder vorführen und verlangte von ihm, daß er mir das genaue Signalement seines Vaters angebe.

Er zögerte, und es schien ihm unendlich schmerzlich zu sein, die Gerechtigkeit selbst auf die Spur seines Vaters zu bringen, aber schließlich that er es doch und schilderte mir das Aussehen und die besonderen Kennzeichen seines Vaters. Zu den letzteren gehörten insbesondere die gestohlenen Sachen, mit denen er höchst wahrscheinlich bekleidet war.

Am Abend noch arbeitete der telegraphische Draht nach allen Richtungen hin, um allen Centralbehörden, insbesondere aber allen Behörden in Süddeutschland, das Signalement des alten Vogt mitzutheilen, damit seine Verhaftung bewirkt werde.

5.

Wie stand es nun aber mit Martens? War es jene geheimnißvolle Persönlichkeit, die außer dem alten Vogt während des Mordes im Gehöft gewesen war, und welchen Antheil hatte er an dem Morde?

Auch dieses Geheimniß sollte sich aufklären, weit früher, als ich es selbst dachte, und ebenfalls in einer außer-

ordentlich überraschenden Weise. Während ich nämlich noch überlegte, ob nicht Karl Vogt nach seinem Geständniß aus dem Gefängniß zu entlassen sei, kam ein reitender Bote aus Zellerndorf, der einen Brief des Ortsvorstehers brachte.

Als ich das Schreiben erbrach, ahnte ich, daß es Wichtiges enthielt. Sein Inhalt war kurz, aber bedeutungsvoll und lautete:

„Martens ist geständig, den Mord begangen zu haben. Er ist lebensgefährlich krank. Blutvergiftung. Kann nicht transportirt werden. Was soll geschehen?"

Man hat als Kriminalist ja auch das Recht, hin und wieder einmal Mensch zu sein. Ich begab mich mit diesem Briefe zu Karl Vogt in die Zelle, um ihm mitzutheilen, daß er nach wenigen Stunden frei gelassen werde, daß sein Vater nicht der Mörder, und daß Martens geständig sei.

Die Nachricht wirkte auf den jungen Mann so furchtbar, daß er ebenso lautlos in Ohnmacht fiel wie in jenem Augenblick, in welchem ihm durch den Gendarm in Gegenwart der Leichen seiner Pflegeeltern die blutige Axt gezeigt worden war. Ich empfahl die Sorge für ihn dem Stationsaufseher und einem Gefangenenwärter und fertigte in aller Eile noch den Schein aus, durch welchen Karl Vogt in Freiheit zu setzen war; dann fuhr ich, begleitet von einem Protokollführer, wieder einmal nach Zellerndorf hinaus.

Anna Stegnitz trat mir entgegen mit Thränen in den Augen.

„Gott hat uns nicht zu Schanden werden lassen!" sagte sie. „Er hat unsere Bitten erhört!"

„Das hat er gethan," sagte ich, „und schon heute Abend wird Karl Vogt bei Ihnen eintreffen; und wenn er vielleicht nicht auf Ihrem Hofe Aufnahme finden kann, damit nicht unnützes Gerede unter den Leuten entsteht, so wird er wohl vorläufig Unterkunft bei dem Ortsschulzen finden, den ich veranlassen werde, ihn aufzunehmen."

„Ich danke Ihnen herzlich," sagte gerührt Anna Stegnitz. „Welch' ein Wiedersehen wird das geben! Aber glauben Sie mir, ich bin tief ergriffen von Mitleid und Schmerz über den unglücklichen Martens. Sie werden ja von ihm erfahren, wie er dazu gekommen ist, die schreckliche That zu begehen. Er ist der Mörder meiner Eltern, aber im Innersten meines Herzens thut er mir dennoch leid."

„Und wie ist er zu dem Geständnisse gebracht worden?" fragte ich.

„Das war ziemlich einfach," entgegnete Anna Stegnitz. „Ich ging gestern zu ihm. Als er mich erblickte, veränderte sich sein Gesicht plötzlich, und als ich mich nach seinem Befinden erkundigte, begann er zu schluchzen und zu weinen. Er klagte über heftige Schmerzen im Fuße, und ich ließ daher sofort den Arzt holen. Der Arzt erklärte, es sei durch die Wunde und durch etwas, was in die Wunde hinein gekommen sei, eine Blutvergiftung eingetreten und Martens sei nicht mehr zu retten. Darauf ließ mich Martens wieder rufen und gestand mir, von

Reue und Gewissensangst gequält, Alles. Er will Ihnen ja wohl jetzt sein Geständniß wiederholen."

Eine Viertelstunde später saß ich an dem Krankenbett des Martens, der durch körperliche Schmerzen und furchtbare moralische und geistige Qualen gepeinigt wurde. Hier das Geständniß des unglücklichen Mannes, wie er es zu Protokoll gegeben hat:

„In der letzten Zeit ging es mir schlecht, und ich mußte Gelder aufnehmen. Ich war Wucherern in die Hände gefallen, und Stegnitz borgte mir dreihundert Thaler gegen Schuldschein, mit denen ich mich von den Halsabschneidern los zu machen gedachte. Es ging mir dann auch wieder eine Zeit lang besser, aber schließlich drängte Stegnitz auf Rückzahlung und sagte mir, er beabsichtige nächstens seine Tochter zu verheirathen und müsse baares Geld haben, um die Mitgift zahlen zu können. Bei mir war aber gar nicht an die Möglichkeit einer Rückzahlung zu denken, und das merkte wohl Stegnitz auch, denn er wurde immer dringender und dringender und drohte mir zuletzt mit der Subhastation. Ich dachte mit Schrecken daran, daß ich auf meine alten Tage mit meiner Frau von Haus und Hof gejagt werden sollte! Ich hatte zwar auch noch andere Schulden, Stegnitz aber war mir der unangenehmste Gläubiger, weil er mir geradezu sagte, ich hätte ihn betrogen, als ich von ihm die Summe nahm, die ich jetzt nicht zurückzahlen könnte. Er setzte mir endlich einen Termin, bis zu dem ich wenigstens einen Theil des Geldes zurückzahlen sollte; alle meine Anstrengungen aber, mir die Summe zu beschaffen, waren

vergeblich. Am Montag sollte die erste Rate gezahlt werden, und ich kam am Sonntag Abend noch zu den Stegnitz'schen Eheleuten und bat sie flehentlich, mir doch noch Frist zu geben. Stegnitz aber konnte recht eigensinnig sein, er ahnte wohl auch, daß er nicht mehr auf gütlichem Wege zu seinem Gelde gelangen würde, und er schlug es mir daher rund ab, mir noch eine weitere Frist zu gewähren. All' mein Bitten half nichts, und verzweifelt verließ ich Stegnitz endlich, nachdem ich ihm noch einige harte Worte gesagt hatte.

Gott weiß es, daß ich damals noch nicht an den Mord dachte, daß aber mein Herz voll Zorn gegen Stegnitz war! Der Gedanke, daß mein kleines Grundstück meistbietend verkauft werden, daß ich die Schande erleben sollte, auf meine alten Tage noch zum Bettler zu werden, ging mir nicht aus dem Kopf. In jenem Augenblick hätte ich Stegnitz alles Mögliche anthun können, wenn ich auch nicht an einen Mord dachte. Bei Gott, vor dem ich bald stehen werde, kann ich es beschwören, daß ich ihn nicht zu tödten gedachte!

Ich verließ seinen Hof und irrte zwecklos auf der Dorfstraße herum, denn ich traute mich nicht nach Hause zu meiner Frau, die mit Angst wartete, ob mir Stegnitz den erbetenen Ausstand gewähren würde. Ich achtete nicht auf die Kälte, und als ich zu frieren begann, dachte ich nur daran, daß ich bald vielleicht noch mehr Kälte zu ertragen haben würde, wenn ich erst als Bettler auf der Straße läge. Da faßte mich ein Zorn, ein furchtbarer Zorn gegen Stegnitz, und der Gedanke kam mir, mich

dadurch an diesem Manne zu rächen, daß ich ihm sein Haus anzündete. Ich will es offen gestehen, daß ich die Absicht hatte, ihm sein Haus anzustecken. Wenn ich das meinige verlor, sollte er das seinige auch verlieren, und dann hoffte ich wohl auch, daß durch das Feuer der Schuldschein, durch den ich unglücklich gemacht werden sollte, mit verbrennen könnte.

Ich schlich mich nach dem Gehöft hin und stieg über den Bretterzaun, da ich die kleine Thür nicht zu öffnen vermochte. Dazu gehörte ein Haken, der von außen nach innen eingeschoben und mit dem der Riegel in die Höhe gehoben werden konnte; diesen Haken aber besaßen nur die Bewohner des Gehöftes. Ich schlich mich auf den Hof und zögerte hier doch noch, die That zu begehen, denn ich dachte daran, daß nicht nur der Schuldschein, sondern auch Menschen verbrennen könnten. Das ließ mich noch einen Augenblick überlegen, aber schließlich dachte ich an das Unglück, das mir bevorstand, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde lang in dem Bretterschuppen gewartet hatte, schlich ich mich endlich auf das Haus zu, um das Strohschoberdach an der Ecke anzuzünden, wo sich die Wohnung der Stegnitz'schen Eheleute befand.

Bevor ich aber nach jener Ecke kam, hörte ich ein knarrendes Geräusch, und als ich mich umsah, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß die Oberthür nicht geschlossen, sondern weit geöffnet war und im Winde sich knarrend in ihren Angeln drehte. Die Thür war geöffnet, von wem wußte ich nicht, aber in demselben Augenblicke

kam mir ein Gedanke, der mich unwillkürlich zu der schrecklichen That brachte, nämlich der Gedanke, mich in das Haus einzuschleichen und den Schuldschein zu stehlen. Ich wußte ja genau, wo er lag, ich wußte, daß man bei uns die Stubenthüren nicht zu verschließen pflegt, ich wußte ferner auch, wie fest alle Leute im Dorf schlafen, wenn sie im sogenannten ersten Schlaf sind. Dieses Offenstehen der Thür schien mir wie ein Wink des Schicksals, ich fürchtete aber, ihr Knarren könnte Jemand aufwecken, deshalb hob ich sie aus und lehnte sie an die Wand. Auch wollte ich mir durch dieses Ausheben der Thür, wozu viel Kraft gehörte, den Rückweg sichern, wenn mir der Diebstahl gelungen wäre, und ich dachte auch daran, daß man mir vielleicht Hindernisse bei der Flucht bereiten könnte. Ich wollte deshalb nicht ohne Waffe den Diebstahl begehen, an einen Mord aber dachte ich immer noch nicht. Ich wußte, wo im Holzschuppen hinter den Brettern die Axt stand, denn ich war ja in dem Stegnitz'schen Hause so vertraut und bekannt, wie in meinem eigenen Gehöft. Ich holte die Holzaxt und stieg über die Unterthür hinweg in den Hausflur ein.

Eine Zeit lang horchte ich erst, dann tastete ich mich leise bis an die Stubenthür, hinter welcher die Stegnitzschen Eheleute schliefen. Ich hörte durch die Thür hindurch die ruhigen Athemzüge der Schlafenden, drückte auf die Klinke der Thür, und diese öffnete sich geräuschlos. So befand ich mich im Schlafzimmer. Ich tastete mich weiter nach der Kommode hin und zog die Schublade auf. Aber ich fand die Papiere nicht sofort, und die

Büchse, in welcher das Geld war, fiel um. Ich erschrak heftig und wagte nicht, mich zu bewegen. Erst nach einiger Zeii suchte ich im Finstern weiter, und bald knisterten auch in meiner Hand die Papiere.

In demselben Augenblick aber sah ich einen Lichtschein im Zimmer, und als ich mich entsetzt umwandte, erblickte ich die Ehefrau Stegnitz, die soeben ein Licht anzündete. Sie war wohl erwacht, hatte eines der Streichhölzer, die sie neben ihrem Bette gehabt, angesteckt und Licht angezündet. Sie sah mich erst ziemlich spät, und einen Augenblick lang starrten wir uns lautlos an. Ich sah den Schrecken auf ihrem Gesicht, sah, wie sie den Mund öffnete, um einen Schrei auszustoßen, ich weiß nicht mehr, wie es geschah, eine unsichtbare, unbekannte Macht hob die Holzaxt, die ich in der Hand hatte, und im nächsten Augenblicke lag die Frau Stegnitz, von einem Hieb über den Kopf betäubt, auf der Erde. Das Licht war ihr entfallen, aber es brannte auf dem Boden noch weiter. Ich sah im Schimmer dieses Lichtes, wie auch Stegnitz sich im Bette bewegte, und hatte nur noch das Bewußtsein, daß ich verloren sei, und Schreck, Angst und eine wahnsinnige Wuth befiel mich. Ich schlug auf Stegnitz los, zehnmal, zwanzigmal ohne Besinnen. Noch immer brannte das Licht an der Erde fort; ich nahm dasselbe auf und sah, daß die Frau sich bewegte. Sie blutete stark aus einer Kopfwunde, aber sie fing an, sich aufzurichten; ich stürzte auf sie los und schlug von Neuem auf sie ein. Aber bei dem letzten Schlage glitt ich in dem Blute der Frau aus und traf mich selbst in das Bein.

In meinen Träumen habe ich mir die schrecklichen Augenblicke so oft wiederholt, daß mir fast nichts davon in Vergessenheit gerathen ist, und doch weiß ich das Alles nur, als wäre es ein schrecklicher Traum gewesen. Ich ließ die Holzaxt neben den Leichen liegen, aber ich vergaß nicht, die Papiere, welche auf der Kommode lagen, zu mir zu stecken. Ich sah die Büchse, die, wie ich wußte, das Geld der Stegnitz'schen Eheleute enthielt, erbrach dieselbe und steckte das Geld zu mir. Dann verließ ich auf demselben Wege, auf dem ich gekommen war, das Haus und begab mich nach meiner Wohnung. Das Licht hatte ich sofort verlöscht, nachdem ich die Blechbüchse erbrochen hatte, weil ich fürchtete, sein Schein könnte mich verrathen.

Ich habe vom ersten Augenblick an geglaubt, daß der Verdacht auf mich fallen könnte, als aber die ersten Tage vorüber gingen, ohne daß man sich um mich kümmerte, da glaubte ich doch, ich würde davon kommen. Aber Gott hat es nicht gewollt! Seine Hand und sein Zorn haben mich getroffen, und vielleicht wird er mir die Gnade gewähren, daß ich nicht auf dem Schaffot, sondern an dieser Krankheit sterbe." —

Das hier kurz skizzirte Geständniß hatte mit den Querfragen mehrere Stunden gedauert. Martens war vollständig erschöpft, unterschrieb aber noch bei klarem Bewußtsein das Protokoll. Es handelte sich nun darum, zu erfahren, ob seine Frau etwas von der That gewußt habe. Er schwor uns aber zu, sie habe keine Ahnung von derselben gehabt, er habe auch das Geld und sogar die

sämmtlichen Schuldscheine und Quittungen, die er gestohlen, ohne Wissen seiner Frau auf dem Boden verborgen. Sie habe geschlafen, als er heimgekehrt sei, und so sei es ihm gelungen, sich seiner blutbefleckten Kleidungsstücke zu entledigen. Nach seinen Angaben befanden sich dieselben im Backofen versteckt, wo wir sie auch richtig fanden. Ich hatte keinen Grund anzunehmen, daß die Frau mitschuldig sei oder um die That gewußt habe, und ich verzichtete daher auf ihre Verhaftung. Natürlich wurden aber vor der Thür des Krankenzimmers und auch unter den Fenstern desselben Posten von zuverlässigen Leuten aus dem Dorfe aufgestellt, und ich begab mich, nachdem dies Alles angeordnet, zum Ortsschulzen.

Hier fand ich Karl Vogt bereits vor. Er hatte sich nach seiner Entlassung sofort einen Wagen genommen und war nach Zellerndorf gefahren. Zwischen ihm und Anna hatte eine rührende Scene des Wiedersehens stattgefunden, dann war er nach dem Hause des Ortsschulzen gegangen.

So war denn die ganze Angelegenheit so ziemlich aufgeklärt, bis auf einen Umstand; und auch über diesen sollte es bald Klarheit geben. Aus Aschaffenburg kam nämlich ein Telegramm an, welches meldete, daß dort der Vagabund Vogt aufgegriffen worden sei. Man fragte an, ob er zu uns transportirt werden solle. Die schriftliche Antwort lautete, den Transport zu unterlassen und Vogt in Aschaffenburg zu verhören.

Vogt gestand in dem alsbald vorgenommenen Verhöre zu, seinen Sohn bestohlen zu haben. Er hatte dessen Abwesenheit benutzt, um ihm den Koffer auszuräumen; mit

der gemachten Beute wollte er eben seine Flucht bewerkstelligen, indem er den vorgesteckten Eisenpflock herauszog, welcher die Oberthür festhielt, da sah er, wie eine Gestalt über das Hofthor kletterte. Es war dies Martens, der Vagabund aber dachte, es sei der heimkehrende Sohn. Er zog sich daher schleunigst wieder in dessen Kammer zurück, um dort die Sachen schnell in den Koffer zu werfen. Er harrte längere Zeit lautlos auf das Eintreten Karl's, statt dessen aber hörte er ein leises Geräusch im Hausflur, hörte auch eine Thür gehen und lauschte nun angestrengt. Bald darauf hörte er im Zimmer der Stegnitz'schen Eheleute einen dumpfen Schlag und Fall. Aengstlich schlich er sich jetzt über den Flur dorthin und sah nun durch eine Spalte der Thür Martens und die blutüberströmten Leichen. Er wagte es nicht, sich zu bewegen oder zu schreien, weil er fürchtete, von dem Mörder ebenfalls getödtet zu werden. Dann lag es ja aber auch gar nicht in seiner Absicht, zu alarmiren; war er doch selbst auf unehrlichem Wege und im Begriff gewesen, mit dem gestohlenen Gut davon zu schleichen. Er behauptete, er habe vor Schreck an allen Gliedern gezittert, denn wenn er auch ein Vagabund sei, und wenn er auch ab und zu einmal gestohlen habe, so sei seine Hand doch nie mit Menschenblut befleckt worden. Er zog sich ängstlich in seines Sohnes Kammer zurück und sah bald darauf den Mörder das Haus verlassen, wobei er bemerkte, daß dieser den einen Fuß nachschleppte.

Zitternd überlegte der Vagabund in der Kammer seines Sohnes, was er jetzt thun solle. Da kam ihm der Gedanke, daß man ihn vielleicht selbst für den Thäter halten

könne, vielleicht war aber noch mehr ausschlaggebend der Gedanke, daß jetzt die Gelegenheit zu einem Diebstahl um so günstiger sei, als man annehmen mußte, der Räuber habe auch diesen Diebstahl begangen. Er raffte daher das Bündel mit den Kleidungsstücken des Sohnes, das er bereits in den Koffer zurückgeworfen hatte, wieder auf und flüchtete aus dem Gehöft, indem er über die Mauer stieg. Seine Füße hatte er mit den Stiefeln seines Sohnes bekleidet und dafür seine „Schlorren“ zurückgelassen. Trotzdem er einen Theil des gestohlenen Geldes mit der rothen Weste verloren hatte, so hatte er doch noch so viel aus dem Koffer des Sohnes mitgenommen, daß er die Eisenbahn eine Strecke weit benutzen konnte. Dann hatte er sich fechtend und vagabundirend in Süddeutschland herumgetrieben und zufällig in einer Kneipe eine Zeitung gefunden, in der über den Mord berichtet wurde. Er erfuhr, daß sein Sohn des Mordes verdächtig sei, und deshalb schrieb er jenen anonymen Brief.

So hatte sich denn das sonderbare Zusammentreffen so verschiedener Umstände vollständig aufgeklärt. Das Aschaffenburger Gericht erhielt den Auftrag, den Vagabunden laufen zu lassen, da sein Sohn gegen ihn keinen Strafantrag wegen des Diebstahls zu stellen gedächte; Anna Stegnitz aber sandte ihm eine größere Summe Geld und forderte ihn auf, nach Amerika zu gehen. Der alte Vogt bedankte sich für die Sendung und versprach, Europa zu verlassen. Er scheint es auch gethan zu haben, denn man hörte von ihm nichts wieder.

Daß nach Ablauf des Trauerjahres Anna Stegnitz und

Karl Vogt sich für's Leben verbanden, brauche ich kaum besonders zu erwähnen. Die Hochzeit war ein Freudenfest für das ganze Dorf, und die Bezeugungen von Theilnahme, Achtung und Liebe, die ihnen alle Bekannten und Freunde darbrachten, waren ihnen ein Beweis dafür, wie sehr alle Welt an ihnen gut zu machen suchte, was sie durch die fürchterliche That und ihre Folgen gelitten hatten.

Martens, der Thäter, starb wenige Tage nach seinem Geständniß an Blutvergiftung. —

Ich habe in meiner langjährigen Praxis als Kriminalist manchen verwickelten Fall zu führen gehabt, so viele Ueberraschungen aber, wie der Stegnitz'sche, hat mir keiner gebracht, und ich benutze daher, nachdem ich in den Ruhestand getreten, meine Muße zunächst dazu, ihn aufzuzeichnen. Möge er vor Allem meinen jungen Kollegen beweisen, daß selbst der dringendste Verdacht ein falscher, der belastetste Untersuchungsgefangene unschuldig sein kann.

Der Vorläufer Stephenson's.

Ein Bild aus der Geschichte der Technik.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Uns Allen ist George Stephenson als der geniale Erfinder der Lokomotive bekannt. Seine Rocket — die Rakete — mit welcher er am 6. Oktober 1829 auf der Bahnlinie von Liverpool nach Manchester den ersten glänzenden Erfolg errang, ist bis auf den heutigen Tag das Vorbild des gesammten Lokomotivbaues geblieben, und nicht mit Unrecht nennt die Welt ihn den Vater des Eisenbahnwesens.

Fast keine von allen weltbewegenden Erfindungen und Entdeckungen entsprang jedoch dem Kopfe eines einzelnen Mannes. Jahrzehnte, oft Jahrhunderte arbeiteten an ihnen, geniale Männer der verschiedensten Nationen bereiteten den schließlichen Erfolg des einzigen Glücklichen vor, der oft mit einem kühnen Griff, durch eine letzte entscheidende Vervollkommnung erst ein brauchbares Ganze schuf. Wie vor James Watt schon Papin, Savery und Newcomen der Erfindung der Dampfmaschine nahe waren, so hatte auch George Stephenson mehrere Vorläufer, welche

die Verwendung des neuen Kraftmittels zur Fortbewegung von Fahrzeugen anstrebten. Seit James Watt den Dampf wirklich in die Dienste der Menschheit gestellt hatte, lag der Gedanke, ihn auch nach dieser Richtung hin nutzbar zu machen, ja in der That nahe genug.

Von allen diesen Maschinen hat aber keine einzige sich eines thatsächlichen Erfolges zu erfreuen gehabt. Ausnahmslos zielten sie alle auf den Wagentransport auf gewöhnlicher Landstraße hin, Keiner der Erfinder erkannte zunächst, daß erst durch die Verbindung des Dampfmotors und der eisernen Spurbahn das neue, die Welt umfassende Verkehrsmittel: die Eisenbahn, entstehen konnte. Und doch war die Spurbahn selbst längst bekannt. Ueberall in den englischen Bergwerksdistrikten zogen sich die eisernen Geleise, zum Transport von Kohlen und Erzen bestimmt, bereits durch das Land — sehr einfache Geleise freilich nur, aus flachen, gußeisernen Schienen gebildet und gerade stark genug, um einige von Pferden gezogene Wagen tragen zu können. Mühselig ließ Cugnot in Paris seinen schweren Dampfwagen über das holperige Straßenpflaster gehen, vergebens suchte der scharfblickende Evans seine amerikanischen Landsleute für seine Lokomotive mit dem sonderlichen Namen Oructor Amphibolos zu interessiren, vergebens mühten sich Symington, Murdock und viele Andere in gleicher Richtung ab. Die Lösung der großen Frage rückte erst näher, als Richard Trevithick sich ihr mit der ganzen Kraft seines vielseitigen, aber unstäten Talentes zu widmen begann.

Es war ein höchst merkwürdiges Schauspiel, das sich

im Jahre 1808 den erstaunten Blicken der Londoner darbot. Nahe bei Eston-Square baute ein unternehmender Mann plötzlich ein wunderliches, in allerlei Krümmungen sich durch das Gelände windendes Geleise, das in sanfter Krümmung in sich selbst zurücklief. Kaum daß die Eisenschienen fertig aneinander gefügt waren, so brachte er ein kleines, sonderbares Wagengestell auf dies Geleise: vier Räder trugen einen länglichen Kessel, der vorn einen Rauchschlot, hinten eine Feuerung zeigte, und auf dessen Oberfläche eine Art Dampfcylinder sich aufbaute; in diesem Dampfcylinder aber spielte eine Kolbenstange, die mit dem einen Hinterrad in ziemlich einfacher Weise verkuppelt war, so daß sie bei jeder Auf- und Abbewegung eine Umdrehung des Rades bewirkte. Und in der That, die kleine Lokomotive lief vorzüglich, mit fünfzehn englischen Meilen Geschwindigkeit jagte sie durch die Bahn — „Catch me who can — Fang' mich wer kann", taufte sie sofort bezeichnend des Erfinders jugendliche Schwester.

Weniger gut bewährte sich anfangs das Geleise. Die Schwellen, welche man der Länge nach unter die Schienen gelegt hatte, drückten sich allzusehr in den weichen Boden ein, die Bahn wurde uneben, hier und dort brach eine der Schienen, und erst als der Unternehmer stärkere Bohlen quer unter dieselben ziehen ließ, erhielt das Ganze den erforderlichen Grad von Festigkeit. Damit war auch der Querschwellenoberbau erfunden.

Dies war die erste, mit Dampfkraft betriebene Eisenbahn der Erde, eine Eisenbahn im Kleinen freilich, aber doch eine solche, welcher selbst das Kenn-

zeichen der Personenbeförderung nicht fehlte; Richard Trevithick — dies war der Name des Erbauers der Bahn von Eston-Square — hing nämlich seiner „Catch me who can“ eine Kutsche an und forderte „den hohen Adel und das hochgeehrte Publikum“ zum Besuch seines Werkes und zur Mitfahrt gegen Erlegung eines Schillings für die Person auf. Unter ungeheuerem Zulauf wurde die Bahn eröffnet, und ganz London sprach vier Wochen nur von dem bisher nur wenigen Technikern bekannten cornwallisischen Ingenieur.

Und doch hatte Richard Trevithick bereits Großes geleistet, doch hätte sein Name damals schon unter denen der hervorragendsten Erfinder Englands genannt werden müssen.

Richard Trevithick war als der Sohn eines einfachen Bergbeamten am 13. April 1771 zu Illogan nahe bei dem Städtchen Camborne in Cornwallis geboren und hatte sich frühzeitig — von Kindesbeinen an fast, kann man sagen — der Technik gewidmet. Es war damals eine neue Zeit über den Halden von Cornwallis aufgegangen. Nachdem die Grubenbesitzer seit mehreren Menschenaltern einen immer aussichtsloser werdenden Kampf mit dem Todfeind ihrer Werke, dem Wasser, geführt hatten, nachdem bereits ein bedeutender Theil gerade der reichsten Gruben thatsächlich „ersoffen“ war, hatte James Watt's gewaltige Erfindung ihnen die kaum noch erhoffte Rettung gebracht. Auf allen Gipfeln des erzreichen Landes erhoben sich bald gespenstergleich die riesigen Balancierflügel der Watt'schen Dampfmaschine, um in nie ermüdender Arbeit das Wasser aus den tiefsten Stollen und Schächten zu

heben, und die Grubenarbeiter jauchzten den neuen gewaltigen Pumpvorrichtungen zu, welche die zwanzigfache Leistung aller bisherigen erzielten und ihnen nach langer Zeit wieder Arbeit verschafften.

An diesen Maschinen erprobte sich zuerst der technische Sinn des jungen Trevithick. Frühzeitig trat er in die großen, weltberühmten Werkstätten Watt's ein, und nicht lange, so trat er mit diesem in Wettbewerb. Wie ein Bleigewicht lasteten nämlich, so behaupteten wenigstens die Grubenbesitzer von Cornwallis, die Patentrechte Watt's auf der Weiterentwickelung ihrer Bergwerke. Sie hatten schnell vergessen, daß die Dampfmaschine allein sie gerettet hatte, und strebten jetzt darnach, von den verhaßten Abgaben an Watt frei zu werden. Es galt im Wesentlichen, die bisherige Maschine durch eine solche zu ersetzen, die den Werkstätten von Soho, Watt's großer Gründung, nicht tributpflichtig war. Und es gelang wirklich: Richard Trevithick wurde der Erfinder der Hochdruckdampfmaschine, welche bald die gesammte Industrie beherrschte.

Inzwischen war der jugendliche Ingenieur zum leitenden Techniker der großen Cornishwerke berufen worden und hatte sich in Camborne ein eigenes Heim gegründet. Hier beschäftigte er sich zuerst eingehend mit der Konstruktion von Dampfwagen. Lord Dedunstanville, der Besitzer der bedeutendsten Werke der Gegend, und seine jugendlich schöne Gattin sprachen häufig in dem bescheidenen Hause zu Camborne vor und besichtigten und erprobten die verschiedenen Modelle des unermüdlichen Erfinders. Schon am 28. Dezember 1801 war eine wirkliche, leistungs=

fähige „Dampfdroschke“ fertig, mit welcher Trevithick und seine näheren Freunde jubelnd die ziemlich steilen Straßen des Oertchens befuhren. Alles ging vortrefflich — da brach über den armen Erfinder der erste jener Unfälle herein, welche später in ihren ewigen Wiederholungen sein Gemüth so gänzlich umdüsterten: Während die Theilnehmer der Fahrt in einem Gasthof zechten, wurde die unbeaufsichtigt gebliebene Maschine durch Feuer zerstört.

Richard Trevithick war aber nicht der Mann, sich von einem ersten Mißerfolg abschrecken zu lassen. Er vereinigte sich mit einem wohlhabenden Verwandten, Andreas Vivian, und schon nach einigen Monaten rollte ein neuer, verbesserter Dampfwagen nicht nur durch die engen Straßen des kleinen Walliser Heimathsortes, sondern die beiden Konstrukteure führten ihr seltsames Fahrzeug auch den Londonern vor. Gerade damals, als der Wagen bei dem mangelhaften Zustand der Wege zahlreiche Schäden erhielt, tauchte wahrscheinlich in Trevithick's Kopf zuerst der Gedanke auf, daß vor Allem die Straße verbessert werden müsse, sollte seine Maschine eine große Zukunft haben. An dieser wahrhaft fruchtbaren Idee hielt er unverrücklich fest; sie führte ihn nach einigen Probefahrten auf der Kohlenbahn von Penydarrau schließlich zu jenem umfassenden Versuch in London, den wir oben schilderten, und der in der That ganz dazu angethan war, die Erfindung volksthümlich zu machen. Darauf gerade aber kam es an — es hing wirklich an einem Haar, und Richard Trevithick hätte ein Vierteljahrhundert vor Stephenson der Welt die Eisenbahn geschenkt.

Gerade im entscheidenden Augenblick aber offenbarte sich die völlige Unberechenbarkeit des merkwürdigen Mannes. Jahre lang hatte er mit zähester Ausdauer an seinem Werk gearbeitet, er hatte seine Ziele klar erkannt und die richtigen Mittel, ihnen gerecht zu werden, gefunden, er stand vor einem großen thatsächlichen Erfolge: da warf er plötzlich selbst seine ganze, mühsam aufgerichtete Schöpfung in Trümmer, um sich einer neuen Idee, die im Augenblick sein Interesse mehr erregte, zuzuwenden.

Mit dem stetigen Anwachsen von London war eine Verbindung beider Themseufer ohne Hemmung der Schifffahrt, also ohne Brücke, als äußerst wünschenswerth erkannt worden, es hatte sich schon vor einigen Jahren ein Unternehmen zur Herstellung eines Tunnels unterhalb der Themse gebildet. Die Arbeiten gelangen jedoch nicht, die Schwierigkeiten waren bei dem damaligen Stand der Technik noch allzu groß. Gerade dies aber reizte Trevithick, er nahm, als man ihm die Oberleitung anbot, dieselbe mit Begeisterung an und widmete seine ganze Kraft dem gewaltigen Werke. Die Schienenbahn bei Eston-Square wurde darüber vernachlässigt, einige kleine Unfälle der Lokomotive und ein Zerwürfniß mit den Eigenthümern des Grundstücks kamen hinzu — kurz der Erfinder warf seine Maschine eines Tages einfach in die Rumpelkammer.

Nur zu schnell aber erfuhr er, daß er Unerreichbares erstrebt hatte. Trotz aller Verbesserungen, die sein an Hilfsmitteln reicher Geist bei dem Bau des Tunnels unter der Themse anwandte, brach das Wasser immer

auf's Neue ein — nach einer Arbeit von fünf Monaten sah er sein Werk hoffnungslos zerstört, tieferschüttert reiste er nach seiner wallisischen Heimath ab.

Während der eigenartige, unstäte Mann jedoch nun in dem einsamen Camborne über die Vervollkommnung der Wasserhebemaschinen, welche seinen Namen zuerst berühmt gemacht hatten, nachgrübelte und seine mit Hochdruck arbeitende Dampfmaschine immer weiter verbesserte, bereitete sich schon die merkwürdigste und abenteuerlichste Periode seines Lebens vor, welche in ihrem jähen Wechsel vom größten Reichthum bis zum tiefsten Elend und den diesen Umschwung begleitenden abenteuerlichen Einzelnheiten einem Romane gleicht.

Wie einst die Bergwerke von Cornwallis in ihren Erträgnissen durch das eindringende Wasser arg geschädigt worden waren, bis Watt's Erfindung ihnen Rettung brachte, so kämpften gerade damals die reichen Gold- und Silbergruben von Peru mit steter Wassernoth. Dieselbe war aber hier um so gefährlicher, weil der Transport genügend starker Maschinen zur Bewältigung des Wassers sich innerhalb der wegelosen Anden als ganz unmöglich erwies. Die Besitzer der Werke standen vor einem großen Krach, die Förderung hatte theilweise bereits eingestellt werden müssen. In ihrer Verzweiflung sandten sie endlich einen höchst intelligenten Schweizer, Namens Urvillé, nach England, um, wenn irgend möglich, dort im Lande der hochentwickelten Technik Hilfe zu finden. Aber man zuckte überall die Achseln und sprach sein lebhaftes Bedauern aus: Dampfmaschinen vermittelst einzelner Träger

und auf dem Rücken von Mauleseln über ein gewaltiges Gebirge zu schaffen, das ginge doch wohl nicht an.

Nun hatte Richard Trevithick, der in seiner Einsamkeit von all' dem nichts erfuhr, schon seit Jahren an Dampfmaschinen gearbeitet, die bei möglichst geringer Größe möglichst hohe Leistungsfähigkeit entwickeln sollten. Eine dieser Maschinen befand sich in dem Lager eines Londoner Händlers, wo jener Abgesandte der peruanischen Minenbesitzer, der schon im Begriff war, abzureisen, sie sah und eine Eigenschaft an ihr entdeckte, an welche Trevithick vielleicht selbst erst in letzter Linie gedacht hatte: sie ließ sich nämlich leicht in Einzeltheile zerlegen. Kurz entschlossen, wohl auch, um nicht ganz ohne Erfolg heimzukehren, kaufte er die Maschine und nahm sie mit sich über den Ocean.

Hier hatten sich die Mißstände inzwischen noch gesteigert, und als nun nicht nur die Aufstellung der Maschine sofort gelang, sondern sie auch in kürzester Frist geradezu Wunderbares leistete, kannte die Begeisterung der Peruaner keine Grenzen mehr. Ihr Gesandter mußte sofort nach England zurückkehren, er sollte eine größere Zahl der trefflichen Maschinen ankaufen, vor Allem aber den Mann, der sie erfunden hatte, unter allen Umständen selbst mitbringen. So hoch gingen die Wogen des Enthusiasmus, daß die Grubenbesitzer bereits beschlossen, Trevithick eine Bildsäule aus reinem Silber zu errichten, und daß der spanische Vicekönig den einfachen englischen Ingenieur, als derselbe im Februar 1817 in Callao landete, mit fürstlichen Ehren empfing, daß alle Geschütze

der Hafenforts ihn mit ihrem Donner begrüßten, und ganz Lima festlich geschmückt war. Richard Trevithick war auf der Höhe seines Ruhmes, unermeßliche Reichthümer schienen ihm gesichert, die ihm vertragsmäßig zugewiesenen Rechte aus seinem Patent mußten ihm, gering berechnet, jährlich zwei Millionen Mark eintragen.

Wieder aber war es, als ob das Schicksal ihn nur mit Glück überschütte, um ihn ebenso schnell von stolzer Höhe zu stürzen, wieder freilich war er selbst es auch, der, dem unruhigen, eigensinnigen und abenteuerlichen Grundzug seines Charakters folgend, sich selbst an den Abgrund des Verderbens brachte. Anstatt ruhig seiner Thätigkeit nachzugehen, mischte er sich in politische Umtriebe, und derselbe Mann, welchen der Vicekönig einem Erretter gleich bewillkommt hatte, wurde wenige Jahre später Seitens der Regierung geächtet. Wochen lang irrte Trevithick in den Anden umher, dann wagte er endlich einen verzweiflungsvollen, hundert Meilen langen Fußmarsch quer über die Kordilleren bis zur Landenge von Panama, um sich seinen Verfolgern zu entziehen. Ein Wunder fast war es, daß die Flucht glückte, daß es ihm gelang, nach unsäglichen Entbehrungen und Anstrengungen den Hafen von Cartagena zu erreichen. Von allen den Reichthümern, die er errungen, von den größeren, die er als gewiß erhofft, war ihm nichts geblieben, als die traurige Erinnerung und — ein Paar silberner Sporen.

Und zur Vernichtung aller Hoffnungen wollte, so schien es, das Schicksal auch noch den Hohn fügen. Als Trevithick arm, rathlos, von Allen verlassen, durch die Straßen

von Cartagena schritt, traf er einen Landsmann, einen hilfsbereiten Freund. Wer aber mußte gerade dieser Helfer sein? Es war der Sohn des Mannes, der inzwischen die größte Erfindung Trevithick's, die auf die Spurbahn gestellte Lokomotive, welche jener achtlos bei Seite geworfen, aufgenommen und mit glücklicher Hand der Vollkommenheit nahe gebracht hatte: es war George Stephenson's Sohn Robert, der kaum ein Jahrzehnt später selbst der größte Lokomotivenbauer der Welt wurde. Gleich Trevithick war auch er, aber in untergeordneter Stellung, nach Peru berufen worden, er hatte sich jedoch rechtzeitig dem politischen Zusammensturz entziehen können und war daher auch in der Lage, seinem schwergeprüften Landsmann jetzt mindestens die Ueberfahrt nach der Heimath zu ermöglichen.

Mit hoffnungsgeschwellten Segeln war Trevithick über den Ocean gezogen — ein gebrochener Mann kehrte er heim. Niemals hat er sich von dem gewaltigen Schlage, der alle seine Erwartungen, alle seine Zukunftspläne zertrümmerte, zu erholen vermocht. Wohl gährte in seinem erfindungsreichen Kopf noch eine Fülle von Ideen; von ihm stammen Vorschläge zur Verwendung überhitzten Dampfes in der Maschinenbaukunst, die später überraschende Erfolge ernten sollten, er erfand bereits den Grundtypus der Schiffsschraube, die heute fast alle unsere Dampfer treibt, Entwürfe zu Dampfkrahnen und Schwimmdocks rühren von ihm her — zur sofortigen Ausführung aber gelangte keiner seiner großen Gedanken. Und das ist es schließlich, was Trevithick von beiden Stephenson's, Vater wie Sohn, was ihn und seine Leidensgenossen, an denen

die Geschichte der Technik nicht arm ist, von allen wirklich erfolgreichen Erfindern unterscheidet: nicht der geistreiche Gedanke allein, nicht die kurze, hastige Durcharbeitung desselben genügt, dazu gesellen muß sich vielmehr eine stetige, durch keinen Mißerfolg zu erschütternde Ausdauer!

Arm und fast vergessen starb Richard Trevithick am 22. April 1833 in einer elenden Schenke zu Datford, und während bereits auf vielen Hunderten von Meilen das geschäftige Dampfroß Englands grüne Auen nach allen Richtungen durchschnitt, mußten die Kosten zum Begräbniß des Mannes, der zuerst eine brauchbare Lokomotive auf ein Eisengeleise gesetzt hatte, durch eine öffentliche Sammlung der in der Nachbarschaft beschäftigten Arbeiter aufgebracht werden. Später, viel später erst ist seine volle Bedeutung anerkannt und gewürdigt worden; heute ziert sein Bildniß den großen Festsaal der ersten technischen Gesellschaft der Welt, des königlichen Instituts der englischen Ingenieure. Friedlich steht dort seine Büste neben denen der beiden Stephensons — der Tod hat seinen versöhnenden Schimmer über die Leiden und Mißerfolge des Einen, wie über den stolzen Glanz und die schimmernden Erfolge der Anderen gebreitet. Und so heißt es denn wahrlich nicht die Verdienste Stephenson's verkleinern, wenn man dem Genie Trevithick's ein achtungsvolles Andenken weiht. George Stephenson selbst hat ja das aus seinem Munde doppelt schöne Wort ausgesprochen: „Die Lokomotive ist nicht die Erfindung eines Mannes, sie ist die Erfindung eines Volkes von Ingenieuren!"

Waidmännische Zauberkünste.

Kulturhistorische Skizze

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Es liegt im Volkscharakter des Deutschen, sich für den Wald zu interessiren, galt doch unseren Urvätern der Wald als heilig, war doch der Wald gleichzeitig der Berathungssaal, der Tempel und die Opferstätte. Und so finden wir denn auch heute noch bei den Deutschen aller Stände eine Neigung zum Walde, die sich auch als ein lebhaftes Interesse für dessen Hüter zeigt. Wer einsam durch den Wald geht, den muthet das Rauschen der Bäume, die eigenthümlichen Laute des Gethiers so feierlich an, daß es ihn bedünkt, als befinde er sich an einem geweihten Orte.

So entstand denn auch vor Allem der Zauberspuk, den das Volk mit dem Walde in Verbindung bringt. Ganz abgesehen von dem wilden Heere, welches über die Wälder Nachts dahinzieht, ist der Wald insbesondere das Gebiet, in welchem kräftige Zauberformeln und zauberische Handlungen vorgenommen werden können.

Wäre dieses Interesse mythischer Art am Walde etwa eingeschlafen, so hätte es gewiß Weber's „Freischütz“ wieder

geweckt, welcher wohl deshalb einen so großartigen Erfolg hatte, weil der Text dieser Oper gewissermaßen aus dem Herzen des Volkes geschrieben war. Der Forstmann, der Jäger ist es ja, der alle Schichten des Volkes interessirt, die allgemeine Sympathie für den Wald ist auch auf den Hüter des Waldes übergegangen, und in überaus vielen Gegenden des deutschen Vaterlandes sind die älteren Forstbeamten vom Bauernvolke vornehmlich deshalb geachtet, weil sie es wohl verstehen, allerlei Zauberwerk vorzunehmen, weil man ihnen zutraut, daß sie „mehr können, als Brod essen," wie der Volksausdruck sagt. Selbst bei Krankheiten von Menschen und Vieh nimmt man oft Zuflucht zu alten Forstleuten, denen man zum Mindesten eine außerordentliche Kenntniß von heilkräftigen Wurzeln und Kräutern nachrühmt.

An allerlei Zauberkünste glaubt aber nicht allein der Bauer und ungebildete Laie, sondern auch der Forstmann selbst. Ist doch sein Beruf ein wirklich eigenthümlicher, von den meisten anderen Berufsarten durchaus abweichender, und die Einsamkeit, welche den Forstbeamten umgibt, wenn er sich Nachts in dem weiten, geheimnißvoll rauschenden Walde befindet, hat seit Jahrhunderten den Glauben an allerlei Zauberwerke und Zauberkünste aufgebracht, von denen heute noch einzelne von Förstern aus der alten Schule versucht werden.

Die Jagd gehört bekanntlich zu den ältesten Beschäftigungen des Menschen. Nach dem Glauben der alten Germanen waren die Asen, die Götter des Luftraums, vor Allen Wotan, auch Beschützer der Jagd. Als dann das

Heidenthum vor dem Christenthum verschwand, wurden aus den Göttern der Germanen allerlei böse und gute Geister, die den Waidmann beschützten und ihm gute Jagd verliehen, die aber auch umgekehrt ihn verhöhnten, die Thiere vor ihm verscheuchten oder in Schutz nahmen, ihn in einen Sumpf lockten und verdarben.

Im Mittelalter wurden diese Unholde und Waldgeister auf den Teufel schablonisirt und das ganze Waidwerk erhielt einen neuen, zauberhaften Nimbus dadurch, daß es sich der unheimlichen Erfindung des Schießpulvers noch früher bediente, als dasselbe für den Krieg verwendet wurde. Wurde doch das Schießpulver zu Jagd- und Kriegszwecken von Konstantin Anklitz (Berthold Schwarz) erfunden, während derselbe der Zauberei verdächtig im Jahre 1330 im Gefängniß saß! Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn von Beginn der Einführung des Schießpulvers in das Waidwerk an sich die waidmännische Zauberkunst mächtig hebt und verbreitet, und der Aberglaube auch im Waidwerk ebenso lustig wie im ganzen öffentlichen und privaten Leben des Mittelalters wächst und wuchert.

Aus dem 15. und 16. Jahrhundert besitzen wir eine großartige Literatur über zauberische Waidmannskünste. Zu diesen aber gehören: „Fryschüsse haben; Wildpret dem Grenznachbar vom revier weg in ein anderes bannen; dem verwundten und flüchtig fort gegangenen Wildpret einen Waidmann setzen, daß es von selbst wieder auf den Anschuss kommen muß; Hunde und Gewehr besprechen, daß es nichts todt machen, noch die Hunde laut seyn und fangen können; Kugeln abweisen; sich vest und unsichtbar machen; Leute

bannen, daß sich Keiner rühren, ein Seitengewehr zucken oder von der Stelle kommen kann, bis man ihn auflöset (welche Künste heissen einen Waidmann setzen); Segen sprechen; Geister beschwören, Heckethaler bekommen u. s. w."

Aus dieser großen Literatur theilen wir nur Folgendes mit: Das Festmachen hieß bekanntlich die Passauer Kunst, weil der Scharfrichter von Passau sie erfunden und zuerst an Soldaten für schweres Geld verhandelt hatte. So soll auch nach jenen waidmännischen Zauberbüchern kein Mensch von einem Schuß getroffen werden, welcher eine Kugel bei sich trägt, mit welcher bereits ein anderer Mensch getödtet worden ist. Es beruht angeblich dieses Schutzmittel auf „Sympathie", und die Sympathie stellte man sich als eine ähnliche Kraft vor, wie diejenige, welche im Magnet das Eisen anzieht.

Auch Gemsenkraut galt für ein Mittel, um sich gegen alle Stiche und Schüsse zu sichern. Menschen mußten es bei sich tragen, die Gemse selbst sollte es verzehren und dadurch angeblich für mindestens zwei Tage sich „festmachen". Auch die im Magen der Gemsen gefundenen Kugeln, bestehend aus unverdautem Moose, wurden theuer bezahlt, und man trug sie bei sich, um sich gegen Schüsse und gegen Stiche zu sichern. So galten endlich auch im Waidwerk die Gemsen selbst, eben weil sie das Gemsenkraut gefressen, für schußfest, und auch von allem anderen Edelwild wurde behauptet, es könne sich schußfest machen, wenn es gewisse Kräuter genieße.

Doktor Scheuchzer sagt in seiner Naturgeschichte vom Schweizerland in dieser Beziehung von den Gemsen und

Gemsenjägern: „Einige derselben halten die Gemsen vor veste, wenn sie morgens nüchtern vor der Sonnen Aufgang von der Gemswurz, insonderheit von derjenigen Art, welche blaue Blumen habe, fressen. Da denen Kräuter-Verständigen keine andere Gattung Gemswurz bekannt ist, als die mit gelben Blumen, so vermuthe ich, es möchte die blau geblümte Gemswurz anders nichts seyn, als ein blaues Bergsternkraut, deren es verschiedene Arten auf hohen Alpen gibt. Andere halten sie vor Schussfrey, wenn sie in ihren Mägen die sogenannten Gemskugeln haben. Daher auch die abergläubischen Soldaten diese Kugeln mit grossem Fleiß suchen und bey sich tragen. Diß sagen die Jäger bald einhellig aus, daß diejenigen Thiere, welche Kugeln in sich haben, zwar nicht Schussfrey wären, aber einen harten, langsamen Tod auszustehen haben, und ihnen etliche Kugeln in den Leib gejagt werden müßten, ehe sie davon fallen, so, daß sie aus dieser Lebenshärtigkeit vor gewiß sagen können, welche Gemsen Kugeln haben oder nicht. Und kan wohl seyn, daß eine gewisse in den Gemskugeln befindliche Krafft dieser Thiere Geblüt so lebhaft, die Geister so beweg-empfindlich, und die Schässerlein selbst so stark machet, dass sie daher dem Tode länger widerstehen können, als andere." —

Natürlich gibt es aber auch Mittel, um die Festigkeit aufzulösen, indem man beim Kugelgießen allerlei Zauber vornimmt; man löscht sie z. B. in dem zerflossenen Jungfernwachs vom ersten Honig oder in Quecksilber ab, oder aber man legt in jede Kugel beim Gießen ein Weizenkorn hinein; auch der Zusatz von Salpeter, von Stücken von

Dukaten, von zinnernen Knöpfen u. s. w. beim Gießen verleiht den Kugeln die Möglichkeit, festgemachte Menschen und Thiere zu tödten. So lautet z. B. ein Rezept, um solche Kugeln zu gießen: „Schmelze Wißmuth unter das Bley, und gieße davon Kugeln. Nemlich von drey theil Wißmuth, von zwey theil Bley, stoße unten und über die Kugeln ein wenig Wachs. Oder man nehme Bley und Kupffer, eines so viel als das andere, giesse Kugeln, schmelze Alles zusammen, thue im Fluß ein wenig Arsenicum hinzu, lösche die Kugel ab in spiritu vini."

Waren diese Mittel dazu bestimmt, um den Zauber des Besprechens aufzulösen, so lag doch den Jägern auch viel daran, Kugeln zu bekommen, welche unfehlbar treffen mußten, mochte man schießen, wohin man wollte. Solche Kugeln waren zumeist nur durch Zauber zu beschaffen und hießen Freikugeln. Man denke nur an die Stelle aus dem „Freischütz", wo Max mittheilt:

„Sechs Kugeln, die ich heut' verschoß,
Freikugeln sind's, die ich mit Jenem (Kaspar) goß!"

Diese Kunst des Freikugelgießens war bei den Jägern hochberühmt. Sowohl Doktor Johann Jakobus Bräuner in seinen „Physikalischen und historischen Kuriositäten, oder entlarvter teuflischer Aberglaube" (Frankfurt 1737), ebenso Johann Ludwig Hartmann in seinen „Gräuel- und Segenssprüchen durch allerlei gewisse Formen, Characteres, Kräuter, Ceremonien u. s. w." (Nürnberg 1680) klagen über den Unglauben der Jäger, welche sich auf Geschäfte mit den bösen Geistern einlassen. „Einige haben unter dem Schaft Zettlein verborgen oder tragen solche in dem Schub-

sack, worauf allerhand Characteres und dunkle Worte geschrieben sind, die sie weder verstehen noch auszudeuten vermögen. Viele haben Bilder und Ringe, welche bei gewissem Sternstand des Himmels gemacht werden."

Was den Sternstand anbetrifft, so konnte man nie fehlende Kugeln gießen, wenn die Sonne in den Schützen getreten war, also im November, oder auch, wenn der Mond den Schützen berührt, d. h. wenn im Kalender der Schütze „drei Tage aufeinander stehet." Wenn man, während die Sonne im Schützen stand, von einem Scharfrichter einen Nagel bekam, womit eines armen Sünders Kopf auf das Rad aufgenagelt worden war und aus diesem Nagel ein Visir und Korn auf die Büchse setzen ließ, so mußte man mit diesem Gewehre treffen, selbst wenn man nicht wollte.

Solcher Galgenmittel, um stets zu treffen, gibt es noch mehrere, und empfohlen wurde z. B. ferner, einen Strick zu nehmen, an dem ein Dieb gehängt worden, diesen zu Pulver zu brennen und dann unter gewöhnliches Schießpulver zu mischen. Oder: man sollte ein Stück von einer Kette nehmen, womit die Leiche eines Diebes an den Galgen gehängt worden war, sollte ein Stück von dieser Kette zerfeilen und unter das Blei thun, aus dem die Kugeln gegossen würden, dann könnte nichts diesen Kugeln entgehen. Auch wenn man beim Kugelgießen Späne von einer Eiche nahm, in die der Blitz eingeschlagen hatte, und diese Späne zu Pulver zerrieb und dem Blei beimischte, konnte man angeblich treffen, was man wollte.

Ein anderes Zaubermittel war, daß der Jäger sich aus

seiner rechten Hand Blut abzapfte, dieses Blut trocknen ließ, dann die Ueberbleibsel zerrieb und dem Schießpulver beimischte. Oder man nahm das Herz oder die Lunge von einem Wiedehopf, der niemals auf die Erde gekommen, d. h. also von einem jungen Wiedehopf, der das Nest noch nicht verlassen hatte, und band sie auf den linken Arm; „dann trifft man, wohin man will.“ Auch erhielt man nie fehlende Kugeln, wenn man das Herz von einer Fledermaus unter das Blei mischte, von dem die Kugeln gegossen wurden.

Ein Kunststück, um beim Scheibenschießen den besten Schuß zu erreichen, besteht darin, daß man eine Natter vor dem Tage Sankt Georgii sucht, dieser den Kopf abhaut und dann in diesen Kopf, und zwar in die Augen und in den Mund, Erbsen steckt, darauf aber den Kopf unter einer Brücke vergräbt, über welche man reitet und fährt. Nachdem man sie dort sieben Wochen und drei Tage gelassen hat, werden die unterdeß aufgegangenen Erbsen herausgeholt, zu Pulver gestoßen und dem Schießpulver beigemischt. Man macht dann an der Scheibe die besten Schüsse.

Will man aber im Gegentheil beim Scheibenschießen erreichen, daß kein Anderer die Scheibe ordentlich trifft, so soll man eine Sperrkette insgeheim „überzwerch“ vor der Scheibe in den Boden eingraben.

Dem Jäger mußte aber auch daran liegen, einem Feinde, z. B. dem Wildschützen, oder aber auch einem Freunde, dem er einen Schabernack spielen wollte, das Gewehr so besprechen zu können, daß mit diesem nicht mehr ordent-

lich geschossen werden konnte; selbst wenn dann der betreffende Inhaber des Gewehrs Freikugeln hineinlegte, nutzte das doch nichts. Das Gewehr schoß unbedingt krumm, wenn es den richtigen Zauber erhalten hatte. Ein derartiger Zauber ist z. B., wenn man auf den Schaft des Gewehrs, das man verzaubern will, eine Laus zerquetscht.

Eine große Anzahl von Mitteln beschäftigt sich nun wiederum damit, das Gewehr zu entzaubern. Zu diesen gehören folgende: Wenn man aus dem Hause gehe, so ziehe man den Ladestock aus, stoße ihn dreimal in die Erde, dann wieder in den Lauf und dann wieder an seinen gewöhnlichen Ort, und das Gewehr ist entzaubert, selbst wenn es heimlich verzaubert gewesen wäre.

Ein Schutzmittel gegen allen Gewehrzauber besteht ferner darin, daß man neun Strohhalme unter einer Ferkelsau sucht, die eben Junge hat, und von diesem Stroh neun Glieder zwischen Schaft und Rohr einlegt. Oder man schießt einen Sperling, jedoch so, daß er nicht ganz todt ist; dann reißt man ihm sofort den Kopf ab, befestigt den Sperlingskopf an dem sogenannten Krätzer, d. h. dem unteren Theil des Ladestockes, und stößt den Sperlingskopf durch das Rohr hindurch. Dann wird eine weiße Zwiebel ebenfalls durch das Rohr gestoßen und dieses zuletzt mit einem Leinwandlappen ausgewischt. Dann packt man den Sperlingskopf und die Zwiebel in einen Lappen und hängt beide im Schornstein in den Rauch. Das Gewehr ist nun nicht nur entzaubert, sondern der Zauberer ist auch gezwungen, innerhalb der nächsten drei Tage an den Ort zu kommen, wo der Sperlingskopf und die Zwiebel im

Rauch hängen. Anstatt eines Sperlingskopfes kann man auch das Herz eines Wiedehopfs oder eines Hähers nehmen. Man nimmt auch schwarzen Kümmel, Sperlingskoth und scharfen Essig, füllt damit den Lauf, stopft ihn fest zu und läßt die Mixtur 24 Stunden im Gewehr. Dann gießt man die Mischung wieder aus dem Lauf heraus und vergräbt sie unter einer Thürschwelle.

Man kann auch das Gewehr dadurch entzaubern, daß man die Schwanzschraube abnimmt und den Schießprügel nunmehr 24 Stunden lang in Wasser legt. Durch dieses wird gewissermaßen aller Zauber aus dem Rohr herausgetrieben.

Viel verbreitet war auch in der Jägerwelt der Glaube an ein „Pulver ohne Knall". Solches hätte bedeutenden Werth gehabt sowohl für den Wilddieb, als für den Förster. Der Erstere hätte dann ruhig im Walde herumpirschen können, ohne daß er seine Anwesenheit verrieth, und umgekehrt konnte der Förster mehr Wild schießen, weil er mit dem ersten Schuß nicht gleich alles Wild vertrieb. Man empfahl, dazu Büchsenpulver zu nehmen, welches mit einem Theil Schwefel und Mehl aus wurmstichigem Holze gemischt und mit dem Blute eines jungen Böckleins besprengt war.

Aber nicht nur der Jäger wünschte sich solch' geräuschloses Pulver, sondern auch der Soldat, und so beschreibt z. B. der französische General Savary im Anfang dieses Jahrhunderts ein weißes Pulver, von dem er gehört hat, und dessen Hauptbestandtheil Borax sein soll. Andere Rezepte für „stilles Pulver" sind folgende: „Nimm Grünspan, Marcasit, Salty, den Kern aus Hollunder-Holly,

eins so viel als das andere, pulverisire und vermische es mit anderem Pulver." Oder: „Nimm einen Maulwurf, calcinire ihn zu Pulver in einem verschlossenen Hafen, darunter mische etwas von Borax. Thue davon 1 Loth unter 4 Loth Schießpulver, das vorher mit Brandtenwein angefeuchtet und wieder getrocknet worden. Man kann auch gepülverte Hundsbeine unter das Schießpulver nehmen." Ferner: „Nimm 1 Vierling Schießpulver, lege es in Brandtenwein, daß es zergehet, tröckne solches wieder, darnach thue hinzu Borax, venetianische Calmey, Salarmoniac jedes 1 Loth, stoße alles zusammen, und mische solches unter das Pulver, so ist es getödtet. Man sagt, daß dieses Stück die Banditen gebrauchen."

Aehnlicher Rezepte gibt es noch eine ganze Menge.

Nun wollen wir dem schießkundigen Leser aber auch ein paar Stücklein verrathen, die ohne Zauberkünste zu machen sind, und die sich in der alten Literatur als „Kunststücke" erwähnt finden.

Wenn man z. B. Erbsen in zerlassenen Speck thut, diese darin erkalten läßt, sie in ein Gewehr ladet und dieses bei Nacht abschießt, sollen die Erbsen wie Lichtlein in der Luft aussehen.

Wenn man ein Licht durch einen Schuß auslöschen will, so thue man, wie folgt: Man lasse sich ein brennendes Licht auf 30 bis 40 Schritt hinsetzen, stelle sich an einen Ort, wo es recht finster ist, und ziele unten an die Flamme. Sobald die Helle auf der Ritze des Visirs einfällt, so drücke man los, und man wird unfehlbar das Licht mit der Kugel auslöschen.

Um einen Zwirnsfaden mit der Kugel bis auf 60 Schritt zu treffen, wird folgendes Experiment vorgeschlagen: Man nehme eine kleine Kugel, welche nur halb so groß wie das Kaliber des Gewehrs ist. Diese durchbohre man und ziehe durch das Loch geglühten Draht hindurch, den man unten an der Kugel befestigt. Dann wird die Kugel so lange mit dem Draht umwickelt, bis sie so groß ist wie eine Kugel, die in das Gewehr hineinpaßt. Dann wird die überſponnene Kugel mit schwarzem Wachs überstrichen, damit sie einer alten Kugel ähnlich sieht, und nun in Gegenwart desjenigen Mannes, mit dem man gewettet hat, in den Lauf hineingelegt. Bei dem Schuß soll der Draht auseinanderfahren und sich so lang und breit ausdehnen, daß man unfehlbar mit diesem Schuß den Zwirnsfaden treffen und zerreißen muß. — Vielleicht versucht einer der Leser dieses Kunststück.

Sehr wichtig ist heute jedem Schützen, daß sein Gewehr „guten Brand" hat, d. h. daß das Pulver nicht langsam, sondern mit einem Male bis auf den letzten Rest verbrennt und so vollständig und auf einen Schlag zur Wirkung kommt. Schon in früheren Jahrhunderten aber hatte der Brand bei den Gewehren Bedeutung, wie aus folgender Stelle hervorgeht:

„Es finden sich Feuer-Röhren, mit denen man ein Thier gut schießt, und es doch weit lauft, ehe es enden, stürzen oder fallen will. Dergleichen mögen also gebessert werden. Man lade ein Rohr mit Pulver, fange sodann eine junge Schlange, lasse solche etliche Stund im Rohr, schiese sie sofort an einen Eichbaum (oder wo man sonst

Platz findet), dieses nennen die Jäger den kalten Brand. Noch besser ist der heiße Brand. Man nimmt das Rohr aus dem Schafte, und suchet sodann eine Blindschleiche, läßt sie in dem Laufe 24 Stunden wohl verstopfet liegen, damit sie crepire. Ladet alsbald Pulver und die Blindschleiche oben darauf und schießt sie nun in die freye Luft."

Daß der Glaube an alle diese zum größten Theile recht albernen „Zauberkünste" bis heute noch nicht ganz ausgestorben ist, daß es heute noch ältere Forstbeamte gibt, die da glauben, durch allerlei Zauberkünste ihr eigenes Gewehr oder das eines anderen Schützen beeinflussen zu können, das ist sicher. Mag auch Manches im Scherze geschehen, so sind diese Scherze doch auf den alten waidmännischen Aberglauben zurückzuführen, den wir hier dem Leser in Kürze vorführen wollten.

Ein Kapitel vom Staube.

Beitrag zur Gesundheitspflege.

Von

Ewald Paul.

(Nachdruck verboten.)

Den Vorzügen, die in der Vielgeschäftigkeit und der ungeheueren Verkehrsregsamkeit unserer Zeit unverkennbar zu Tage treten, stehen auch arge Nachtheile gegenüber, und einer von diesen ist die von der heutigen Schaffenslust und Schaffenskraft bedingte gewaltige Stauberzeugung, welche tiefgreifende Wirkungen auf die Volksgesundheit ausübt. Während unsere Vorfahren des vergangenen Jahrhunderts ihr Dasein in Einfachheit und — sofern nicht höhere Störungen, Schicksalsschläge, wie Kriege und Empörungen u. dergl. eintraten — in Ruhe verbrachten, während Jene im Allgemeinen in Regelmäßigkeit und Mäßigkeit der Arbeit wie der Genüsse ihr Glück fanden, ist in der Gegenwart das Leben ein ungleich anderes geworden. Wir heischen ungleich mehr nach Genüssen, als Jene, und wenden auch ungleich mehr Arbeitszeit, unverhältnißmäßig mehr Mühen auf. Der Wahlspruch der Jetztzeit ist: Anspannung aller Kräfte zu möglichst einträglichem Erwerb, zur Erlangung möglichst vieler Lebens-

annehmlichkeiten, und haben solche Strebungen einerseits gar manchen Fortschritt im Gefolge gehabt, so haben sie andererseits auch einen sehr aufregenden und nach vielen Richtungen hin schädigenden Existenzkampf heraufbeschworen.

Hastiges Arbeiten und hastiges Genießen ist etwas Alltägliches geworden, die Menschen der Gegenwart haben es eilig mit ihrer Zeit und nutzen die Minute und die Sekunde. Das Straßenleben, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts oder noch früher in den großen Städten herrschte, ja selbst dasjenige, welches um die Mitte unseres Jahrhunderts den bürgerlichen Siedelungen eigenthümlich war, ist fast ein Schlafzustand gegenüber dem modernen Thun und Treiben unserer wichtigen Verkehrscentren. Damals kannte man keine Industrie in unserem Sinne, es sorgte das weit geräuschloser arbeitende, viel weniger aufregende, viel weniger in die Weite treibende Gewerbe und ein im Großen und Ganzen an die Scholle gebannter, ein sogenannter Klein- und Mittel-Kaufmannsstand für die Bedürfnisse. Heute hat die Spekulation Alles in's Große gedehnt, heute haben wir Weltindustrien, Weltkaufleute, Weltverkehrsmittel.

Und das ist das Zeitalter des Staubschadens. Eine verhältnißmäßig staubfreie Luft erfüllte und umgab die damaligen Städte, Staub, Dunst und Qualm aller Art liegt über unseren großen und überhaupt über unseren Geschäftsstädten. Damals war noch der Arbeiter gewohnt, behaglich seines Wegs zu gehen, heute hetzt der Kampf um das Dasein die große Masse der Arbeitenden

im eiligen Getriebe durch Straßen, in denen sich Hunderte und Tausende von Geschirren aller Art, zahllose Lastwagen und andere dem Geschäftsleben dienende Gefährte neben den leichten Gespannen des Vergnügungslebens, die groben Rollfuhrwerke neben den vielen Droschken und eleganten Herrschaftskutschen als beträchtliche Stauberzeuger bemerkbar machen. Ehedem konnten die meisten Menschen im eigenen Bereiche ihr Tagewerk verrichten, heute sind sie in die Mauern der Fabriken, in die großen, geräuschvollen, von mehr oder minder beträchtlichen Schaaren von Menschen unter erheblicher Stauberzeugung benutzten Arbeitsräume gebannt.

Die Gefahr, die in dem modernen Staubleben liegt, ist von den Hygienikern, den Pflegern und Beobachtern der öffentlichen Gesundheit, längst erkannt worden, und man hat von dieser Seite aus umfängliche Schritte zu möglichster Einschränkung des Staubes gethan. Diese Bemühungen sind vorzugsweise den Städten, den großen Verkehrs- und Fabrikorten zugewendet worden, und es läßt sich durchaus nicht verkennen, daß in dieser Richtung erhebliche Opfer gebracht wurden. Es sei hier nur an die großartigen Einrichtungen zur Abfangung und Aufsaugung des Staubes in den durch winzige Abfälle für das Wohlbefinden der in ihnen Beschäftigten besonders schädlichen Fabriken, z. B. in den mit Millionen und Milliarden feiner Flöckchen und Härchen die Athmungsorgane ihrer Arbeiter bedrohenden Spinnereien, an die kostspieligen, zeitraubenden, umständlichen Sprengvorrichtungen der Großstädte erinnert.

Jedoch mit der Einschränkung des Staubes in den Arbeitsräumen und auf den Straßen und Plätzen ist nicht Alles gethan, denn auch kleine Mengen von Staub vermögen den Athmungswerkzeugen und insonderheit den Lungen schädlich zu werden, sobald dieselben Zeit und Gelegenheit haben, sich tiefer einzunisten, beziehungsweise sich irgendwo festzusetzen. In der Lungenempfindlichkeit und Lungenschwäche der modernen Menschen, in der Nachlässigkeit, mit der die im Strudel des geschäftigen Lebens, in den Industrieräumen, Bureaux, Comptoirs Thätigen, die von Tag zu Tag anschwellende Schaar der Stubenhocker und die großstädtischen Straßenmenschen ihre Athmungsorgane behandeln, liegt die Erklärung für die kolossale Staubgefahr unserer Großstädte.

Die Zahl der Brustkranken in den Verkehrscentren und Industriegegenden ist nachgerade zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen, und daß sie mit dem Staube und dem Hetzen des Straßen- und Fabriklebens zusammenhängt, wird von den größten Aerzten und Krankheitsforschern zugegeben. Aber es würde thöricht sein, dem Staube allein die Schuld zu geben, wie dies von so vielen Leuten gethan wird. Staub athmen wir überall, auf dem Lande, in unseren Gärten, sogar im Walde und im Gebirge ist die Luft nicht ganz staubfrei. Wollten wir gänzlich dem Staube entgehen, so müßten wir uns schon auf das hohe Meer hinaus flüchten und zwar auf einem gläsernen oder metallenen Schiffe, denn auf den gebräuchlichen Fahrzeugen entwickelt sich auch aus den Holzbestandtheilen einiger Staub, und ferner sondert der Waarenraum mit

seiner Fülle verschiedener Artikel mancherlei mikroskopisch kleine Stoffe ab. Oder wir flüchten uns in das höchste Hochgebirge, auf die mit ewigem Schnee bedeckten Felsen — dort würden wir freilich vom Staube wenig belästigt sein, aber auch andererseits die Annehmlichkeiten des Lebens zu entbehren haben, insofern es überhaupt möglich wäre, daß wir in der ewig rauhen, dünnen Luft da oben zu existiren vermöchten.

Der Staubathmung sind also fast alle Menschen, selbst bei den gesündesten Beschäftigungen ausgesetzt, aber der Staub wirkt nur auf diejenigen Menschen schädlich, die ihn nicht genügend ausathmen und ihn zu lange in den Athmungsorganen belassen.

Die Soldaten marschiren im Hochsommer auf der Landstraße in dichten Kolonnen durch dichten Staub. Die armen Teufel müßten — wenn es auf den Staub allein ankäme — alle lungensüchtig werden, ihre Lungen müßten die reinen Staubsäcke sein, aber glücklicher Weise ist dem nicht so, ihre Lungen athmen den Staub ein, athmen ihn aber auch wieder aus. Durch Turnen und richtiges Marschiren werden bei dem Militär die Lungen zu kräftiger, voller Athmung angehalten. Auch der Bauernstand ist bei der Feldarbeit und dem Herumtummeln auf staubigen Chausseen und Dorfstraßen stark dem Staube ausgesetzt. Dessenungeachtet sind auch bei ihm im Gegensatz zur Stadt die schädlichen Folgen sehr geringe und zwar aus dem gleichen Grunde wie bei den Trägern des bunten Rockes: weil ihm durch rege und vielseitige Körperarbeit Gelegenheit geboten ist, seine Lungen in vollkräftiger und ruhiger Athmung zu reinigen.

Das Stadtleben hingegen erheischt vorwiegend einseitiges und hastiges Arbeiten, einseitiges und hastiges Athmen. Die meisten Stadtmenschen und fast alle Stubenhocker arbeiten in mehr oder minder gebückter Stellung, d. h. mit nach vornüber gebeugtem Brustkorb. In solcher Stellung athmet die Lunge nie vollständig, sondern nur mit dem mittleren und unteren Theile, wohingegen die Luft nicht in die Lungenspitzen dringt. Unter Lungenspitzen versteht man die schmalen, oberen Parthien, in welche die beiden Lungenflügel unter den Schultern auslaufen. Die spitzen oberen Lungenparthien sind bei den meisten Leuten vernachlässigt. Selbst bei sonst kräftigen Lungen, die über ihrem unteren und mittleren Theile einen breiten und gewölbten Brustkorb tragen, kann man manchmal eingefallene Lungenspitzen beobachten, und das kommt daher, weil diese Leute nicht genug tief athmen und ihre kräftigen Athemstöße sozusagen nur von der mittleren und unteren Lunge verrichten lassen. Bei flachen, schmalen Brustkörben sind die Lungenspitzen fast immer in schlechtem Zustande, denn, wären sie gepflegt, so würde eben die ganze Lunge gepflegt und gekräftigt, und mit ihr der Brustkorb geweitet und gehoben sein.

Die Menschen mit schwachen, empfindlichen, ungenügend athmenden Lungen — und solche Menschen trifft man vorwiegend in den Städten — sind die richtigen Opfer für den Staub. Die mit dem Staube in Beziehungen stehende Schwindsucht beginnt gewöhnlich in den Lungenspitzen. Diese sind die Senkgruben der Lungen. Hier lagert sich aller Staub und Unrath, den wir im Leben

einathmen müssen, ab, sobald die Lungenspitzen nicht athmungstüchtig sind, also das Eingeathmete nicht völlig wieder herausschaffen. Die Lungenspitzen, welche schlecht oder gar nicht athmen, fallen allmählig ganz oder theilweise ein, und die Staubmengen, die wir überall, in den Stuben, auf den Straßen, in den Werkstätten, im Bierhause, auf Landparthien, im Ballsaale in die Luftwege bekommen, haben einen guten Platz, wo sie sich ansammeln können. Die Lungenspitzen werden durch den Staub gereizt, sie entzünden sich. Der Kranke verspürt Schmerzen in der Schulter. Sie stammen daher. Die entzündeten Lungen sondern eine Ausschwitzung ab, die in den Speichel kommt und viele Kranke beängstigt. Dauert diese schleichende und theilweise, nicht etwa über die ganze Lunge verbreitete Entzündung allzu lange, treten andere ungünstige Umstände, vielleicht übermäßige Arbeit, übermäßige Genüsse, schlechte Ernährung hinzu, so folgt der Entzündung eine Vereiterung, die nichts anderes als die Schwindsucht ist.

Dies ist das Bild der sogenannten Staubschwindsucht, der gegenwärtig so viele Tausende und Hunderttausende von Menschen zum Opfer fallen und die insbesondere in den Großstädten, in den Orten großartiger Menschenanhäufungen und in den modernen Industrieorten derartige Verheerungen anrichtet, daß sich ängstliche Leute geradezu vor dem Aufenthalte in solchen Gegenden fürchten. Das ist aber ein großer Unsinn, denn — wie wir schon vorhin bemerkten — Staub ist überall, auf dem flachen Lande, in den Dörfern so gut wie in der Stadt, es hängt

nur von uns ab, daß wir ihn nicht schädigend auf unsere Lungen wirken lassen. Die Stauberzeugung völlig zu verhindern vermögen wir ebenso wenig, als den Staub völlig wegzufangen, bevor ihn unsere Athmungsorgane einzusaugen streben, wohl aber sind wir in der Lage, unsere Lungen in den Stand zu setzen, daß sie das Eingeathmete wieder ausathmen. Dazu ist Tiefathmen nöthig. Im Tiefathmen, in der vollen Bethätigung der Lungen, liegt das beste Schutzmittel gegen den Staub.

Die meisten Menschen der modernen Welt können gar nicht mehr ordentlich athmen, weil sie Stubenhocker, beziehungsweise solche Leute sind, die mit vornüber gebeugtem Brustkorb arbeiten und die sich nicht die Mühe geben, ihre Lungen zu pflegen. Bei gebeugter Körperhaltung arbeitet die Lunge nie vollständig, bringt die Luft nie aufblähend und reinigend in die Lungenspitzen. Dies ist nur möglich, indem wir uns gerade aufrichten, den Brustkorb herausrecken, ohne ihn dabei zu zwingen oder zu übertreiben, und langsam und tief aufathmen. Würden Diejenigen, welche Tags über nur mit halber Lunge arbeiten und obenein eine schwache Lunge haben, Morgens, Mittags und Abends einige wenig umständliche Athemübungen vornehmen, um auch ihre Lungenspitzen richtig und ruhig arbeiten zu lassen, würden dieselben auf Kräftigung und Abhärtung ihrer Lungen ihr Augenmerk lenken, so dürften sie sicherlich vor der Staubgefahr geschützt sein. In einer vollathmenden Lunge vermag sich kein Staub aufzuhalten, die kräftigen Athemzüge schaffen gleich dem Zugwinde den Staub heraus. Daß bei den meisten Lungenspitzen-

Erkrankungen Staubbelastung der Athmungsorgane vorhanden ist, beweist das trockene Hüsteln, das sich bei derlei Kranken sofort einstellt, wenn man ihnen Tiefathmen anräth. Ueben sich aber diese Leute — wie Schreiber dieser Zeilen an sich selbst und auch an Anderen erfahren hat — im regelmäßigen Tiefathmen, so verschwindet allmählig das Hüsteln, und es hört mit demselben Augenblicke auf, da es gelungen ist, den Staub aus den Lungenspitzen herauszuschaffen und diese letzteren nach Möglichkeit wieder aufzublähen.

Der Staub bereitet den vielbeschrienen Schwindsuchtspilzen ihr Plätzchen, sobald wir ihn in unseren Lungen dulden. Schaffen wir ihn jedoch regelmäßig heraus, halten wir unsere Lungen unter richtiger Athempflege, nun, so werden uns auch die gefürchteten Baccillen nichts anzuhaben vermögen. Jeder gesunde Mensch hat offenbar schon massenhaft solche Schwindsuchtspilze eingeathmet, ohne Schaden davon zu erleiden, denn seine Lunge schaffte die kleinen Eindringlinge auf demselben Wege hinaus, auf dem sie gekommen waren. In der bewegten, vollathmenden Lunge eines Gesunden finden die Baccillen keinen Nährboden, dieselben lieben die Ruhe zu ihrer Vermehrung und zum Vernichtungswerke und siedeln sich nur in den vernachlässigten, ungenügend arbeitenden Lungen an, wo sie sich diejenigen Stellen heraussuchen, die sich beim Athmungsgeschäft unthätig verhalten. Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung hat man in der Thatsache, daß gerade unter denjenigen Leuten die Lungenkrankheiten sich ausbreiten, welche ihre Lungen schlecht pflegen.

Was sind die Lungen? Eigentlich nichts Anderes als große, aus Hunderttausenden von kleinen Zellen bestehende Blasen, die sich beträchtlich ausdehnen, indem wir die Luft, die uns umgibt, hineinathmen und die zusammenschrumpfen, sobald wir die darinnen befindliche Luft wieder ausstoßen. Das Heben und Senken des Brustkorbes deutet diese Vorgänge an. Die Lungen haben beständig zu arbeiten, um dem Körper die zu seiner Gesunderhaltung nöthige gute Luft zuzuführen. Die meisten Menschen erschweren den Lungen ihre Pflicht freiwillig oder unfreiwillig in außerordentlichem Maße, sie wissen nicht oder bedenken nicht, daß in einer Ueberlastung dieser zarten Gewebe, wie sie die Staubathmung mit sich bringt, eine schwere Gefahr liegt und sündigen in der leichtfertigsten Weise gegen ihre Gesundheit. Gering ist gegenüber der Schaar der Nachlässigen die Zahl jener Menschen, welche Verstand und Ausdauer genug haben, um ihren Lungen das bei gegenwärtiger Lebensweise ohnehin sehr erschwerte Athmungsgeschäft zu erleichtern. Diese Menschen bewahren sich — mag auch ihr Körper sonst noch so schwach sein — bis in ihr hohes Alter hinein gesunde Lungen.

Die einfachsten Verrichtungen, die einfachsten Maßregeln geben uns die Möglichkeit, ja, geradezu die Sicherheit an die Hand, von der Stauberkrankung unserer Lungen verschont zu bleiben, oder wenn uns dieselbe bereits betroffen hat, uns davon zu befreien. Das oberste Gesetz in dieser Richtung ist das, unsere Lunge an volles, tiefes Athmen zu gewöhnen, das ist hundert- und tausendmal mehr werth als alle Badereisen und Medicinen, wie jeder

verständige Arzt gewiß zugeben wird. Es sei nochmals gesagt: die „Schwindsuchtsbaccillen“, die uns der Staub zuträgt, fühlen sich in einer regelmäßig arbeitenden Lunge nicht wohl, sondern gedeihen nur in den Athmungsorganen Desjenigen, der sich nicht Mühe gibt, voll und ganz zu athmen, und bei dem vielleicht verschiedene Theile der Lunge durch mangelhaften Gebrauch brachliegen oder verschrumpft sind. Auf stehenden Gewässern, sehr geschützten, selten aufgerührten Teichen erzeugt sich eine dichte Pflanzendecke, eine Sippe von Pilzen, die sich üppig vermehrt, in Kleidern, die ungenutzt im Schranke hängen, macht sich's das Mottengesindel bequem, in Flüssigkeiten, die wir ungeschützt und ungeschüttelt in Keller und Kammer aufbewahren, gedeiht der Schimmelpilz. Wäre das Wasser des Teiches ein regelmäßig bewegtes, so würde die ekelgrüne Schmarotzerdecke, die das Wasser einem Sumpfpfuhl ähnlich macht, unmöglich; tragen wir unsere Kleider, so halten sich die Motten davon fern, und rühren wir die Flüssigkeiten um, die wir in den Töpfen und Gläsern unserer Vorrathskammern bewahren, so werden sie auch dem Schimmelpilze nicht zugänglich sein. Aehnlich ist es mit der Lunge. Wird sie bis in ihre äußersten Winkel hinein regelmäßig in Bewegung gebracht und mit reiner Luft durchsetzt, so werden ihr Stauberkrankungen fernbleiben. Im entgegengesetzten Falle hingegen gibt sie dem Staube und mit diesem den vorhin erwähnten winzigen Zerstörungspilzen Gelegenheit, sich einzunisten und auszubreiten auf Kosten des Lungengewebes.

Gegen die immer weiter um sich greifenden Staub-

schäden unserer Tage gibt es also kein besseres Mittel als Athmungsgymnastik und Lungenpflege. Im gleichen Maß, als sich die große Menge der Städtebewohner und Industriemenschen, als sich die Hunderttausende von Stubenhockern eine rationelle Pflege ihrer Athmungsorgane angelegen sein lassen, dürfte jene Staubgefahr sich vermindern, die dermalen weite Bevölkerungskreise in Schrecken setzt, dürften jene Stauberkrankungen verschwinden, die heute Millionen von Menschen heimsuchen.

Römische Kaiserreisen.

Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Hadrian.

Von

E. Straeter.

Man geht bei der Betrachtung der alten Geschichte häufig von dem falschen Gesichtspunkte aus, als ob unser Jahrhundert in Bezug auf Kultur jene Zeit so gar weit überholt habe. Man rühmt sich mit Recht der Eisenbahnen und Dampfschiffe, des Telegraphen und des Telephons, und freut sich des Fortschrittes gegenüber der Reise- und Postschnecke des 18. Jahrhunderts, aber man geht fehl, wenn man nun unwillkürlich die Reiseverhältnisse des kleinstaatlichen Deutschland im 18. Jahrhundert auf das Alterthum überträgt.

Wie das römische Reich in Hinsicht auf Rechtspflege und Verwaltung im Allgemeinen der Lehrer gewesen ist, bei dem alle späteren Kulturvölker Europa's in die Schule gegangen sind, so insonderheit auch in Bezug auf den Verkehr, die Verbindung der einzelnen Theile eines großen Reiches unter sich. Man braucht nur einen tieferen Einblick in den Mechanismus zu thun, der die alte Welt zu einem wohlgefügten Ganzen verband, um sich von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen.

Was die Ausdehnung der Reisen anlangt, so haben die Alten bei ihren geringeren Verkehrsmitteln Erstaunliches geleistet. Man braucht nur an die bekannten Fahrten der Phönicier zu erinnern. Und später im römischen Reiche waren die Reiseeinrichtungen derart, daß sie einen Vergleich mit den unserigen gar wohl vertragen. Ein ungeheures Straßennetz, dessen gewaltige Ueberreste uns noch heute Bewunderung abzwingen, verband es in allen seinen Theilen. Und auch sonst war zur Bequemlichkeit der Reisenden Alles gethan, was mit den vorhandenen Mitteln nur eben geleistet werden konnte. Schon Augustus hatte eine Reichspost, wenn auch zunächst nur für Staatszwecke eingeführt. Selbst Fahrpläne und „Bädeker" waren dem Alterthum nicht fremd. Man hat Verzeichnisse gefunden, auf denen Wege und Stationen genau angegeben sind. Friedländer erzählt in seiner Sittengeschichte Roms, der wir manche werthvolle Notiz entnehmen, von einer im Jahre 333 n. Chr. sehr genau abgefaßten Reiseroute von Bordeaux nach Jerusalem für Pilger. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. sorgte eine Oberpostdirektion

in Rom für die Entwickelung des Postwesens, und dem Privatverkehr dienten Fuhrunternehmer, die in manchen Städten sich zu Innungen vereinigten.

Diesen Einrichtungen entsprach die Schnelligkeit des Reisens in hohem Grade. So reiste man von Antiochia nach Konstantinopel in sechs Tagen, was für den Tag fünfundzwanzig deutsche Meilen ausmacht, und Julius Cäsar, der wegen der Schnelligkeit seiner Reisen berühmt war, gebrauchte von Rom bis zur Rhone nicht ganz acht Tage. Von Tiberius ist sogar bekannt, daß er auf einer Reise nach Germanien 39½ Meilen in 24 Stunden zurücklegte. Aehnlich war es mit den Reisen zur See, und eine Inschrift erzählt von einem Kaufmann aus Hierapolis in Phrygien, daß er im Verlaufe weniger Jahre 72mal von Kleinasien nach Italien gefahren sei.

Dabei war für Gasthäuser überall Sorge getragen, die von den Reichen allerdings nicht sehr viel benutzt wurden, weil sie ihren Luxusbedürfnissen nicht in genügender Weise nachkommen konnten, denn diese römischen Reichen reisten oft mit einem fabelhaften Troß, und es ist nicht anzunehmen, daß die Gemahlin des Kaisers Nero, Poppäa, die nach dem Bericht des römischen Geschichtsschreibers Plinius 500 Eselinnen mit sich führte, um täglich in ihrer Milch baden zu können, sich mit der Einrichtung der damaligen Herbergen begnügt haben wird.

Die Reisen waren übrigens damals verhältnißmäßig so häufig wie heute. Denn nicht nur war der Handelsverkehr ein äußerst reger, sondern auch wissenschaftliche

Forschungsreisen, Reisen infolge von Versetzung oder behufs Inspektion der Beamten, auch solche zum Vergnügen, waren an der Tagesordnung. Reisen nach Wallfahrtsorten oder zu religiösen Festen fanden mit einer gewissen Regelmäßigkeit statt. So finden wir am ersten Pfingstfest in Jerusalem Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Cappadocier, Leute aus Pontus, Phrygien, Pamphylien, Libyen, Kyrene, Rom, Kreta und Arabien, Vertreter aus fast sämmtlichen Theilen der damals bekannten Welt.

Wenn nun schon der Leser einen kleinen Einblick in die großartige Ausbildung des alten Reisewesens gewonnen hat, so wird er doch die Bewunderung, die er etwa Seume, dem berühmten Spaziergänger nach Syrakus, nicht versagt, in ungleich höherem Maße einem Manne zollen, dem sich, was Fußreisen anlangt, kein Zweiter in der Geschichte aller Zeiten und Völker an die Seite stellen kann: dem römischen Kaiser Hadrian.

Am 24. Januar 76, unter der Regierung des Kaisers Vespasian, sechs Jahre nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, wurde Publius Aelius Hadrianus zu Rom geboren. Gregorovius, der geistreiche Verfasser der „Wanderjahre in Italien", entwirft in seinem Buche „Hadrian" ein überaus fesselndes Lebensbild des Kaisers. Früh schon reiste er, auf's Sorgfältigste gebildet, nach Spanien, um beim dortigen Heere Dienst zu nehmen. Aber bald wurde er von seinem Vormund, dem Kaiser Trajan, nach Rom zurückgerufen, denn er hatte sich Ausschweifungen aller Art ergeben und liebte vorzüglich die Jagd und körperliche Uebungen bis zum Uebermaß. In Rom erstieg er eine

Stufe im Staatsdienst nach der andern. Bald trat er auch mit Trajan, dessen Großnichte Sabina er als Gemahlin heimführte, in nähere verwandtschaftliche Beziehung. Daß er nach dem Tode des Kaisers, der keine Leibeserben hinterließ, zu dessen Nachfolger ausgerufen wurde, verdankte er hauptsächlich der Gemahlin Trajan's, Plotina, die infolge dessen die schändlichsten Verleumdungen über sich ergehen lassen mußte. Am 9. August des Jahres 117 erhielt er die Adoptionsurkunde, am 7. oder 8. war Trajan gestorben.

Was die Regierung Hadrian's vor der seiner Vorgänger besonders auszeichnet, war die Friedensliebe dieses Kaisers. Mit ihm beginnt ein neues Zeitalter. Rom gibt den Gedanken der Weltherrschaft, der weiteren Eroberungen auf. Der neue Kaiser zieht die Heere Trajan's, die auf dem Wege nach Indien waren, bis diesseits des Euphrat zurück und gibt Armenien, Mesopotamien und Assyrien auf, die sich doch ohne wesentliche Vermehrung des Heeres nicht hätten halten lassen. Er begnügt sich damit, die alten Grenzen zu beschirmen, und so hat er dem römischen Reiche einen im Wesentlichen nur durch den verzweifelten Aufstand der Juden (132—135 unter Bar-Kochba, dem Sternensohn) unterbrochenen Frieden gesichert, dessen Segnungen er seine Unterthanen vom Atlantischen Ocean bis zum Euphrat, von Schottland bis an den Atlas und die Katarakte des Nils genießen zu lassen bestrebt war. Schaaren von Maurern und Zimmerleuten führte er auf seinen Reisen mit sich, Festungswerke, Straßen und Städte erstanden in den Gegenden, die seine Anwesenheit beglückte.

Seine feenhafte Villa Tivoli bei Tibur, deren wundervolle Bildsäulen heute die Museen von ganz Europa schmücken. war die Krone seiner Bauten. Alle die reichen Erfahrungen und Eindrücke, die er auf seinen Reisen gewonnen, wurden auf diesem Prachtsitz verwerthet, der dennoch mit allen seinen Herrlichkeiten den kaiserlichen Reisenden nicht an die Heimath zu fesseln vermochte.

Keine Provinz in dem ganzen weiten römischen Reiche gab es, die der Unermüdliche nicht meist zu Fuß und unbedeckten Hauptes durchwandert hätte. Ohne Zweifel hat er ein Reisetagebuch geführt. Es ist leider verloren gegangen. Nur ein Brief aus Egypten an seinen Schwager Servianus ist erhalten. Er bezeugt seine scharfe Beobachtungsgabe und gibt uns einen annähernden Begriff von der Größe unseres Verlustes.

Seine erste große Inspektionsreise trat der Kaiser im Jahre 120 oder 121 an, sie galt dem Westen seines Reichs. Nachdem er das längst römisch gewordene Gallien besucht, eilte er nach Germanien. Eben erst hatte Tacitus die Augen Roms auf dieses wälderreiche, düstere Land von Neuem gelenkt und die Einfachheit der Sitten wie den trotzigen Unabhängigkeitssinn seiner Bewohner den Römern als Spiegel vorgehalten. Das römische Germanien umfaßte den kleinsten Theil unseres Vaterlandes. Moguntiacum (Mainz) war die Hauptstadt des oberen Germaniens, außerdem blühten Worms, Speier, Straßburg und Basel empor. Oestlich vom Rhein und nördlich von der Donau gehörte die Landschaft von Baden bis Tübingen und zum Odenwald, außerdem das helvetische Gebiet dazu. Unter-

germanien mit seiner Hauptstadt Colonia Agrippina (Köln) überschritt zur Zeit Hadrian's den Rhein nicht. Dies ganze Gebiet durchzog der Kaiser, die Legionen (es standen hier die Kerntruppen des Reichs) inspizirend, die verfallene Kriegszucht wiederherstellend und sich bis in das kleinste Detail um die Verhältnisse auch des Einzelnen kümmernd, ebenso besorgt für ihr Wohl, wie streng in seinen Anforderungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er es auch, der den ungeheuren 60 Meilen langen Grenzwall, dessen Riesentrümmer heute im Volksmunde „Teufelsmauer" heißen, beenden ließ. Es ist, als habe er geahnt, daß von hier, von der ungebrochenen Naturkraft der germanischen Völker, nicht vom Osten, wie mancher seiner Vorgänger geglaubt, seinem Reiche das Verderben drohe. Nachdem er die Donauländer besucht, kehrte er an den Rhein zurück und schiffte sich nach Britannien ein. Eben war hier ein blutiger Aufstand niedergeworfen worden. Doch überzeugte sich Hadrian, daß er die Grenze weiter südwärts zurückverlegen müsse, und hier ließ er zum Schutze gegen die Schotten jenes Wunderwerk römischen Fleißes bauen, den Pictenwall, der sich in einer Länge von 16 geographischen Meilen von Meer zu Meer, vom Solway-Busen bis zur Mündung des Tyne hinzieht. Er wurde 122 begonnen und besteht aus einem inneren Erdwall mit Gräben und einer äußeren Mauer mit vielen Thürmen und achtzig kleinen Kastellen. Zwischen Wall und Mauer liegen 17 große Kastelle oder befestigte Lager, durch eine gepflasterte Militärstraße mit einander verbunden.

Ueber Gallien zurück ging die Reise weiter nach Spanien, das zu seiner Zeit völlig romanisirt, ja „römischer als Rom“ war. Hat es doch außer zwei Kaisern Männer wie Seneca, den gelehrten Erzieher Nero's, und die Dichter Lucan und Martial der Welt gegeben. In Tarraco überfiel ihn eines Tages ein wüthender Sklave, der menschenfreundliche Kaiser rettete den Irrsinnigen vor der Hinrichtung, indem er ihn dem Arzte überwies.

Darauf durchwanderte er den Orient, wahrscheinlich 123 bis 125, und kam bis an das Schwarze Meer. Er war an der Stätte des alten Troja, das bis auf Schliemann's epochemachende Ausgrabungen ein Gegenstand regsten Interesses für alle Zeiten geblieben ist. In Pergamon bewunderte er die prächtigen Bilderwerke, die jetzt wieder aus dem Schutt hervorgeholt sind und eine Zierde der deutschen Reichshauptstadt bilden. Von der kleinasiatischen Küste begab er sich nach Griechenland, dessen Bildung sein Lebenselement war, so daß man ihn zu Rom spöttisch „das Griechlein“ nannte. Heller Jubel empfing ihn, und besonders über Athen kam durch seine Anwesenheit eine Nachblüthe, in der Kunst und Wissenschaft hier ihren Thron aufgeschlagen hatten, und die bis in das 6. Jahrhundert angedauert hat, wo Justinian I. die athenische Gelehrtenschule aufhob und damit dem Christenthum den endgiltigen Sieg über das Heidenthum verschaffte, aber auch zugleich die Flamme verlöschte, die das ganze Alterthum mit ihrem milden Glanze verklärt und verschönt hatte. Hier wandelte der Kaiser mitten in der Marmorpracht, die später so traurig zerstört werden sollte und

deren Herrlichkeit wir uns auf künstliche Weise wieder zusammensetzen müssen, um Herz und Auge an ihr zu bilden und zu erquicken. Nach dreijährigem Aufenthalte kehrte er Ende 126 über Sicilien, wo er den Aetna bestieg, nach Rom zurück.

Im Sommer 128 war er in Afrika. Spartian erzählt in seiner Lebensgeschichte des Kaisers, bei seiner Ankunft sei nach fünf Jahren der erste Regen gefallen, und dies glückliche Zusammentreffen habe ihm die Herzen der Afrikaner sofort gewonnen.

Bald nach seiner Rückkehr nach Rom trat er gegen Anfang 129 über Athen seine zweite Orientreise an. Er weilte hier wie in anderen Städten Griechenlands längere Zeit. Ueberall wurde er jubelnd empfangen und durch Feste gefeiert. Dann nahm er in Ephesus, der Perle unter den Städten an der kleinasiatischen Küste, Aufenthalt. Der Zauber einer herrlichen Natur und der Kunstsinn der römischen Kaiser wetteiferten miteinander, die schöne Stadt zu schmücken. Herrlich war der Tempel der Diana, ein Wunderwerk der alten Baukunst, nach jenem Brande, den die Fackel des wahnsinnigen Herostratus in der Geburtsnacht Alexander's des Großen entzündet, aus seinen Trümmern wieder erstanden, und die ersten Bildhauer und Maler hatten ihn seit jener Zeit mit ihren Meisterwerken geziert. Wie man heute zu berühmten Museen reist, so wanderte die damalige gebildete Welt zu dieser reichen Schatzkammer der bildenden Künste. Der Ruf: „Groß ist die Diana der Epheser!“ besagte in künstlerischer Beziehung die volle Wahrheit. Und hier, neben

der berühmten Göttin, wurden dem Hadrian und seiner Gemahlin nach ihrem Tode göttliche Ehren zu Theil, Beweis genug, daß der Kaiser bei seiner Anwesenheit das Füllhorn seiner Gnade voll über die glückliche Stadt ausgeschüttet haben muß, um einen Dank zu verdienen, wie ihn stolzer keine Stadt und kein Großer der alten Welt darbringen konnte.

Von hier aus besuchte er die übrigen Städte Kleinasiens, besonders Smyrna, das nach ihm den Beinamen Hadriana annahm. Die alte Stadt, die sich rühmte, der Geburtsort Homer's zu sein, errichtete dem Kaiser einen prächtigen Tempel und feierte sein Andenken durch glänzende Spiele. In Nachbarstädten, wie Kolophon und Magnesia, Thyatira, Tralles und Milet feiern Inschriften seine Wohlthaten.

Von Kleinasien zog er 130 nach Syrien und besuchte Antiochia, wo er einst den Ruf auf den römischen Kaiserthron in Empfang genommen hatte. Wie ein moderner Tourist erstieg er den Berg Kasios in der Nähe der Stadt, um von da aus den Sonnenaufgang zu beobachten. Auch in dem reichen Damaskus und in Palmyra, der Palmenstadt war er, wo noch heute Tempelruinen seinen Namen tragen. Von hier führte ihn sein Weg nach Paläſtina. Jerusalem lag in Trümmern. Die Bevölkerung lebte in dem jämmerlichsten Zustande, nur in Jamnia am Meer bestand eine Rabbinerschule unter dem berühmten Rabbi Ben-Akiba, die noch einen gewissen Mittelpunkt für das Volk abgab. Hadrian prüfte selbst an Ort und Stelle den Plan zum Wiederaufbau Jerusalems, und seit 130 wurde rüstig an der Aelia Capitolina gebaut, der römischen

Burg, die sich auf dem heiligen Berge Jehova's erhob. Von seiner Anwesenheit in der römischen Provinz Arabien erzählt eine Münze mit deutlicher Bildersprache. Neben einem Altar kniet eine Frau, durch ein nebenstehendes Kameel als Arabia gekennzeichnet. Der Kaiser reicht ihr die Hand, um sie zu erheben, wie er sie durch seine Thätigkeit daselbst wirklich erhoben hat. Petra, eine der beiden Hauptstädle der Provinz, nahm Hadrian's Namen an, muß also Ursache gehabt haben, sich seiner besonderen Gunst zu rühmen. Darauf zog er durch Peräa und über die alte Philisterstadt Gaza nach Pelusium. In der Nähe dieser Stadt stellte er das verfallene Grabmal des Pompejus wieder her und verfaßte Gedichte auf ihn. In Alexandria, der wichtigsten Stadt Egyptens, wird er dann die berühmte Bibliothek und die zahllosen Bauten und Kunstwerke alter und neuer Zeit besucht haben. Ueber den Charakter der Alexandriner äußert er sich in dem oben erwähnten Brief nicht besonders günstig. Er nennt sie ein leichtsinniges, rebellisches und schmähsüchtiges Volk. Ihr Gott sei das Geld, es sei beklagenswerth, daß die Stadt so schlecht geartet sei, die ihrer Bedeutung nach sehr wohl das Haupt von ganz Egypten sein könne. Er habe ihre alten Rechte erneuert und neue hinzugefügt, und der Dank sei üble Nachrede gewesen. Als Haupterwerbsquellen erwähnt Hadrian die Glas-, Papier- und Leinwandindustrie. Wie sehr er übrigens die geistige Bedeutung der Stadt anerkannte, geht daraus hervor, daß er sich in dem berühmten Museum mit den alexandrinischen Gelehrten in wissenschaftliche Disputationen einließ.

Von Alexandrien aus trat er eine Nilreise an, und die gewaltigen Ueberreste aus der Pharaonenzeit werden ihn nicht mit wesentlich anderen Augen angeblickt haben, als heutzutage die Nilreisenden einer Stangen'schen Expedition. Bunt und überaus seltsam war aber das Gefolge des Kaisers selbst. Egyptische Gelehrte und Priester befanden sich darunter und gaben die Reiseführer und Erklärer der wundersamen Ueberreste einer reichen untergegangenen Kulturepoche ab. Auch seine Gemahlin Sabina mit ihrer griechischen Hofdichterin Julia Balbilla, sowie sein Freund und Liebling Antinous, von dessen träumerisch-melancholischer Schönheit zahlreiche Bildsäulen, die letzten selbständigen und werthvollen Erzeugnisse griechischer Kunst, uns Kunde geben, befanden sich an Bord. Wo das Ufer mit Pyramiden, Sphinxen und anderen merkwürdigen Bauten lockte, wurde angelegt. In Memphis wurde der heilige Apis bewundert, der weißstirnige heilige Stier, der kurz zuvor beinahe einen Bürgerkrieg erregt hätte, denn die Alexandriner wollten ihn den Memphiten entreißen. In Heliopolis stand noch immer die Verehrung des Sonnengottes in Blüthe. Schon die Kaiser Augustus und Caligula hatten von hier zwei Obelisken geholt und in Rom aufgestellt. Den dritten größten, den später Kaiser Konstantin von hier mitnahm, hat Hadrian noch an Ort und Stelle gesehen.

In Besa sollte ein ebenso geheimnißvolles wie trauriges Ereigniß der Reisegesellschaft Ursache zu einer phantastischen Trauerfeierlichkeit geben. Antinous, der Liebling des Kaisers, ertrank im Nil. Neuerdings ist durch Ebers'

Roman „Der Kaiser“ die Aufmerksamkeit wieder auf diese seltsame Scene gelenkt worden. Man vermuthet, daß die wunderliche Geheimlehre der egyptischen Priester dem armen Jungen den Kopf verdreht habe, und daß er sich, um ein Unglück, das die Astrologen in den Sternen gelesen, von dem kaiserlichen Herrn abzuhalten, für diesen geopfert habe. Hadrian betrauerte ihn, wie Achill den Patroklus, und ließ ihm göttliche Ehren erweisen. Auf seinen Befehl erhob sich an der Stelle Besa's dem Gestorbenen zu Ehren die Stadt Antinoopolis.

Im November 130 landete das kaiserliche Schiff bei den Ruinen von Theben. Das wunderbarste Denkmal in diesem gewaltigen Trümmerfeld war die klingende Memnonssäule. Der Kaiser ließ in griechischen Buchstaben seinen Namen auf das uralte Bildwerk einmeißeln, eine Mode, die heutzutage jeder Handwerksbursche nachahmen zu müssen glaubt. Auch die Verse, die Julia Balbilla zu des alten Memnon Ehren ihrer Leier entlockte, sind uns erhalten. Weiter ging die Fahrt nach Koptos und Myos Hormos. In der libyschen Wüste erwachte im Kaiser die alte Jagdlust, er erlegte einen Löwen, und der alexandrinische Dichter Pankrates, der die Heldenthat in artige Verse brachte, erwarb sich von Hadrian als Dank eine Stelle im Museum von Alexandria.

Dorthin kehrte nun der Kaiser mit seinem Gefolge zurück, und von hier wandte er sich über Syrien und Athen wieder der Heimath zu. Im Jahre 132 war in Athen der große Zeustempel vollendet, und Hadrian war bei der Einweihung wahrscheinlich zugegen. Es war ein

großes Fest, das hier das gesammte Griechenland vereinigte. Ein Vergnügen jagte das andere, auch recht ungriechische liefen mit unter, so eine Jagd in der athenischen Rennbahn, bei welcher tausend wilde Thiere erlegt wurden. Im Anschluß an diese Feier wurden die alten olympischen Spiele, bestehend in Wettlauf, Ringkampf und Wagenrennen, unter dem Titel „Hadriana Olympia" wieder eingerichtet, um unter der Regierung Theodosius' des Großen (394) für immer zu verschwinden.

Mitten in dem Festjubel muß ihn die Kunde von dem Aufstand der Juden erreicht haben. Er hat den Kriegsschauplatz nicht besucht, sondern blieb nach seiner Rückkehr in Rom, wo ihm sein Lebensende durch Krankheit, wie man sagt infolge der Reisestrapazen, verbittert wurde.

Vor seinem Tode leistete er seinem Vaterlande noch einen der größten Dienste. Da er kinderlos war, so adoptirte er den Aelius Verus, der ihn auf seiner zweiten Orientreise begleitet hatte. Als dieser aber, wahrscheinlich infolge seines schwelgerischen Lebens, starb, lenkte ein gütiges Geschick seine Wahl auf Titus Aurelins Fulvus Antoninus, später als Kaiser unter dem Namen Antoninus Pius, d. h. der Fromme, bekannt. Und zugleich veranlaßte Hadrian diesen zur Adoption des Mark Aurel, des nachmaligen „Philosophen auf dem Kaiserthron", so daß Rom dem Hadrian nicht nur seine eigene glückliche Regierung, sondern auch die der beiden tugendhaftesten Kaiser, die je den Thron der ewigen Stadt geziert, zu verdanken hat.

Sein Ende war ungemein schmerzhaft. Er litt an der Wassersucht, und kein Heilmittel konnte ihm Rettung oder

Linderung bringen, so daß er manchmal selbst den Tod beschleunigen wollte, der endlich am 10. Juli 138 eintrat und den schmerzgequälten Mann erlöste. Antonin wußte es durchzusetzen, daß dem Verstorbenen nach römischer Sitte göttliche Ehren zu Theil wurden.

Es war ein thatenreiches Leben, das Hadrian beschloß. Vor ihm waren die Provinzen nur Geldquellen für das Mutterland, und finanziell ruinirte Römer wurden als Statthalter hingeschickt, um nach ein paar Jahren der schamlosesten Blutsaugerei unermeßlich reich heimzukehren. Dem unermüdlichen kaiserlichen Wanderer ist es zu verdanken, daß dies nun anders wurde, und daß ein Verhältniß der Gleichberechtigung mit dem Mutterlande sich anbahnte. Ihn konnte man über den Wohlstand seines Reiches nicht täuschen. Er sah mit seinen hellen Augen den Dingen auf den Grund, stellte seine Beamten in Bezug auf ihre Redlichkeit und Pflichttreue auf die Probe, bestrafte jede Pflichtversäumniß auf das Strengste, und half, wo er konnte. Und die vielen Münzen, die auf seine Anwesenheit in den Städten seines Reiches geprägt sind, mögen sie noch so viel Schmeichelei enthalten, beweisen mit ihrem einstimmigen Lobe unwiderleglich, daß man von dem guten Willen Hadrian's überzeugt war, und daß ihm der Erfolg nicht fehlte. Daß diesem Charakter auch seine Flecken anhafteten, soll nicht geleugnet werden. Aber er war ein Mann, der es sich im Dienste der Pflicht hat sauer werden lassen und der sein großes, ungeheures Reich aus eigener Anschauung kannte, wie kein Regent vor oder nach ihm eine so ausgedehnte Länderstrecke gekannt hat.

Ein Einsiedler.

Zoologische Skizze

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Durch das ganze weite Reich der Natur, vom Menschen und den höchstorganisirten Thieren bis zum niedrigsten Lebewesen, zeigt sich unverkennbar ein Zug, welcher die einzelnen Wesen der verschiedenen Familien einander nähert, zum gemeinschaftlichen Zusammenleben in bald größere, bald kleinere Gesellschaften sie vereinigt — der Geselligkeitstrieb. Ihm folgend beziehen die Schaaren der Enten und Taucher, der Möven und Alken die sandigen Dünen und kahlen Felsengestade des hohen Nordens und bauen am Meeresstrande in den Brutplätzen Nest an Nest. Derselbe Trieb vereinigt mit wenigen Ausnahmen die Schaaren der Zugvögel, wenn sie die bald unwirthlich werdenden heimathlichen Fluren fliehen und den üppig grünenden Gefilden des Südens zueilen; er ruft nach beendigter Brutperiode die Staare und Kibitze, die Drosseln und Stieglitze zusammen, die von nun an gemeinsam die Nahrung bietenden Orte durchsuchen; er schaart die Lemminge zu ihrer

großen Wanderfahrt, vereinigt die Schwärme der Heuschrecken und Mücken, die Kolonien der Bienen und Ameisen.

Nur selten begegnet uns eines von den Thieren, das eine völlige Ausnahme von der allgemeinen Regel macht, und ganz einsam für sich sein Dasein verbringt. Als solches wäre zu nennen der bekannte Wühler im schwarzen Pelzrock, der melancholische, düstere Maulwurf; der Typus des nimmer zufriedenen, mit sich und der Welt zerfallenen Geizigen, der griesgrämige, bissige Hamster, und verschiedene andere Nager. Kein einziges von diesen abgeschlossen lebenden Thieren zeigt ein heiteres, anziehendes Wesen, doch gibt es keinen selbstsüchtigeren, mißtrauischeren, hypochondrischeren Burschen unter diesen Einsiedlern als unsern Dachs.

Der Dachs ist ein etwa 75 Centimeter langes, am Bauche schwarzes und über den Augen mit einer schwarzen Binde gezeichnetes Säugethier. In diesen Augenstreifen erkannte die lebhafte Naturphantasie unserer Vorfahren einen schwarzen Helm, und darum nannten sie ihn den Helmglänzenden, den Grimmglänzenden, Grimbrecht, Grimbart. Unter diesem Namen kennt ihn die alte Thierfabel. In „Reineke der Fuchs" tritt er als Freund und Rathgeber seines bedrohten Oheims auf. Als im Rathe der Thiere das Urtheil über den Erzschelm Reineke gefällt und der Beschluß gefaßt war, die Veste Malepartus zu stürmen, entfernte Grimbart, der im Rathe gewesen, sich eilig und eilte Reineken aufzusuchen, um ihm die Nachricht zu bringen. Doch alle Freundschaftsdienste können den Ränkeschmied nicht abhalten, seinen Neffen bis auf den heutigen Tag zu verfolgen.

Seine Wohnung schlägt unser Einsiedler am Saume der Wälder, in der Nähe der Aecker und Weinberge auf, doch steigt er auch bis in das Innere des Gebirges hinein. An der sonnenbeschienenen Seite der Hügel gräbt das Thier sich mit den scharfen Klauen seine geräumige, bequeme Höhle, polstert sie reichlich aus mit weichem Moose vom Waldboden, trägt auch welkes Gras und weiches, trockenes Falllaub hinein und richtet sich seine Behausung so behaglich als nur immer möglich ein. Der ganze Bau hat eine Menge Luftlöcher, durch welche beständig ein Luftstrom cirkulirt; auch verschiedene Aus- und Eingänge sind da, die alle weit von einander entfernt in's Freie münden. Hier lebt nun der Dachs einsam; nicht einmal sein Weibchen theilt denselben Bau mit ihm, sondern baut sich nebenan seinen eigenen Gang.

Unser Dachs ist ein eigentliches Nachtthier, wenngleich er auch nicht den ganzen Tag in seiner Höhle zubringt. Am Abend beginnt, wie beim Igel, dem er in mancher Hinsicht gleicht, seine eigentliche Zeit. Dann wird er munter und tritt seine nächtlichen Streifereien an. Sein Speisezettel ist sehr reichhaltig. Als Feinschmecker gräbt er im August und September aus dem lockern Waldboden die geschätzten schwarzen Trüffeln hervor, und weiß mit seiner feinen Spürnase die unterirdischen Knollen besser zu finden, als mancher passionirte Trüffeljäger. Ist ein Weinberg in der Nähe, so stattet Grimbart demselben sicherlich so lange allnächtlich seinen Besuch ab, als noch Beeren reifen. Dabei weiß er mit vielem Geschick die vorhandenen Oeffnungen im wohlverwahrten Zaun zu entdecken und die

kleinen entsprechend zu vergrößern. Wenn die süßen Pflaumen reifen, bilden sie sein Dessert und später die saftigen Birnen und Aepfel. Ist solch' feines Obst nicht zu erreichen, verschmäht der Dachs auch gröbere Kost nicht. Er begnügt sich alsdann mit Kartoffeln, weißen Rüben, Möhren, Eicheln, Bucheckern, und sind auch diese ihm versagt, so nährt er sich nach echter Eremitenart von rohen Wurzeln. Doch würde man irren, wenn man unseren Einsiedler als reinen Pflanzenfresser auffassen wollte. Auf der nächtlichen Wanderfahrt steckt er auch seine Nase in das Nestchen manchen Vögleins, welches so tief steht, daß es ihm ohne sonderliche Mühe erreichbar ist; und hat nun das kleine Müllerchen, der braune Laubsänger, die Sperbergrasmücke bereits das Legegeschäft vollendet, so fallen Eier und auch Junge dem Eindringling zum Opfer. Kann der Dachs sich solch' feine Speisen nicht leisten, so weiß er sich auch mit Geringerem zu begnügen. Er fängt Mäuse, die er aber mehr durch Zufall und große Geduld, als durch schnellfertige List erhascht; denn dazu ist er zu plump und unbeholfen, als daß es ihm gelingen sollte, einen der kleinen, schnellfüßigen Nager zu jagen. Auch Würmer und Nacktschnecken verschmäht er im Nothfalle nicht, ebenso wenig Eidechsen und Schleichen. Sogar der giftigen Kreuzotter rückt er beherzt zu Leibe, und wie der Igel scheint er gleichfalls völlig giftfest zu sein. Beobachtungen, die Lenz an Gefangenen machte, haben die oft angezweifelte Behauptung auf's Glänzendste bestätigt, und damit dürfte Grimbrecht's Platz unter den Schlangenjägern gesichert sein.

Wenngleich der Dachs ein vollendetes Nachtthier ist,

so ist er doch keineswegs völlig lichtscheu, er scheut mehr die Gesellschaft und bringt darum meist den Tag in seiner Höhle zu, um ungestört zu sein. Tschudi erzählt von einem Jäger, dem das seltene Glück zu Theil geworden ist, einen Dachs im Freien ganz ungestört beobachten zu können. Derselbe besuchte wiederholt einen Dachsbau, der am Rande einer Schlucht gelegen, von der entgegengesetzten Seite dem freien Ueberblick offen lag. Der Bau war stark befahren, der neu ausgeworfene Boden jedoch vor der Hauptröhre so eben und glatt wie eine Tenne und so fest getreten, daß nicht zu erkennen war, ob er Junge enthalte oder nicht. Als der Wind günstig war, schlich sich der Jäger von der entgegengesetzten Seite in die Nähe des Baues und erblickte bald einen alten Dachs, der griesgrämig in eigener Langweiligkeit verloren dasaß, doch sonst, wie es schien, sich recht behaglich fühlte in den warmen Sonnenstrahlen. Dies war nicht ein Zufall; der Jäger sah das Thier, so oft er an hellen Tagen den Bau beobachtete, in der Sonne liegen. In Wohlseligkeit und Nichtsthun brachte es die Zeit hin. Bald saß es da, guckte ernsthaft ringsum, betrachtete dann einzelne Gegenstände genau und wiegte sich endlich nach Art der Bären auf den Vorderpranken gemächlich hin und her. Seine große Behaglichkeit unterbrachen jedoch plötzlich blutdürstige Parasiten, die es in außergewöhnlicher Hast mit Nagel und Zahn sofort zur Rechenschaft zog. Endlich zufrieden mit dem Erfolge des Strafgerichtes, gab der Dachs mit erhöhtem Behagen in der bequemsten Lage sich der lieben Sonne preis, indem er ihr bald den breiten Rücken, bald den wohlgenährten Wanst

zukehrte. Lange dauerte dieser Zeitvertreib auch nicht, mit der Langeweile mochte ihm etwas in die Nase kommen. Er hebt diese hoch, windet nach allen Seiten, ohne etwas ausfindig zu machen; doch scheint ihm Vorsicht rathsamer, und er fährt zu Baue.

Dies stille behagliche Leben, frei von jeder Aufregung und jeglichem Aerger, die glückliche Gemüthsruhe, dazu die sorgfältige Wartung und Pflege, die der Bursche seinem eigenen Selbst angedeihen läßt, macht, daß die reichlich genossenen Mahlzeiten vortrefflich bei ihm anschlagen, und so finden wir denn einen jeden Dachs, wenn er vor dem Winter sich in den innersten Winkel seiner wohlausstaffirten und wohlverwahrten Wohnung zurückzieht, mit einer ansehnlichen Fettlage versehen.

Nach Art der Bären, zu welchen Thieren unser Dachs gerechnet wird, ruht er den ganzen langen Winter hindurch im Schlafe, die Schnauze zwischen den Hinterbeinen versteckt, doch ist die früher landläufige Ansicht, als ob er aus dem dort befindlichen, mit einem übelriechenden Oele angefüllten Fettbeutel zehre, in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Ende Februar oder Anfang März wirft das Weibchen drei bis fünf junge Dächslein, welche hilflos und blind sind und von der Mutter sorglich gepflegt werden. Durch Ausgraben kann man sich im Frühjahr leicht in den Besitz der Jungen setzen; doch wird man wenig Freude an ihnen erleben; denn die Burschen bleiben ihrer mürrischen, verschlossenen, mißtrauischen Natur ihr ganzes Leben lang treu. Den ganzen Tag liegen sie meist in träger Ruhe, und erst mit

eintretender Nacht werden sie munter und bleiben es dann auch bis zum Morgen. Die gefangenen Alten sind völlig unausstehlich. Sie zu irgend einer Fertigkeit abzurichten ist bei ihrer großen Dummheit unmöglich, besteht ja doch auch die einzige Virtuosität des Freilebenden einzig und allein in der kunstvollen Anlage des Baues, der, geräumig, luftig, bis zur Pedanterie reinlich, sich von den Bauten seiner sämmtlichen Verwandten vortheilhaft unterscheidet.

Diese rühmliche Eigenschaft unseres Eremiten weiß der durchtriebene Strauchdieb Reineke sich zu Nutzen zu machen. In seiner gewohnten Undankbarkeit hat er längst vergessen, welche Wohlthaten und Dienste einst ein Grimbart seinem Ahn erwiesen, und anstatt Freund und Beschützer seines Neffen zu sein, ist und bleibt er des armen borstigen Burschen grimmigster Feind. Wo es nur immer angeht, legt der vornehme elegante Fuchs nicht selbst seinen Bau sich an; der Schelm dünkt sich viel zu gebildet, um solch' einförmige, harte Arbeit zu verrichten. Gewöhnlich muß ihm der fleißige Einsiedler Dachs sein mit so großer Mühe und Sorgfalt angelegtes Quartier räumen, und es ist Thatsache, daß der Arge die schändlichsten Kriegslisten anwendet, um den Eigenthümer zum Verlassen der geräumigen Wohnung zu bewegen. Er verpestet dem über Alles die Reinlichkeit liebenden Dachs den Bau durch seinen Koth, und setzt dieses so lange fort, bis endlich der arme Geplagte sein ihm verleidetes Haus verläßt, um ein neues anzulegen. Dann nimmt der lauernde Schuft von der geräumigen, comfortablen Wohnung Besitz.

Gejagt wird der Dachs nur selten, denn er ist nirgends

häufig. Auf dem Anstande ihn zu erlegen erfordert große Vorsicht von Seiten des Jägers und setzt eine ungemeine Geduld voraus, denn erst beim völligen Anbruch der Nacht geht das Thier auf Nahrung aus, und im Herbste, wenn es recht fett geworden ist, gar erst nach Mitternacht. Ist überdies noch ein Jäger oder Hund Tags über an seinem Baue gewesen, so bleibt er Nachts stille zu Haus und geht drei oder vier Tage lang gar nicht aus. Der Jäger sucht nun oft des Nachts mit einem Hetzhunde den ausgegangenen Dachs auf; die Hunde packen das Wild, und der Jäger sticht es mit der Dachsgabel todt. Manchmal auch fängt man ihn in Säcken, die vor den Laufröhren aufgehängt sind, wenn er, von den Hunden gehetzt, zu Baue fährt. Am sichersten geschieht die Jagd durch die kleinen, aber ungemein scharfen Dachshunde. Diese Thierchen jagen ihn im Bau und treiben ihn so lange, bis er endlich in eine Sackröhre hineingeräth, von wo ein Entweichen unmöglich ist. Die Röhre wird aufgegraben, und der knurrende, zornig fauchende Gefangene herausgezogen. Manchmal allerdings entgeht er trotzdem allen Nachstellungen. Wenn die Verfolger ihm nämlich nahe auf den Pelz gerückt sind, gräbt er sich tief in die Erde hinein, oder verstopft die Röhre hinter sich, so daß die kleinen Hunde ihm nichts anhaben können. Eine recht grausame, barbarische Art des Einfangens, das sogenannte Anbohren, ist in manchen Gegenden üblich. Die Jäger stoßen nämlich eine lange Stange in den Bau hinein, in welchem sie das Thier wissen. Vorn ist an der Stange eine Art von doppeltem Pfropfenzieher befestigt. Damit bohren sie das arme Thier

lebendig an, ziehen es langsam heraus und schlagen es durch heftige Hiebe auf die Schnauze todt. Dabei haben sie oft ihre liebe Noth; denn gereizt theilt das Thier wüthende Bisse aus.

Eine sehr drollige Dachsjagd erzählt Tschudi von einem Appenzeller Jäger aus Gais. Derselbe hatte mit seinem Knechte den Bau glücklich ausgespürt, war aber ohne Werkzeuge und Hunde. Was thun? Das Jägerblut war erregt. Da ließ er sich vom Knechte einen langen, starken Strick an die Beine binden und kroch mühselig in die Dachsröhre hinein. Der Einsiedler lag am Ende seines Baues in behaglicher Ruhe nach der schweren Arbeit der Nacht und hatte sogar Gesellschaft; ein zweiter Dachs war bei ihm. Der Jäger packte den ersten mit festem Griff an seinem borstigen Schopf und gab dem Knechte ein Zeichen, der ihn nun am Seile mit der Beute aus dem Bau zog. Hierbei jedoch war ein oben im Stollen vorstehender spitzer Stein dem Jäger in das Fleisch eingedrungen und hatte den ganzen Rücken längs des Rückgrates furchenartig aufgeschlitzt, so daß das Blut herunterrieselte. Allein das kümmerte den hitzigen Waidmann wenig, hatte er doch einen zweiten Dachs im Bau bemerkt. „Ich muß noch einmal hinein," sagte er zu seinem Knechte, indem er sich wieder hinlegte, „richte mir nur den verdammten Stein wieder in die gleiche Wunde am Rücken, daß ich mir nicht Alles zu Schanden reiße." Und so kroch er wieder hinein; glücklich brachte er auch den zweiten Dachs heraus, tödtete ihn und ließ sich nun erst den zerrissenen Rücken verbinden.

Ich selbst erinnere mich eines nicht minder drolligen Fanges aus meiner Jugendzeit. Zur Zeit der Ernte brachten eines Tages ährensammelnde Kinder die Nachricht, in einer tiefen Lehmgrube mitten im Felde sitze ein großes, graues Thier, das ganz erschrecklich grunze und fauche. Eine Anzahl Leute begab sich an Ort und Stelle und entdeckte auf dem Grunde der etwa vierzig Fuß tiefen Grube einen Dachs, der durch irgend einen Zufall hineingestürzt sein mochte, ohne aber, wie es schien, Schaden genommen zu haben, denn er lief wie rasend in seinem Zwinger umher und scharrte und arbeitete, um in die Höhe zu gelangen. Nachdem eine Zeit lang Rath gehalten worden war, bestieg endlich ein kräftiger Bursche einen großen Weidenkorb und wurde an einer Leine hinuntergelassen, um das Wild zu erlegen. Ob der Bursche aber nun ein Hasenfuß war, oder ob das grunzende Grauthier wirklich so schrecklich anzusehen war — genug, drunten angelangt, machte er solch' verzweifelte Geberden, daß er schlennigst nach oben befördert wurde, wo seine blutenden Hände sprechendes Zeugniß von den scharfen Bissen des Dachses ablegten. Ein Zweiter unternahm, mit einer langen Gabel bewaffnet, das Wagniß, ohne mehr Erfolg zu haben als der Erste. Einem Dritten ging es ebenso. Unten fauchte und trommelte der Dachs; oben stand man rathlos und wußte sich nicht zu helfen. Endlich erschien ein Jäger und tödtete das Thier durch einen wohlgezielten Schuß.

Wie wir sehen, wird unser Dachs, wie auch seine übrigen Gesinnungsgenossen Hamster, Igel, Maulwurf, überall unnachsichtlich verfolgt. Es ist dies sehr zu bedauern. Der

Schaden, den er anrichtet, ist nur unbedeutend, und der Nutzen, den ein erlegtes Thier abwirft, ist gering; denn abgesehen von dem Fett, das in den Apotheken meist gut bezahlt wird, ist kaum etwas Anderes zu verwerthen; allenfalls noch das feste, wasserdichte Fell. Diese unvernünftige Ausrottung hat aber zur Folge gehabt, daß der dem Naturfreunde immerhin sehr interessante und in seiner Lebensart noch nicht völlig bekannte Dachs in den letzten Jahrzehnten fast ganz verschwunden ist, so daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn uns irgendwo eine Dachsfährte aufstößt, oder gar ein bewohnter Bau entdeckt wird.

Mannigfaltiges.

Des Königs von Westphalen letzter Abend in Paris. — Der ehemalige König von Westphalen, Hieronymus Bonaparte, ein Bruder des Kaisers Napoleon I., lebte, ehe er von Letzterem auf den eigens für ihn geschaffenen Thron gesetzt wurde, wie ein vornehmer Müßiggänger in Paris, besuchte alle Schauspiele und Vergnügungsorte und stand mit mehreren jungen Schriftstellern, die damals ihres Witzes, ihres Geistes und ihrer Leichtlebigkeit wegen sich einigen Ruf erworben hatten, auf vertrautem Fuße. Am Abende nach seiner Ernennung zum Könige von Westphalen begegnete er am Ausgange des Vaudeviletheaters den beiden vertrautesten Freunden seiner tollen Streiche, den Herren v. Cambremer und P. Luchat, und rief sie sogleich an.

„Es freut mich unendlich, Euch zu sehen," sagte er. „Wißt Ihr, daß ich König von Westphalen geworden bin?"

„Gewiß, Sire, und erlauben Sie, daß wir die Ersten sind, welche —"

„Keine Ceremonien, keine Ziererei unter uns! Dazu ist es Zeit, wenn ich auf meinem Throne sitzen werde; hier gibt's kein Sie; Du wie immer, wir bleiben die Alten. — Kommt zum Essen!"

Hieronymus führte seine Freunde sogleich zu einem der vorzüglichsten Restaurateure im Palais-Royal und ließ ein exquisites Souper auftragen. Man schwatzte viel, lachte viel, machte Witze, trieb allerhand Possen und — trank natürlich auch nicht zu wenig.

Als der Wein die Köpfe etwas warm und schwer gemacht hatte, rief Hieronymus: „Freunde, wir bleiben bei einander; wenn Ihr wollt, nehme ich Euch mit. Du, Cambremer, sollst Sekretär bei mir sein, und Dich, Pierre, mache ich zu meinem Bibliothekar, da Du ein solcher Bücherwurm bist."

Der Vorschlag wurde jubelnd angenommen, und die Bestallung sogleich bei einer frischen Flasche Champagner vollzogen.

Endlich mußte man sich trennen und man forderte die Rechnung. Hieronymus zieht die Börse, aber der neue König von Westphalen findet nur zwei Louisd'or, die natürlich bei Weitem nicht zur Zahlung der Zeche hinreichen. Seine beiden neuen Staatsbeamten beeilen sich, ihrem Könige ihr ganzes Vermögen anzubieten; es betrug zusammen kaum zehn Franken. Was war zu thun? Um zwei Uhr des Morgens konnte man unmöglich Geld auftreiben. Endlich wurde beschlossen, den Wirth selbst kommen zu lassen und ihm die fatale Lage zu entdecken. Dieser ist vernünftig und höflich und fragt nur nach ihren Namen.

„Ich bin der Sekretär des Königs von Westphalen," ruft Cambremer.

„Ich bin der Bibliothekar des Königs von Westphalen," beeilt sich Luchat hinzuzusetzen.

„Sehr wohl, meine Herren," erwiederte der Wirth, der zu fürchten begann, er möchte mit Betrügern zu thun haben, „und dieser Dritte da ist wahrscheinlich der König von Westphalen selbst?"

„Sie haben ganz Recht," erwiederte Hieronymus. „Der bin ich."

„Das ist mir denn doch ein wenig zu stark, meine Herren; wir wollen doch sehen, ob Sie vor dem Polizeikommissär nicht aus den Rollen fallen."

„Um Gottes willen!" rief Hieronymus, dem bei dieser Wendung der Dinge schwül wurde, „nur keinen Lärm! Wenn Sie uns nicht trauen, so will ich Ihnen meine Uhr da lassen, die den Betrag Ihrer Rechnung zehnfach deckt."

Er überreicht also dem Restaurateur eine kostbare, prachtvolle Taschenuhr, welche ihm Napoleon geschenkt und die auf der Rückseite dessen Namenszug in Diamanten hatte, und darf sich nunmehr mit seinen Freunden entfernen. Der Wirth besieht sich hierauf die Uhr genauer, und es kommt ihm dabei der Verdacht, daß sie gestohlen sein könne; er trägt sie also zur Polizei. Der Kommissär erkennt den Namenszug des Kaisers und läuft zu dem Polizeipräfekten, dieser zum Minister des Innern, der sich sogleich zum Kaiser nach St. Cloud begibt. Napoleon löste denn auch die Uhr ein und es ist nicht bekannt geworden, mit welchen Worten er seinem königlichen Bruder dieselbe zurückgab, als dieser sich noch an demselben Tage bei ihm verabschiedete. Mitgenommen hat er aber weder seinen „Sekretär", noch seinen „Bibliothekar". A. Vandholtz.

Der „Teufel im Glase". — Der berühmte, dem Jesuitenorden angehörige Gelehrte und Hexenprozeßgegner P. Adam Tanner (geboren im Jahre 1572 zu Innsbruck), starb auf der

Reise von Ingolstadt in sein Vaterland im Frühjahre 1632 zu Unken, einem Salzburgischen Dörfchen. Seine Landsleute entdeckten nun nach seinem Hinscheiden unter den wenigen Habseligkeiten, die er hinterließ, ein Vergrößerungsglas, in welchem eine Mücke eingeschlossen war. Sein Ordensbruder, der geschickte Naturforscher P. Christoph Scheiner, hatte ihm, da er sich gerne mit der Mathematik und Physik beschäftigte, dasselbe einst zum Geschenk gemacht. Als nun die guten Unkener unter dem Vergrößerungsglase das große, behaarte Thier mit Schnauze und langen Klauen in einem äußerlich kleinen Gefäße eingeschlossen sahen, stieg in ihnen allsogleich der Verdacht auf, dieses häßliche Geschöpf könne nichts Anderes als der Teufel, und der verstorbene Fremde müsse ein Zauberer gewesen sein, der mit dem „Bösen" im Bunde gestanden habe. Sie stürmten zum Ortspfarrer hin und forderten ungestüm, daß diesem höchst verdächtigen Reisenden das christliche Begräbniß in geweihtem Erdreiche versagt werde. Zum Glücke besaß der Pfarrer einige Kenntnisse von den optischen Gläsern und erklärte den Leuten, so gut er konnte, die ganze Sache, indem er die Mücke aus dem Glase herausnahm und sie ihnen in ihrer natürlichen Größe zeigte, dann aber eine andere Mücke fing, selbe ebenfalls im Mikroskop aufstellte und in vergrößerter Gestalt sehen ließ. Dies beruhigte die Leute und nun konnte endlich die Leiche des guten vielgewanderten Tanner zur ewigen Ruhe kommen.

So mußte es ein eigener Unstern fügen, daß Tanner, der sein ganzes Leben hindurch den Kampf gegen den Glauben an Zauberei und Hexerei geführt, nach dem Tode selbst, wenn auch nur vorübergehend, für einen Zauberer gehalten wurde. Bd.

Die heiligen Hunde. — Auf einer phönikischen Inschrift, welche aus Bitium stammt und über die Ausgaben eines Tempels Rechenschaft gibt, ist in dem mit aufgeführten Tempeleigenthum auch die Rede von einem Aufwand für die „heiligen

Hunde". Lange haben sich die größten Alterthumsforscher, unter denen sich auch Renan befand, den Kopf zerbrochen, um zu enträthseln, zu welchem Zweck in manchen Tempeln jene Hunde gehalten wurden. Einander gänzlich widersprechende Ansichten traten zu Tage, bis es endlich dem Professor Reinach gelang, aus alten Inschriften, welche in der Nähe des Tempels des Aeskulap in Epidaurus aufgefunden worden waren, nachzuweisen, daß die diesem Tempel geweihten Hunde dazu verwendet wurden, blinde Kinder durch Lecken ihrer Augen von der Blindheit zu heilen. Vor Kurzem hat Dr. Gaidoz eine Schrift veröffentlicht, worin er nachweist, daß bei einer großen Zahl von Völkern religiöse Gewohnheiten und Glaubenslehren existiren, die denen von Epidaurus ähnlich sind. Heute noch bilden die Hindu sich ein, daß die Engländer Hunde nur deshalb tödteten, um sich eines ausgezeichneten Heilmittels zu bemächtigen, das in der Zunge dieser Thiere enthalten sei. Vom heiligen Rochus wird erzählt, daß er mit dem Speichel, der von der Zunge seines Hundes herabträufelte, viele Kranke geheilt habe. In Portugal, Frankreich, Schottland gilt die Zunge des Hundes noch heute als ein bewährtes Heilmittel. Nach biblischem Bericht ließ der arme Lazarus ja auch seine brennenden Schwären von den herrenlos herumlaufenden Hunden lecken, und in Böhmen läßt man sogar von Hunden das Gesicht der Neugeborenen lecken, um ihnen ein scharfes Auge mit auf die Lebensreise zu geben — ein sehr gefährlicher Aberglaube, denn wie schon viele schlimme Krankheiten durch das Lecken der Hunde, die dadurch den Hundebandwurm auf den Menschen übertragen, entstanden sind, hat die moderne Wissenschaft klar bewiesen.

Hcht.

Ein erkaufter Wunsch. — Landgraf Philipp von Hessen († 1567) hatte zuweilen Harun al Raschid-Anwandlungen und streifte dann verkleidet im Lande umher, um Zustände und Meinungen seiner Unterthanen zu erkunden. Auf einem dieser nur

mit einem einzigen Begleiter unternommenen Streifzüge begegnete der Landgraf einer ärmlich gekleideten Frau, die einen ziemlich schweren Pack auf dem Kopfe trug und betrübt vor sich hinschaute. Der Landgraf trat vor das Weib und fragte sie: „Was habt Ihr denn in dem schweren Pack?"

„Leinengarn," erwiederte diese.

„Was wollt Ihr mit dem Leinengarne machen?"

„Es in die Stadt zum Verkaufe tragen."

„Trägt es viel ein?"

„Wenn es mir diesmal nur so viel einträgt, um die neue Steuer bezahlen zu können, die der Landgraf ausgeschrieben hat, will ich schon zufrieden sein, wenn auch meine Familie darunter leidet. Aber der Steuerbote kennt kein Erbarmen."

„Wie hoch ist die Steuersumme, die Ihr zahlen sollt?"

„Ein ganzer Ortsgulden, von dem ich mit den Meinen eine Woche leben kann."

Der Landgraf zog seine Geldtasche, nahm einen Ortsgulden heraus und reichte denselben der Frau.

„Da nehmt, gute Frau, und bezahlt die fällige Steuer damit. Den Erlös des Leinengarns könnt Ihr dann für Euch behalten. Dadurch kommt weder Ihr, noch der Landgraf zu Schaden."

„Lohne Euch Gott, Herr, was Ihr an mir armem Weibe Gutes thut," sagte das Weib, dem Landgrafen die Hand zum Danke küssend; „aber ich wünschte, daß dem Landgrafen das Geld, das er von uns Armen erpreßt, glühend auf das Herz fiele, damit er sich unserer erbarmen lernte."

Landgraf Philipp wandte sich im Weitergehen zu seinem Begleiter und raunte diesem mit bitterem Lächeln zu: „Solch' schlimmen Wunsch habe ich mir für mein eigenes Geld erkauft!"

C. N.

Ueber die Fabrikation von Jöngköpings Tändsticktor, der schwedischen Streichhölzer, macht der „London Grocer" folgende

interessante Mittheilungen: Die jetzt weltberühmte Fabrik wurde im Jahre 1845 von J. E. Lundström gegründet, um die damals allgemein gebräuchlichen Phosphorzündhölzchen herzustellen. Das Unternehmen war erfolgreich, aber Lundström verfolgte mit Aufmerksamkeit die Bestrebungen zur Verbesserung der Zündhölzchen, wie sie von Preschel, Kopp, Schrötter und Anderen ausgingen. Auf Grund der von diesen Männern angestellten Forschungen wandte Lundström schließlich statt des gewöhnlichen (weißen) Phosphors rothen (amorphen) Phosphor an, theilte auch die Bestandtheile der Zündmasse, so daß die Hölzchen nur zünden, wenn sie auf der entsprechend präparirten Streichfläche gerieben werden. Diese Verbesserungen verliehen der Fabrik einen großen Aufschwung; es wurde ein Etablissement nördlich vom Wetternsee gebaut, das sich seit dem Jahre 1857 in den Händen einer Gesellschaft von 11 Theilnehmern, mit einem Kapital von 4 Millionen schwedischer Kronen befindet. Die Anzahl der beschäftigten Arbeiter beträgt 872, wovon 533 Männer und 339 Frauen sind. Im Jahre werden in dieser Fabrik durchschnittlich 250,000,000 Tausend Zündhölzchen hergestellt, deren Gewicht 70,000 Centner, deren Werth 3 Millionen Kronen beträgt. Das Etablissement hat 8 Dampfmaschinen von zusammen 130 Pferdekräften im Betriebe, welche 260 Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art in Bewegung setzen. Die Maßregeln gegen Feuersgefahr sind so gut getroffen, daß die Fabrik gegen verhältnißmäßig niedrige Prämien versichert ist. Die Jöngköping-Zündhölzchen werden aus Espenstämmen hergestellt, die sorgfältig sortirt und in Blöcke von 1½ Fuß Länge geschnitten werden. Nach Entfernung der Rinde werden die Blöcke eine gewisse Zeit hindurch in Wasser gelegt, um das Holz zäher und biegsamer zu machen. Sodann werden die Blöcke in dünne Bänder geschnitten, deren Breite und Stärke der Länge der Zündhölzchen entspricht; diese Bänder werden in Bündeln von je 50 in einer Maschine geschnitten, die

in der Stunde eine Million Zündhölzchenstöcke liefert. Diese werden dann in warmer Luft getrocknet, endlich in die Zündmasse getaucht und in Schachteln verpackt, die zum größten Theile von Insassen der Strafanstalten Londons angefertigt werden. R.

„Der dumme Stein!“ — Der größte Goldklumpen, den man je entdeckt hat, wurde vor einigen Jahren von zwei Arbeitern, Deeson und Oates, in Australien gefunden. Genannte Männer waren in die neuerschlossenen Goldfelder gezogen und hatten bis dahin so gut wie nichts gefunden; Beide waren blutarm, dazu hatte Deeson noch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Fast verzweifelt zogen die Beiden an einem Nachmittag aus und wandten sich einem Distrikte zu, in dem noch kein Mensch nachgegraben hatte. Nachdem sie eine längere Zeit in der Nähe eines alten Baumes gearbeitet hatten, stieß Deeson plötzlich auf einen harten Gegenstand. „Der dumme Stein!“ rief er fluchend aus, „ich hätte eben beinahe meine Spitzhacke an ihm zerbrochen.“ Bald darauf schrie er seinem Genossen, der etwas von ihm entfernt emsig schaffte, zu: „Oates, komm' doch 'mal her und sieh zu, was dies hier ist!“ Oates eilt herbei — es war ein kolossaler Goldklumpen. Sie wollten ihren Augen nicht trauen, und nachdem sie den Stein frei gelegt und gehoben hatten, schleppten sie ihn mit vieler Anstrengung in Deeson's Hütte. Der Stein war mehr denn zweimal so schwer, wie eine gleich große Eisenmasse, kein Zweifel mehr, es mußte Gold sein! Die ganze Nacht brachten die beiden Männer damit zu, ihren Schatz von anhängendem Quarz zu befreien, und als die Morgenröthe anbrach, machten sie sich eine rohe Tragbahre, hoben den Goldklumpen darauf und trugen ihn in die Stadt auf die Bank. Dort wog man ihn, sein Gewicht betrug 2268 Unzen, und man zahlte ihnen dafür 10,000 Pfund oder 200,000 Mark. Aus dem Abfall, den sie abgekratzt und abgeschmolzen hatten, gewannen sie außerdem noch 10 Pfund Gold. H. Th.

Konfiszirte Bücher. — Die Verbote von politisch anstößigen Büchern wurden unter dem römischen Kaiser Augustus zum ersten Male erlassen um das Jahr 8 v. Chr. Bis dahin wurden wohl die Schriftsteller wegen zu freier Meinungsäußerung zur Verantwortung gezogen, ihre Geistesprodukte konnten aber trotzdem ungestört weiter cirkuliren. Zur Zeit des Augustus schrieb nun einer seiner Gegner, Titus Labienus, eine „Zeitgeschichte", die durch ihre rücksichtslose Sprache die allgemeine Aufmerksamkeit der Gebildeten seiner Zeit erregte. Man nannte scherzhaft den Verfasser Titus Rabienus, d. h. Titus den Wütherich. Labienus geißelte in scharfer, rücksichtsloser Weise die bestehenden Verhältnisse, und die Offenheit seiner Sprache zog ihm die Erbitterung der herrschenden Kreise zu. Ein Mitglied des Senates stellte den Antrag, die „Zeitgeschichten" zu unterdrücken und zu verbrennen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und das Geschichtswerk des Labienus wurde dem Feuer übergeben. Diese Strafe gegen mißliebige Bücher war damals ganz neu und erregte allgemeines Aufsehen, sowie Mitgefühl mit dem Verfasser. Sein Freund Severus war von dem verbotenen Werke so entzückt, daß er weinend ausrief: „Nun werde ich auch verbrannt werden müssen, denn ich weiß die ganzen Zeitgeschichten des Labienus auswendig." Auch die Werke des Severus verfielen später demselben Schicksal. Interessant ist es, daß derjenige Senator, der diese neue Strafe erdacht hatte, sich in's eigene Fleisch schneiden sollte. Den Namen des Senators hat die Geschichte nicht aufbewahrt, wohl aber wissen wir, daß auch seine Werke unter der Regierung des Augustus verbrannt wurden. — Unter den Nachfolgern des Augustus griff man häufig zu diesem Strafmittel der Bücherkonfiskation. Uebrigens verhinderte man durch das Verbot die Verbreitung der einzelnen Schriften nicht. Die verbotenen Früchte schmeckten eben auch damals schon am besten, und als eine Konfiskation einst zurückgenommen wurde, machte der Autor

mit seinem Geisteskinde kein Geschäft mehr, denn nun wollte sein Werk Niemand mehr lesen, weil es Jeder lesen durfte. J. E.

Der Hufeisentribut. — Noch bis in die jüngste Zeit wies die große Halle des Gerichtshofes der Stadt Oakham in der englischen Grafschaft Rutland eine ganz eigenthümliche Wandausschmückung auf; dieselbe bestand in einer großen Anzahl Hufeisen aus den verschiedensten Metallen mehr oder weniger kunstvoll gefertigt und von allen möglichen Größen. Das umfangreichste war über dem Sitz des Oberrichters angebracht und hatte, reich vergoldet, einen Umfang von 6½ Schuh. Wie jedes der für einen Gerichtshof recht sonderbaren Attribute einen der englischen Peerschaft angehörigen Namen als Stifter trug, war auf genanntem Hufeisen der des Herzogs von York, eines Bruders von Georg IV., zu lesen.

Der Ursprung dieser eigenthümlichen Stiftung ist auf Elisabeth, die „jungfräuliche Königin", zurückzuführen. Auf einer Reise begriffen, führte die Route der Monarchin durch Oakham; anstatt den Ort nur zu berühren, ward die Königin durch den Verlust eines Hufeisens, das einem der Zelter vor der königlichen Karosse wohl zu lose befestigt war, zu längerem Verweilen in der kleinen Stadt gezwungen, um hier den Schaden ergänzen zu lassen. Die darüber entzückten Einwohner boten alles Mögliche auf, Elisabeth während ihres unfreiwilligen Aufenthalts zu zerstreuen, und es gelang ihnen so gut, daß die Monarchin, als nach einiger Zeit der Reisemarschall die Weiterfahrt verkünden durfte, fast mit Bedauern aus ihrer getreuen Stadt Oakham schied. Um derselben eine Erinnerung an die Anwesenheit der Monarchin und zugleich einen Lohn zu hinterlassen, befahl sie, das verlorene Hufeisen in der Gemeindehalle zu bewahren; zugleich aber verlieh sie durch besondere Akte der Stadt Oakham das Recht, von jedem Mitgliede der Peerschaft Englands, der das Weichbild Oakhams auf der Durchreise überschreite, ein Hufeisen oder

dessen Ersatz je nach der Großmuth des Stifters in baarem Gelde zu verlangen. Nun ward es Ehrensache des Adels, sich zu den Gliedern des „Ritterordens vom Hufeisen" zu Oakham zählen zu dürfen, und der Monarchin zu Gefallen überbot natürlich eine Spende die andere. Auch unter den Nachfolgern der großen Königin ward der seltsame Brauch in Ehren gehalten, und wenn auch in weit beschränkterem Maßstabe, erfreute sich Oakham einer ganz stattlichen Einnahme durch die „Hufeisenbill", bis mit den Eisenbahnen die Reisewagen außer Verkehr kamen und das Dampfroß der neuen Zeit auch über diese alte Sitte vernichtend dahinzog. H—d.

„Womit bedauert Ihr ihn?" — In London saßen eines Abends mehrere Kaufleute zusammen und unterhielten sich über die unglückliche Lage eines Freundes, der durch einen Bankerott um sein ganzes Vermögen gekommen war.

„Wie leid, nein wie leid thut mir der brave Mann!" sagte der Eine.

„Und die gute Frau thut mir noch viel mehr leid," erwiederte ein Anderer.

„Ach," sagte der Dritte, „die Kinder, die sind am allerschlimmsten daran, welcher Zukunft gehen sie nicht entgegen!"

Der Vierte — es war der spätere Lord-Mayor T. Coble — der dem Gespräche der Freunde bis jetzt schweigend zugehört hatte, erhob nun auch seine Stimme, indem er sagte: „Liebe Freunde, ich freue mich von Herzen, daß Ihr an dem Unglück unseres Mitbruders solch' regen Antheil nehmt, mir geht es auch so. Doch das Lamentiren kann ihm leider nichts nützen, wir müssen zur That schreiten, und da bin ich überzeugt, daß Ihr meinem Beispiele folgen werdet. Ich bedaure unseren Freund mit tausend Pfund Sterling; womit bedauert Ihr ihn?"

Es trat plötzlich große Stille ein, man sah sich verwundert, beschämt an — was sollte man da anfangen? Sich nachträglich

zurückziehen, es wäre eine Schande gewesen — also nach langem Schweigen nannte Einer nach dem Andern eine bestimmte Summe, und es kam auf diese Weise so viel zusammen, daß der bankerotte Handelsmann sein Geschäft wieder aufnehmen konnte und gerettet war. v. D.-H.

Die Bienen in den Tropen. — Neuerdings hat man an solchen Bienen, die nach dem wärmeren Amerika verpflanzt wurden, bemerkt, daß sie dort weniger Honig einsammeln, als in den Ländern der gemäßigten Zone. Die bei uns so fleißige Biene trägt dort überhaupt keine Vorräthe von Honig ein, wenn sich in ihrer Nähe Zuckerplantagen befinden, da ihr hier an den ausgepreßten Abfällen Nahrung in Hülle und Fülle und im Sommer wie im Winter geboten wird. Auch in der Bibel wird die Biene nirgends als Bild des Fleißes, sondern als Bild der heftigen Verfolgung aufgeführt, was wohl daher rührt, daß der Bienenstich in den wärmeren Ländern gefährlicher als bei uns ist. H. Z.

Eine gewährte Bitte. — Ein Fähnrich, welcher aus dem Militärstande wegen Uebernahme des väterlichen Gutes entlassen zu werden wünschte, schrieb an Friedrich den Großen ein Gesuch, das mit den Worten begann: „Geehrter Herr König! Hierdurch möchte ich Sie um meinen Abschied gebeten haben, weil ich u. s. w."

Der König schrieb darunter: „Allerdurchlauchtigster Herr, großmächtigster Fähnrich! Er ist ein grober Esel, den ich nicht brauchen kann. Gehe Er meinetwegen, wohin Er will! Friedrich, R." M. L.

Herausgegeben gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.